

Verein für Socialpolitik (Ed.)

**Book**

## Die Ansiedlung von Europäern in den Tropen. Zweiter Teil: Mittelamerika, Kleine Antillen, Niederländisch West- und Ostindien

Schriften des Vereins für Socialpolitik, No. 147/II

**Provided in Cooperation with:**

Verein für Socialpolitik / German Economic Association

*Suggested Citation:* Verein für Socialpolitik (Ed.) (1912) : Die Ansiedlung von Europäern in den Tropen. Zweiter Teil: Mittelamerika, Kleine Antillen, Niederländisch West- und Ostindien, Schriften des Vereins für Socialpolitik, No. 147/II, ISBN 978-3-428-57452-0, Duncker & Humblot, Berlin, <https://doi.org/10.3790/978-3-428-57452-0>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/286032>

**Standard-Nutzungsbedingungen:**

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

**Terms of use:**

*Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.*

*You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.*

*If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.*



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/legalcode.de>

# Die Ansiedlung von Europäern in den Tropen

Zweiter Teil:

Mittelamerika, Kleine Antillen,  
Niederländisch West- und Ostindien



Duncker & Humblot *reprints*



**Schriften**  
des  
**Vereins für Sozialpolitik.**

147. Band. Zweiter Teil.  
**Die Ansiedelung von Europäern in den  
Tropen.**

Zweiter Band.



**Verlag von Duncker & Humblot.**  
**München und Leipzig 1912.**



# Die Ansiedelung von Europäern in den Tropen.

Zweiter Band.

---

Mit Beiträgen von  
Professor Dr. Karl Sapper, Professor Dr. D. van Blom  
und Dr. J. A. Nederburgh:  
Mittelamerika, Kleine Antillen, Niederländisch-  
West- und Ostindien.



Verlag von Duncker & Humblot  
München und Leipzig 1912

Alle Rechte vorbehalten.

Wittenburg  
Pierer'sche Hofbuchdruckerei  
Stephan Weibel & Co.

## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
Ansiedlung von Europäern in Mittelamerika von Professor Dr. Karl Sapper	1
Ansiedlung von Europäern auf den Kleinen Antillen von Professor Dr. Karl Sapper . . . . .	75
Niederländisch-West-Indien von Professor Dr. D. van Blom. . . . .	101
Bemerkungen zu den Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik für Niederländisch-Ostindien von Ministerialdirektor a. D. Dr. J. A. Neederburgh . . . . .	162

---



# Mittelamerika

von

**Karl Sapper**

Professor der Geographie an der Universität Straßburg

Schriften 147. II.



# Ansiedlung von Europäern in Mittelamerika.

## I. Orientierende Einleitung.

Unter Mittelamerika versteht man in geographischem Sinn die gesamte feste Landbrücke zwischen Nord- und Südamerika vom Isthmus von Tehuantepec bis zum Isthmus von Panamá. Zwei große bogenförmig gekrümmte Gebirgssysteme durchziehen dies Gebiet: das Kettengebirge des nördlichen Mittelamerika, am Isthmus von Tehuantepec beginnend, und an der Ostküste von Spanisch-Honduras unterm Meer verschwindend, und das costaricanisch-panameñische Kettengebirge, das vom südwestlichen Nicaragua an bis über den Isthmus von Panamá hinaus sich erstreckt. Obgleich das erstgenannte, durch zahlreiche, ungefähr parallele Ketten ausgezeichnete Gebirgssystem viele ältere und älteste Formationen umfaßt, so ist die Herausbildung seiner gegenwärtigen Gestalt doch erst der jungen Tertiärzeit zu verdanken und noch später erst scheint die Angliederung der großen Kalkplatte von Yucatan erfolgt zu sein. Das costaricanisch-panameñische Gebirge ist aber überhaupt zum größten Teil aus tertiären Gebilden aufgebaut, wenngleich ältere Formationen auch nicht ganz mangeln. In beiden Teilen Mittelamerikas spielt seit dem Tertiär bis in die Gegenwart hinein der Vulkanismus eine sehr große Rolle: ihm verdanken Guatemala, Westhonduras und Salvador, sowie Costarica und Panamá ausgedehnte jungeruptive Rückengebirge, Honduras und Nicaragua große Eruptivdecken, und dem Rand der Südsee entlang ziehen sich nahezu parallel die langen Reihen der mittelamerikanischen Vulkane, die eine außerordentlich große Bedeutung für beträchtliche Teile des Gebietes besitzen, denn ihrer Tätigkeit ist es zu verdanken, daß weite Flächen mit lockeren vulkanischen Auswürflingen bedeckt wurden und dadurch größtenteils einen ungemein fruchtbaren Boden

erhielten; wenn aber während der Ausbrüche starke Winde wehten, so wurden große Aschenmassen auch weithin über ferne Landschaften verweht; sie verbesserten dann die dortigen Böden, die nach dem anstehenden Gestein recht verschiedenartiger und nicht immer günstiger Beschaffenheit waren; auch Flüsse und Meeresströmungen entführten vulkanische Aschen stellenweise und lagerten sie später an anderen Orten wieder ab, den dortigen Boden verbessernd. Aber freilich nicht ausschließlich günstige Wirkungen gehen von den vulkanischen Lockeralagerungen aus, denn da, wo sie in großer Mächtigkeit auftreten, wie in vielen Geländevertiefungen des Gesamtgebietes oder an manchen Gebirgshängen (Guatemala, Salvador) und auf einzelnen Geländeerhebungen (Nicaragua), da versinkt der fallende Regen noch rascher als in den ausgedehnten Kalkgebieten des Nordens und es kann dadurch örtlich eine so weitgehende Trockenheit des Bodens entstehen, daß ebenso wie auf den Sandlagern von Britisch-Honduras oder der Mosquitia nur noch Trockenheit liebende Gewächse, besonders Gräser oder auch noch Kiefern gedeihen, aber anspruchsvollere Pflanzen, wenn sie nicht eine sehr kurze Vegetationsperiode haben, bereits künstlicher Bewässerung bedürfen. Außerdem aber trägt die Nähe der Vulkane eine gewisse Gefahr in sich, da Ausbrüche doch unter Umständen große Schäden verursachen können, so daß man es hier mit Gebieten einer gewissen wirtschaftlichen Instabilität zu tun hat, und das um so mehr, als gerade die vulkanischen Gebiete Mittelamerikas zugleich auch von häufigeren und schwereren Erdbeben heimgesucht zu werden pflegen, als die übrigen Landstriche.

Bei der Lage Mittelamerikas zwischen etwa 22 und 7° nördlicher Breite wäre das Klima allenthalben ziemlich gleichmäßig heiß, wenn nicht die genannten Gebirgssysteme weit über 3000, einzelne Vulkane sogar über 4000 m Höhe emporragten und dadurch Gebiete wesentlich niedrigerer Mitteltemperaturen schufen. Freilich ragen nur die höchsten Gebiete in die Regionen möglichen Schneefalls hinauf (oberhalb zirka 3200 m?), nur die höchsten Vulkane über die Baumgrenze (bei zirka 4000 m), während die Grenze ewigen Schnees nirgends erreicht wird. Andererseits zwingen die Gebirge auch die das ganze Jahr über vorherrschenden Passatwinde, sowie die im Winterhalbjahr häufig auftretenden aus den Vereinigten Staaten kommenden kalten Nordwinde (Nortes, Northers) zum Aufsteigen und damit zur Regenabgabe, so daß die gesamte atlantische Ubbachung Mittelamerikas (mit Ausnahme niedriger Vorländer) sehr regenreich ist und das ganze Jahr über



Niederschläge erhält, während die pazifische Abdachung im allgemeinen nur während des Sonnenhochstandes die dem ganzen Land gemeinsame Sommerregenzeit mit ihren häufigen Wärmegewittern genießt, im Winterhalbjahr aber fast ganz der Niederschläge entbehrt. Eine Ausnahme von dieser höchst einfachen Regel bietet nur das nördliche Mittelamerika, wo in Folge der großen Landausdehnung sich während eines Teiles des Winterhalbjahres Monsunwinde entwickeln, die der Südadachung der Vulkane und jungeruptiven Rückengebirge von Westsalvador, Guatemala (und Ostchiapas) starke Niederschläge bringen.

Wo nun reichliche Regen niederfallen, entwickeln sich üppige Lauburwälder, die erst in großen Höhen in Eichen-, Kiefern- und Tannenwälder übergehen und so finden wir einen riesigen Urwaldstreifen mit wenigen Unterbrechungen an der ganzen atlantischen Abdachung Mittelamerikas, einen schmaleren Urwaldstreifen an der pazifischen Abdachung Guatemalas und seiner Nachbargebiete, sonst aber offene Landschaftstypen: in Gegenden mit noch ziemlich ausgiebigem Niederschlag Kiefern- und Eichenwälder oder Monsunwälder, in sehr trockenen Gebieten aber Dornbuschformationen oder Strauchsteppen (Chaparrales) und Grasfluren (Sabanen).

Kiefern freilich finden schon in Nicaragua ihre Äquatorialgrenze, denn die durch zwei große Seen gekennzeichnete Depression Nicaraguas trennt nicht nur die beiden Hauptgebirgssysteme Mittelamerikas voneinander, sondern dient zugleich auch als wichtige pflanzengeographische Scheide, denn wenngleich zahlreiche Pflanzen beiderseits die Grenze überschritten haben, so darf man doch sagen, daß weitaus die überwiegende Zahl der Pflanzen hier in ihrer Ausbreitung gehemmt worden ist, weil hier offenbar bis in junge Vorzeit hinein noch eine Wasserverbindung zwischen den beiden Ozeanen bestand.

Die nicaraguanische Senke ist aber nicht nur die floristische Grenze zwischen Nord- und Südamerika, sondern bis zu einem gewissen Grade auch die tiergeographische, obgleich die Tiere naturgemäß sie weit leichter und zahlreicher überschritten haben als die Pflanzen. Dagegen muß man angesichts der weitgehenden körperlichen Gleichartigkeit der nord- und südamerikanischen Indianer annehmen, daß die Landbrücke schon bestand, als die Menschen sich in Amerika auszubreiten begannen. Trotzdem ist aber die Nicaraguasenke eine so bedeutsame orographische Erscheinung, daß sie tatsächlich bis zu einem gewissen Grade auch eine ethnische Grenze wurde, insofern die gegenwärtig südlich von ihr lebenden Indianer (Chibchastämme) ihrer Sprache und Kultur

nach aufs engste mit den benachbarten kolumbischen Stämmen zusammenhängen. Andererseits zeigten die in breiter Masse zusammenlebenden Mayavölker des nördlichen Mittelamerika und die hauptsächlich längs der pazifischen Küste eingedrungenen Pipiles (Nahuas) eine vielfach gleichartige Kultur, während die dazwischen wohnenden Völker von Südguatemala, Ostsalvador, Honduras und Nicaragua eine besondere Stellung einnehmen: sie sind wohl größtenteils die ältesten Bewohner Mittelamerikas und nähern sich trotz mancher kultureller Eigenart doch entweder der Mayakultur wie die Kincas in Südguatemala und die Ticaques in Honduras, oder der Chibchakultur, wie die meisten Stämme von Osthonduras und Nicaragua, während sie nach W. Lehmanns neuesten Forschungen aber sprachlich alle mit den südamerikanischen Stämmen zusammenhängen. Für unsere Zwecke kommen die sprachlichen Zusammenhänge und die daraus gezogenen Schlüsse (Einwanderung der ältesten bekannten Völkerschicht aus Südamerika) nicht in Betracht, wohl aber die Tatsache, daß schon vor Ankunft der Spanier die Urbevölkerung Mittelamerikas zwei stark verschiedenen Kulturkreisen angehörte, einem nördlichen und einem südlichen. In manchen Hinsichten der materiellen Kultur standen sie freilich beide nicht hoch: sie kannten beide das Eisen nicht, wenn sie auch Edelmetalle und Kupfer zu verarbeiten verstanden, und in beiden stand das Landverkehrsweisen auf tiefer Stufe, da weder hier noch dort Haustiere bekannt waren, die als Reit-, Last- oder Zugtiere hätten verwendet werden können u. a. m. Von den Völkern des südlichen Kulturkreises waren überhaupt gar manche auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, während andere, besonders in Costarica und Chiriqui, immerhin eine achtenswerte Kulturhöhe erreicht hatten. Viel höher war aber im allgemeinen der Kulturzustand bei den nördlichen Völkern Mittelamerikas, die Sinnesart milder; da waren volkreiche festgefügte Staaten mit einer strengen aber gerechten Regierung, mit glänzenden Hofhaltungen und arbeitsamem Volke; da gab es herrliche Paläste und stolze Tempel, da blühten bis zu einem gewissen Grade Kunst und Wissenschaft; es war ein Maß allgemeinen Volkswohls vorhanden, wie es seit der Ankunft der Europäer nie wieder erreicht worden ist.

Als im Jahre 1502 Columbus auf seiner letzten Reise die Küste von Zentralamerika in weiter Ausdehnung besuchte, da war ihm zwar auf den Baiinseln in dem Segelboot yukatëkischer Kaufleute ein Zeuge dieser hohen Kultur vor Augen getreten, aber er verstand diesen

Fingerzeig nicht auszunutzen, sondern fuhr in entgegengesetzter Richtung weiter der Küste entlang bis nach Darien. Schon bald nach seiner Reise kamen spanische Kolonisten von den großen Antillen nach der mittelamerikanischen Küste, um durch Menschenraub sich Arbeitskräfte zu schaffen, und legten damit den Grund zu der lange Zeit herrschenden und zum Teil noch jetzt anhaltenden Menschenleere dieser Küstenregionen. Am Ende des ersten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts begannen sich die Spanier im äußersten Süden des Gebietes festzusetzen und bald begann die Eroberung der südlichen Gebiete Mittelamerikas von Panamá aus, während wenig später die nördlichen Gebiete von Mexiko aus unterworfen wurden — ein Unternehmen, das den Spaniern dank der Uneinigkeit der Indianer und der Überlegenheit ihrer eigenen Waffen und Taktik im offenen Gelände leicht gelang — während sie in den schwer zugänglichen Urwaldgebieten manchen Mißerfolg erlitten und manche Stämme daselbst bis in die jüngste Zeit herein faktisch unabhängig geblieben waren.

Die Härte der Konquistadoren und Kolonisten brachte die Volkszahl Mittelamerikas rasch zu einem betrüblichen Tiefstand; aber während die höher stehenden nördlichen Völker sich herbeiließen, da, wo es unumgänglich notwendig war, sich den Eroberern zu fügen, dagegen sonst zäh an ihrer Sprache und Sitte festhielten, zogen sich die südlichen vielfach erbittert in die Urwälder zurück, wo sie wohl den Spaniern, nicht aber der Ungunst der Natur und der sanitären Bedingungen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochten. So kommt es, daß neben einer immer zahlreicher werdenden Mischlingsbevölkerung im Norden Mittelamerikas wieder eine zahlreiche reinblütige, an der alten Sprache und Kultur festhaltende, Indianerbevolkerung aus den verbliebenen Nesten heranwuchs, während ihre Zahl im südlichen Mittelamerika immer mehr sank, so daß jetzt in Guatemala allein weit über 1 Million reiner Indianer angenommen werden darf, während in den übrigen 5 Republiken Mittelamerikas zusammen ihre Gesamtzahl  $\frac{1}{4}$  Million kaum erreichen dürfte. Genaue Angaben zu machen ist hier freilich schwer, weil in Nicaragua, Honduras und Salvador viele Indianer ihre alte Sprache vollständig verlernt, auch ihre kulturelle Eigenart größtenteils aufgegeben haben, und es selbst für den Kenner schwer ist, den reinen Indianer nach dem Aussehen von einem Mestizen mit starker indianischer Blutsbeimischung zu unterscheiden.

Frühzeitig wurden Chiapas, Guatemala, Salvador, Honduras, Nicaragua und Costarica zu einer verwaltungspolitischen Einheit,

der Generalkapitanie Guatemala verschweift, während Yucatan und Tabasco zu Neuspanien (Mexiko), Panamá aber zu Neugranada geschlagen wurde. Bald nach der Unabhängigkeitserklärung (1821) und dem Ende des ersten mexikanischen Kaiserthums (1823) schloß sich aber Chiapas der Republik Mexiko an und wurde daher auch wirtschaftspolitisch ein Teil dieses Reiches, womit ein natürlich und ethnisch mit den mittelamerikanischen Ländern zusammengehöriges Gebiet davon abgetrennt und am Ende des 19. Jahrhunderts schließlich durch eine rein künstliche Grenzlinie abgeschieden wurde. Panamá blieb zunächst mit Neugranada (Kolumbien) vereinigt. Nachdem es sich aber 1903 davon losgesagt und als unabhängige Republik erklärt hatte, darf man es füglich auch wirtschaftspolitisch als einen Teil von Mittelamerika betrachten, dessen übrige Einzelgebiete ja seit dem Ende der mittelamerikanischen Republik (1840) überhaupt ein durchaus getrenntes wirtschaftliches Leben geführt haben und darum in ihren inneren Einrichtungen oft nicht unwesentlich voneinander abweichen.

Wenn wir hier (trotz der natürlichen und ethnischen Gleichartigkeit der Verhältnisse zu beiden Seiten der mexikanischen Südgrenze) von dem mexikanischen Anteil an Mittelamerika absehen, der bei „Mexiko“ behandelt werden soll, so sei aber neben den sechs spanisch redenden Republiken Britisch-Honduras noch eingeschlossen. Dieses politische Gebilde geht in seinen ersten Anfängen auf die Kämpfe englischer Freibeuter gegen die spanische Krone und auf die Ansiedlung englischer Holzfäller an dieser Küste zurück; und während die sonstigen Festsetzungsversuche der Engländer an der mittelamerikanischen Küste (Baiinseln, Mosquitia, Greytown) nur vorübergehend waren, ist Britisch-Honduras ständig in englischem Besitz geblieben und durch günstige Grenzregulierungen mit Guatemala und Mexiko bedeutend vergrößert worden. Den Engländern verdankt Mittelamerika aber nicht nur eine politische Neubildung, sondern auch einen ethnischen Zuwachs: Ums Jahr 1796 brachten sie etliche Tausend aufständischer Karaiiben von S. Vincent nach den Baiinseln und verpflanzten damit einen neuen südamerikanischen Volksstamm nach der atlantischen Küste von Zentralamerika, wo er sich in Spanisch- und Britisch-Honduras, sowie Guatemala seitdem nicht unwesentlich ausbreitete.

Neger waren als Sklaven relativ spärlich in Mittelamerika eingeführt worden, da im allgemeinen die Indianerbevölkerung für die dürftigen wirtschaftlichen Betätigungen der Spanier während der

Kolonialzeit die genügende Zahl von Arbeitern zu liefern vermochte und höchstens einzelne Klöster eine größere Zahl von Negerflaven hielten. Aber an der atlantischen Küste sammelten sich im Laufe der Zeit allmählich nicht wenige Neger an, die ihren Herren in den Südstaaten oder auf den Großen Antillen entlaufen waren und sich hierher flüchten konnten. Sie vermischten sich vielfach mit den an der Küste wohnenden Indianern und zwar stellenweise so sehr, daß die betreffenden Gastvölker ganz oder größtenteils ihre somatische Reinheit verloren, während die Neger und ihre Abkömmlinge Sprache und Kultur der Indianer annahmen (Kariben, bzw. Misquitos); andere dagegen blieben reinrassig und behielten auch wohl das Englische bei, während wieder andere die spanische Sprache annahmen.

Nach Aufhebung der Sklaverei in den englischen Kolonien mehrte sich die Zahl der südstaatlichen Negerflüchtlinge in den englischen Gebieten; später aber wurden anlässlich von Eisenbahn- und Kanalbauten, ferner Anlage von Pflanzungen (besonders Bananen) und Blauholzfällereien mehr und mehr westindische Neger als Arbeiter herangezogen, weil die aus dem Innern des Landes gebrachten Indianer weder dem Klima noch auch vielfach den körperlichen Anstrengungen hinreichend gewachsen sind und in den feuchten Tieflandsgegenden meist rasch dahinstarben. So kommt es, daß man in manchen atlantischen Küstengebieten der mittelamerikanischen Republiken, namentlich Costaricas, sich geradezu auf die englischen Antillen versetzt glauben könnte, und das um so mehr, als die Mehrzahl der schwarzen Bananenarbeiter wieder nach einigen Jahren in ihre westindische Heimat zurückkehrt, also bei ihnen keine Gelegenheit zur Herausbildung eines besonderen mittelamerikanischen Typus gegeben ist.

Etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden verschiedene europäische Kolonisationsprojekte gescheitert und zum Teil auch zur Ausführung gebracht: so wurde eine belgische Kolonie zu Santo Thomas am Golf von Amatique (Guatemala) gegründet und deutsche Ansiedlungen in Costarica und Chiriqui versucht. Der Erfolg blieb aber aus und auch die kurze Periode starken Durchgangsverkehrs während der kalifornischen Goldfieberzeit hatte — mit Ausnahme des großen Unternehmens der Panamá-Eisenbahn — keine weitreichenden Folgen. Aber nun kamen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich auch mehr Einzelpersonen aus Europa und den Vereinigten Staaten nach Mittelamerika, und durch ihr Kapital und ihren Unternehmungsgeist erhielt das gesamte Wirtschaftsleben einen starken Auf-

schwung, so daß trotz der geringen Zahl der dauernd oder vorübergehend einwandernden Weißen doch durch sie eine durchgreifende Veränderung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse angebahnt worden ist.

In einzelnen Fällen sind für Pflanzungen oder größere technische Unternehmungen auch Angehörige der gelben Rasse als Arbeiter eingeführt worden, so eine kleine Zahl von Südseeinsulanern und Japanern und eine — namentlich in Panamá — größere Zahl von Chinesen sowie versuchsweise auf einer Kaffeeplantation der Alta Verapaz ostindische Kulis von Jamaika. Aber ihre Masse ist doch zu gering, als daß ihrer hier gesondert gedacht werden müßte — wenn gleich sie lokal eine etwas größere Rolle spielen können, wie z. B. Chinesen in Panamá, in und bei Bocas del Toro.

Wenn wir von ihnen absehen, so sind in Mittelamerika die Abkömmlinge dreier Rassen als wichtige Bevölkerungselemente zu unterscheiden: Indianer, Weiße und Neger.

Leider nehmen die Statistiken meist keine Rücksicht auf die Rassenzugehörigkeit und wo es geschieht, wie in Guatemala, da ist die Zuverlässigkeit sehr gering bei der Unterscheidung zwischen Indianern und Ladinos (d. h. spanisch redenden Menschen: hauptsächlich Mestizen, aber mit Einschluß der Neger und Zambos wie der spärlichen Kreolen, d. h. der reinblütigen im Lande geborenen Weißen). Wenn man bedenkt, daß die Ladinos als die herrschende Klasse die Indianer geringschätzen und vielfach geradezu als „gente sin razon“ (vernunftlose Leute) bezeichnen, so begreift man auch wohl, daß mancher Zähler einen Ladino, nur um ihn zu ärgern, als indio, einträgt und in sehr vielen Fällen ist es dem Gefragten aber auch gar nicht möglich mit Sicherheit zu sagen, ob er reinblütiger Indianer oder bereits Mestize sei. In vielen Fällen wird dann wohl nach der Tracht und der Sprache entschieden, obgleich auch dieses täuschen kann: habe ich doch selbst in entlegenen Urwaldgegenden der Alta Verapaz zuweilen indianisch gekleidete und ausschließlich indianisch sprechende Kinder mit blonden Haaren und blauen Augen getroffen: also zweifellos Mestizen, die aber höchst wahrscheinlich als Indianer in den Listen stehen werden. Immerhin geben die Zähllisten Guatemalas wenigstens einen ungefähren Begriff von der Zahl der Indianer, während man in den anderen mittelamerikanischen Ländern darüber aus der Statistik überhaupt nichts erfährt. Überall aber versagt die Statistik, wenn man wissen möchte, wie viele Neger und Negermischlinge und wie viele Weiße etwa vor-

handen sind. Man kann hier meist nur nach dem persönlichen Eindruck ungefähr schätzen, wie groß der Prozentsatz dieser Bevölkerungselemente sein mag, denn auch Fragen würden oft zu falschen Ergebnissen führen, habe ich mich doch manches Mal nicht genug wundern können, welch braune Menschen (mit offenbar starkem Einschlag von Indianerblut) sich selbst noch gesprächsweise für „Weiße“ bezeichneten! Als ein gewisses Minimum darf man wohl die in allen Statistiken ausgeschiedenen Angehörigen gewisser europäischer Nationen ansehen, aber unter den nordamerikanischen und englischen, zum Teil auch französischen Staatsangehörigen sind bereits nicht ganz wenige Neger mitgezählt. Die Europäer, die ihre Nationalität nicht mehr besitzen, oder die weißen Landesangehörigen, die seit Generationen sich reinblütig erhalten haben, sind durch die Statistik nicht zu ermitteln. In älteren Nachschlagebüchern kann man recht hohe Zahlen Weißer finden, aber diese sind zweifellos stark übertrieben. Nach meinem persönlichen Eindruck ist nur in Costarica ein beträchtlicher Prozentsatz reinblütiger Weißer vorhanden und dort, wie mir scheint, wohl hauptsächlich deshalb, weil in dem Hauptfiedlungsgebiet des Landes, dem zentralen Hochland, seit langem nur noch sehr wenige Indianer lebten und deshalb auch keine stärkere Vermischung möglich war. In den übrigen mittelamerikanischen Staaten ist aber die Zahl der reinblütigen Kreolen außerordentlich gering, wenngleich sie gewiß nicht ganz fehlen. In Guatemala Hauptstadt gelten z. B. die seit der Konquista ansässigen Familien der Aycinenas, Urruelas, Ubico, Marques, Asturias als durchaus reinblütig; es ist aber zu bemerken, daß wohl aus einzelnen dieser reinblütigen Kreolenfamilien markante politische Persönlichkeiten hervorgegangen sind, daß aber bei anderen infolge des Bestrebens, die Reinblütigkeit zu erhalten, durch Inzucht Degeneration und mehrfaches Auftreten von Geisteskrankheiten beobachtet wird. Wohl halten sich auch die „Aristokraten“ von Granada für reinblütige Weiße, doch glaubt Dr. Rothschild, der als Arzt am besten zu einem sicheren Urteil befähigt ist, daß auch bei ihnen schon Mischung vorhanden ist.

Ungewöhnlich groß ist zurzeit die Zahl der Weißen in der Panamákanalzone (ca. 8000, vorwiegend Nordamerikaner, aber auch nicht wenige Italiener und Spanier, während Mittel- und Nordeuropäer nur spärlich vertreten sind), sowie die Zahl westindischer Neger (wohl über 25 000). Dieser Zustand ist aber nur vorübergehend, da nach der Eröffnung des Kanals die große Mehrzahl der



Weißén und Schwarzen wieder abwandern wird. Wie sich später in normalen Zeiten die Verhältnisse gestalten werden, steht dahin.

Eine Rassentrennung haben die Geseze der verschiedenen mittel-amerikanischen Gebiete nie und nirgends angestrebt; in den verschiedenen Republiken sind die Indianer theoretisch vollständig gleichberechtigt mit anderen Staatsbürgern, wenngleich in der Praxis doch recht große Unterschiede bestehen und namentlich da bestehen müssen, wo noch Gebiete mit kompakter Indianerbevölkerung ohne Kenntnis des Spanischen und ohne jedes tiefere Verständnis für die theoretisch ihnen zustehenden politischen Rechte vorhanden sind, wie vielfach in Guatemala in großer Ausdehnung.

Eine Rassenmischung zwischen Weißén und Indianern hat gleich nach der Konquista in großem Maßstab eingesetzt, da ja die Spanier ohne Frauen ins Land kamen, und die schon frühzeitig berichteten Sendungen spanischer Frauen nur wenigen Vornehmen eine reinblütige weiße Gefährtin verschafften. Die den Mischverbindungen entsprossenen Mestizen gingen ihrerseits wieder häufig neue Verbindungen mit den Indianern oder auch Negern ein, die Neger aber, die ins Land kamen, vermischten sich ihrerseits hauptsächlich mit Indianern, so daß die verschiedenartigsten Mischungen entstanden, vor allem Mestizen und Zambos, seltener Mulatten oder Nachkömmlinge von Mestizen und Negern. Immerhin dürfte auch dieser Fall nicht allzu selten aufgetreten sein, wenigstens wurde berichtet, daß während der Arbeiten an der Nordbahn Guatemalas im Motaguatale viele Ladinas (Mestizenmädchen) ihren früheren Liebhabern Neger vorzogen, und daß sie erst nach dem Abzug derselben wieder zu ihrer ersten Liebe zurückgekehrt seien.

Die Mehrzahl dieser Verbindungen erfolgen außerehelich; wohl ist eheliche Verbindung unter den Indianern bisher die Regel gewesen, doch beginnt sie — wenigstens in Guatemala — jetzt aus ökonomischen Gründen weniger regelmäßig zu sein, da den Leuten nicht selten das Geld zur Bezahlung des Pfarrers fehlt und sie sich daher zunächst in wilder Ehe vereinigen, aber wohl vielfach mit der Absicht, später die staatliche und kirchliche Sanktion nachzuholen. Bei den wenigen noch heidnischen Indianern Mittelamerikas erfolgt die Eheschließung nach ihren alten Gebräuchen; gelegentlich findet man (so bei den Karaiiben) noch praktisch Polygamie (mit getrennten Haushaltungen), wenngleich natürlich nur eine Frau legal ist.

Unter Mestizen kommen unregelmäßige Verbindungen häufiger vor



als legale Ehen, ebenso unter Negern oder unter Zambo. Verhältnismäßig selten sind Ehen von Mestizen mit Indianerinnen, häufig aber illegale Verhältnisse. Zahlreich erfolgen ferner illegale Verbindungen zwischen Weißen und Indianerinnen, oder zwischen Weißen und Mestizenfrauen, seltener (wohl nur in den Tieflandregionen) zwischen Weißen und Negerinnen bzw. Mulattinnen oder Zamboweibern. Freilich in den reinen Indianergebieten Guatemalas kommt es nicht selten vor, daß sich die Indianerinnen auf dem Lande noch völlig ablehnend verhalten und daß der junge Weiße sich aus der Stadt eine indianische Köchin kommen lassen muß (in der beiderseitigen Voraussetzung, daß „das Kochen Nebensache sei“, wie sich einmal ein junger Pflanzer ausdrückte), denn in den Städten pflegt die alte indianische Sittenstrenge nicht mehr zu gelten.

Gehen die bisherigen Bemerkungen über die Vermischungen hauptsächlich auf meine eigenen Beobachtungen in Guatemala und andern mittelamerikanischen Ländern zurück, so gibt Dr. E. Rothschild im folgenden seine Wahrnehmungen über die Verhältnisse in Nicaragua wieder. Er schreibt mir: „Verbindungen zwischen Indianerinnen oder Negerinnen mit der anderen, auch durchgängig farbigen Bevölkerung sind häufig; gegen rein Weiße haben die Indianerinnen, jedenfalls durch Heße der Männer, eine große Scheu, während die Mestizen und Negerinnen mit den Weißen, resp. hellfarbigen Mestizen oder Kreolen sehr gerne verkehren, da sie es gewissermaßen als Auszeichnung betrachten, ein helleres Kind zu haben, als ihrer eigenen Farbe entspricht. Da über 75 % aller Geburten unehelich sind, der unehelichen Geburt auch kein Makel anhaftet, so ist die Rassenmischung sehr stark, zumal die Erntearbeiter der Kaffeeplantagen, Männer, Frauen und Kinder, aus allen Gegenden des Landes und allen Farben sich rekrutieren, und während der Erntezeit bei gutem Verdienst und verhältnismäßig üppigem Leben eine reichliche Vermischung mit der helleren Arbeiterbevölkerung der Kulturzentren und den Besitzern der Plantagen stattfindet, die zum großen Teil Weiße oder helle Mestizen sind. Letztere legitimieren sehr oft das Produkt einer solchen gelegentlichen Bekanntschaft, die mitunter zu jahrelangem Konkubinats führt, bei späterer Heirat innerhalb der eigenen — helleren — Sphäre; dadurch bekommt das Kind Namen und Rechte des Vaters, so daß es vollkommen zur Familie gerechnet wird und später wieder in demselben Kreise heiraten kann. Dadurch erkläre ich mir, daß es keine rein Weißen nach meiner Ansicht gibt, wie ja auch schon die ersten

Konquistadoren keine weißen Frauen hatten, also doch mit Hilfe der Eingeborenen sich fortpflanzten. Durch diese Mischung erkläre ich mir auch die Akklimatisation der ursprünglichen Einwanderer.“

Der Grund für die Häufigkeit unregelmäßiger Verbindungen Weißer mit farbigen Frauen in der Gegenwart ist leicht einzusehen, wenn man bedenkt, daß der stark überwiegende Teil der nach Mittelamerika kommenden Weißen (Europäer wie Nordamerikaner) junge Männer in ziemlich niedrig bezahlten Stellungen sind, die nicht in der Lage sind, sich mit einer weißen Frau zu verheiraten und den dann notwendigen teuren Haushalt zu führen. Und gar mancher, der später sehr gerne eine weiße Frau heimführen würde, entschließt sich endlich aus rein ökonomischen Gründen, eine Ehe mit einer Mestizin einzugehen, besonders auch dann, wenn dadurch zugleich Verbindungen mit einflußreichen Familien des Landes angeknüpft werden können. Sehr häufig ist aber auch nur die Liebe der Grund für Ehen junger Weißer mit Mestizenmädchen. In fast allen Fällen aber, wo Weiße sich mit einheimischen Frauen verheiraten, verlieren die Weißen allmählich die Energie und Ausdauer, die sie aus der Heimat mitgebracht hatten, indem sie sich den Sitten und Gewohnheiten der Landeskinder mehr und mehr anpassen: sie „verhiesigen“, wie die Deutschen drüben von ihnen sagen; nur selten lassen sie ihre Kinder, die ja schon Mischblut sind, noch in der alten Heimat erziehen, und wenn es auch der Fall gewesen ist, so assimilieren diese sich doch meist schon bald nach ihrer Rückkehr in jeder Hinsicht den Landeskindern, verlernen die Sprache ihres Vaters wieder und gehen somit ganz unter der Masse der Mestizen auf.

Selbst die Kinder von beiderseits reinblütig weißen Eltern, also dem Blut nach Weiße, können meist dem Einfluß ihrer Umgebung nicht widerstehen, wenn sie nicht mehrfach und auf längere Zeit in die Heimat ihrer Eltern kommen und dorthin rege Beziehungen unterhalten; sie verlernen gewöhnlich ihre Muttersprache völlig, namentlich wenn sie sich mit einer Einheimischen verheiraten und ihre Kinder werden dann meist schon vollständig zu Landeskindern nach Hauptverkehrssprache, Anschauungen, Charakter und Gewohnheiten, selbst wenn sie eine im Lande befindliche europäische Schule besuchen. Eine Rettung, oder wenigstens ein Aufhalten dieser Anpassung an die übermächtige Umgebung scheint nur möglich, wenn die im Lande geborenen Kinder von Weißen sich wieder mit weißen Gatten verheiraten und dadurch wieder intensiv in den Bann europäischer oder nordamerikanischer Ideen kommen.

Daß der Prozeß des Aufgehens der zweiten oder dritten Generation von Einwanderern in der Allgemeinheit der Landesfinder nach Sprache und Kultur häufig vor sich geht und gegangen ist, kann man nicht bloß aus den naturgemäß nur vereinzeltten Beobachtungen schließen, die der Einzelne in seinem Bekanntenkreise machen kann, sondern man erkennt es auch aus den zahlreichen europäischen Namen, die typische Landesfinder als einzige Erinnerung an eine Abstammung von europäischen Vorfahren tragen; so findet man nicht wenige Guatemaltecos mit deutschen Namen, wie Klee, Lowenthal, Knoth, Biemann, Mehlmann, Wunderlich, Lehnhoff, Guenther u. a. Und selbst wo somatisch die Reinblütigkeit gewahrt bleibt, da stellt sich bei späteren Generationen, wie die reinblütigen spanischen Kreolen zeigen, ein so vollkommenes Einleben in das allgemeine Milieu ein, daß nach Charakter, Tatkraft und Sitten ein nennenswerter Unterschied gegenüber der besseren Schicht der Mischlinge nicht mehr zu erkennen ist. Man muß in solchen Fällen geradezu trotz aller Reinblütigkeit von einem kulturellen Aufgehen der Betreffenden in der Allgemeinheit sprechen und nur da, wo offenbar das weiße Element einen nennenswerten Prozentsatz der Gesamtbevölkerung ausmacht, bemerkt man auch den günstigen Einfluß des europäischen Bluts auf die Gesamtheit (Costarica).

Es besteht übrigens ein nicht unbeträchtlicher Unterschied in der Widerstandskraft der einzelnen Nationalitäten gegen die Einflüsse der Umgebung: Spanier und Italiener verschwinden schon in der zweiten Generation meist völlig unter der einheimischen Bevölkerung, Deutsche und Franzosen in der dritten, während Engländer, wahrscheinlich auch Nordamerikaner eine stärkere Widerstandskraft bekunden.

Bei der Mangelhaftigkeit der vorhandenen Statistik in bezug auf die Beteiligung der einzelnen Rassen an der Gesamtbevölkerung ist es auch nicht möglich, genauere Angaben über die Beteiligung der Weißen und Farbigen an Landwirtschaft, Handel und Verkehr zu machen. Nach den vorhin gemachten Mitteilungen dürfte man freilich die seit Generationen vorhandenen Kreolen kulturell im allgemeinen den höher stehenden Mestizen ungefähr gleichstellen und wenn man dies tun würde, so würde sich die Frage umändern in die nach dem Verhältnis der Beteiligung von neu eingewanderten Weißen und von altansässigen Einheimischen. Diese Frage ließe sich wohl beantworten, wenn man Einblick in die Konsulatsmatrikeln und -Berichte der verschiedenen fremdländischen Nationen bekommen würde; eine solche Gelegenheit

ist mir aber nicht gegeben gewesen und im allgemeinen wird sie auch wohl nur dem Angehörigen einer Nation für Einsicht in die Angelegenheiten seiner Landsleute gewährt werden. So gibt es denn auch bisher nur wenige Einzelberichte, die wenigstens für bestimmte Gegenden<sup>1</sup> oder bestimmte Nationen<sup>2</sup> halbwegs genügende Auskunft für einen gewissen Zeitpunkt gewähren, aber im allgemeinen kann ich nur nach meinen persönlichen Eindrücken und solchen der von mir befragten Kenner<sup>3</sup> der einzelnen Länder urteilen; eine zahlenmäßige Statistik kann ich also nicht geben.

Jedenfalls ist die Beteiligung der Weißen am wirtschaftlichen Leben zurzeit ungemein bedeutsam und zwar zeigt sich, daß die versuchten Koloniengründungen<sup>4</sup> keinerlei nennenswerte Bedeutung für die einheimische Wirtschaft erlangt haben, daß aber die Tatkraft, die Intelligenz und das Kapital vereinzelter europäischer oder nordamerikanischer Personen und Unternehmungen ein Ferment gebildet haben, das den tiefgreifendsten Einfluß auf die wirtschaftliche Betätigung in den mittelamerikanischen Republiken auf allen Gebieten gewonnen hat, wobei jedoch nicht zu verkennen ist, daß dies Beispiel die Einheimischen bald rascher bald langsamer aus ihrer einstigen Beschaulichkeit aufrüttelte und die Energischeren und Kapitalkräftigeren unter ihnen zur Nachahmung entflammten, nicht selten mit sehr gutem Erfolg, so daß man in allen mittelamerikanischen Ländern zurzeit neben mustergültigen Unternehmen europäischer und nordamerikanischer Firmen auch bedeutende und gute Unternehmen Einheimischer in großer Zahl beobachten kann und es würde das in noch viel größerem Maße der Fall sein, wenn nicht in mehreren Ländern Mittelamerikas die unternehmungsfreudigen und erfolgreichen Landesfinder in Revolutions-

<sup>1</sup> F. C. v. Erdert, Die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Guatemala (1898). Berlin. K. Sapper, Die Alta Verapaz, Mitt. Geogr. Ges. in Hamburg 1902, S. 175—210.

<sup>2</sup> H. v. Behr, Streifzüge durch Zentralamerika, Leipzig 1901; M. de Perigny, Les 5 républiques de l'Amérique Centrale, Paris, v. J. (1911).

<sup>3</sup> Ich habe mich der gütigen Mitteilungen zahlreicher Kenner der verschiedenen Einzelgebiete Mittelamerikas zu erfreuen gehabt und benütze die Gelegenheit, denselben auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank auszusprechen. Von einer Nennung der Namen sehe ich ab, da die Mehrzahl derselben eine solche nicht wünschte.

<sup>4</sup> Vgl. besonders M. Wagner und C. Scherzer, Die Republik Costa Rica, Leipzig 1856, S. 331 ff., 346 ff., und C. Scherzer, Wanderungen durch Nicaragua, Honduras und S. Salvador, Braunschweig 1857, S. 216 ff., 473 ff. und 500 ff.

Kriegs- oder sonstigen schwierigen Zeiten durch Kontributionen und andere Leistungen vielfach wirtschaftlich so geschwächt worden wären, daß viele das Erreichte nicht zu halten vermochten. So kommt es, daß z. B. in Guatemala oder Nicaragua die Landeskinder gegenwärtig einen wesentlich geringeren Anteil an Plantagenbesitz haben, als noch vor ein oder zwei Jahrzehnten.

In verschiedenem Maße sind die Angehörigen der einzelnen Fremdnationen in den einzelnen Ländern vertreten und man durfte bis vor kurzem eine Präponderanz der Engländer nicht nur in Britisch-Honduras, sondern auch — unter den Ausländern — in Costarica annehmen, während freilich jetzt dort amerikanische Unternehmungen das Übergewicht gewonnen zu haben scheinen; auch in Nicaragua dürfte es den vordringenden Nordamerikanern gelingen, die bisher vorherrschenden, sehr bedeutenden deutschen und italienischen Interessen zurückzudrängen und die Republik Honduras ist seit langem eine besondere Domäne amerikanischer Unternehmer, unter denen sich freilich neben ernsthaften Firmen nicht wenige Konzessionsjäger und Abenteuerer breit machen. In der Republik Salvador haben Franzosen ein gewisses Übergewicht über andere fremde Nationen, in Guatemala aber stehen die Deutschen weitaus an erster Stelle, wenigstens in bezug auf die landwirtschaftliche Betätigung, während die Nordamerikaner neuerdings hinsichtlich der großen Verkehrsunternehmungen die größten Fortschritte gemacht und — allerdings vergebens — auch den Bergbau zu heben versucht haben. Einen besonders großen Einfluß hat in fast allen mittelamerikanischen Ländern auf deren atlantischen Küsten das Riesenunternehmen der United Fruit Co<sup>1</sup> seit 1899 errungen, ein Unternehmen, das namentlich in Costarica und Guatemala riesige Landstrecken unter Kultur gebracht hat und durch seine Beziehungen zu Jamaika, Kuba und anderen Gebieten im amerikanischen Mittelmeer seine Position noch gestärkt hat. In neuester Zeit tritt allerdings gegen sie die amerikanische, aber hauptsächlich aus Italienern gebildete Atlantic Fruit and Steamship Company in Wettbewerb — ein Umstand, der freilich für unsere Probleme nur insofern von Bedeutung ist, als dadurch eine größere Zahl von Europäern in den Küstenregionen ansässig werden wird, die Vernegerung derselben aber mit der Verdichtung ihrer Bevölkerung zugleich weitere Fortschritte machen muß.

<sup>1</sup> 20 Millionen Dollars Kapital.

Außer der sehr bedeutungsvollen europäischen Einwanderung, die Kapital und Intelligenz oder auch nur Intelligenz repräsentiert, gibt es aber auch eine kapitallose weiße Bevölkerung, die auf Lohnarbeit angewiesen ist, vorzugsweise Nordamerikaner, aber auch Deutsche, Engländer, Spanier, Italiener, Franzosen u. a., aber freilich durchweg in verschwindend kleiner Zahl, wenn man vom Panamákanal abzieht. Es gehören dazu vor allem die Lokomotivführer und Schaffner der unter nordamerikanischer oder deutscher Verwaltung stehenden Bahnen, ferner nicht wenige Maschinisten, Schlosser, Tischler, Bauarbeiter und andere Handwerker auf großen Plantagen oder sonstigen größeren Anlagen, Elektriker, Feinmechaniker in elektrischen Betrieben, Minenarbeiter usw., Italiener auch als Maurer, Straßenpflasterer, Steinmeger, Zementarbeiter, ferner Köchinnen, Zimmermädchen in europäischen Haushaltungen u. dgl. mehr. Mit ganz vereinzelt Ausnahmen sind dieselben eingewandert.

Außerdem gibt es aber in geringer Zahl eine kapitalarme eingewanderte weiße Bevölkerung, bestehend aus Landwirten, Gärtnern oder Handwerkern (Schmieden, Schlossern, Tischlern, Schustern, Sattlern, Bäckern, Schneidern, Metzgern, Seifensiedern u. dgl.), die ihre kleinen Betriebe selbständig bewirtschaften, häufig auch aus früher abhängigen Stellungen als gelernte Arbeiter sich erst nach Ablauf ihrer Kontraktzeit selbständig gemacht haben. Sie sind mit Ausnahme der Landwirte im allgemeinen auf die Hauptsiedlungen und Hauptpflanzungsgebiete beschränkt, da sie inmitten der bedürfnislosen einheimischen Mischlingsbevölkerung keine günstigen Vorbedingungen für ihr Fortkommen finden würden. Nur die Landwirte haben sich früher und auch jetzt wieder oft fernab von den Zentren sonstiger europäischer Ansiedlung und guter Verkehrswege festzusetzen versucht — ein Umstand, der den Mißerfolg der einzelnen Siedlungen ebenso erklärt, wie die Überschätzung der klimatischen und sanitären Gunst der Verhältnisse und die Unfähigkeit, sich rasch den erprobten landesüblichen Ackerbaumethoden und -Geräten anzupassen. Erst vor kurzem ist wieder in Costarica, wie ich von einem Landeskenner erfuhr, der Versuch gemacht worden, Weiße anzusiedeln; die Regierung wies auch Land an, aber in einer so entlegenen weglosen Gegend (bei el General), daß schon deshalb ein Prosperieren ausgeschlossen war, während andererseits auch technisch der Versuch mißlang, weil, wie mein Gewährsmann sich ausdrückte, die Ansiedler nicht mit der Machete (dem landesüblichen Buschmesser) umgehen konnten. Etwas besser sind die Erfolge einer kleinen europäischen

Kolonie zu Triona an der Nordküste von Honduras, wo etwa 20 deutsche Kleinfiedler außer Nahrungswächsen Bananen und Kautschukbäume pflanzen; sie scheinen das Klima ziemlich gut zu ertragen und gewinnen auch ihren Lebensunterhalt offenbar recht gut: aber die Anlagen sind meines Erachtens zu klein, das Klima doch wohl auf die Dauer zu erschaffend, als daß ich dieser Kolonie ein langes Leben und ein kräftiges Ausblühen vorherzusagen vermöchte.

Die Regierungen von Zentralamerika stehen im allgemeinen der europäischen Einwanderung nicht unfreundlich gegenüber und stellen auch gewisse Vorteile, vor allem zollfreie Einfuhr der Ausstattung in Aussicht, in besonderen Fällen auch wohl Landanweisungen, und Honduras hat sogar ein Einwanderungsgesetz veröffentlicht, demgemäß jedem Einwanderer außer zollfreier Einfuhr seiner Habe und gebührenfreier Ausstellung des Konsulatspasses drei oder mehr Hektar Land kostenfrei überlassen werden sollte, sobald er innerhalb zweier Jahre ein Drittel dieses Besitzes gepflanzt haben würde. Da aber auch sonst die Besitzgewinnung von Regierungsland im Fall der Rodung in Honduras ungemein leicht ist<sup>1</sup>, so bedeutet dies Entgegenkommen seitens der Regierung dem Einwanderer gegenüber noch keine allzu große Begünstigung, weshalb auch tatsächlich von derselben nach meinen Erkundigungen kaum je Gebrauch gemacht wird.

(Baron von Franzenstein berichtet mir übrigens, daß vor wenigen Jahren die Regierung von Honduras bereit gewesen wäre, 100 000 ha guten Landes für Ansiedler zur Verfügung zu stellen, 10 jährige Steuerfreiheit und freie Einfuhr von Maschinen, Utensilien, Materialien usw. zu gewähren, daß aber dann eine der zahlreichen Revolutionen die ganze Angelegenheit wieder ins Stocken und darauf in Vergessenheit brachte. Er gibt aber zu, daß ein Erfolg einer Ansiedlung nur dann zu erwarten wäre, wenn eine kapitalfräftige Gesellschaft ein Jahr zuvor Wege, Häuser, Schulen, Hospitäler, Depots baute und den Einwanderern zinsbilliges Geld für etliche Jahre verschöffe, weil bei dem ortsüblichen Zinsfuß der Banken und gar mancher Privater ein Bestehen und Vorwärtskommen unmöglich wäre.)

Im allgemeinen wird ein Zwang zur Kultivation nicht ausgeübt und selbst von kleineren Gütern liegen oft ansehnliche Strecken

<sup>1</sup> Man denunziert von Regierungsland die gewünschte Ausdehnung, bezahlt die Vermessung und eine jährliche Abgabe von 25 c. Silber pro Hektar unkultivierten Landes und 10 c. Silber pro Hektar kultivierten Landes.



unbenutzt, während von den Latifundien meist der weitaus größte Teil noch späterer Ausnutzung harrt.

Der Kleingrundbesitz ist überall in Mittelamerika fast ausschließlich in den Händen der Farbigen (der Mischlinge, Indianer und Neger), während Weiße nur in verschwindendem Maße daran beteiligt sind. Ein großer Teil der als Acker- oder Weideland verwendeten freilich vielfach noch waldbestandenen Landflächen ist aber in Mittelamerika noch Regierungsland und wird stellenweise z. B. im nördlichen Guatemala und östlichen Honduras, häufig von Einzelsiedlern, besonders Indianern, ohne weitere Formlichkeit zur Anlage ihrer kleinen Landbau- oder auch Weideflächen verwertet, so daß also gewissermaßen illegale landwirtschaftliche Kleinbetriebe entstehen. Große Waldflächen des Regierungslandes werden aber auch oft von den Regierungen an Gesellschaften oder Einzelpersonen zur Ausbeutung der Edelhölzer oder wertvoller Waldprodukte, wie Kautschuk oder Chicle (Kaugummi) auf eine Reihe von Jahren verpachtet oder es erhalten auch Einzelsammler die Konzession des Sammelns solcher Produkte auf bestimmte Zeit gegen gewisse Abgaben. Nicht selten sind Europäer oder Nordamerikaner als Unternehmer oder als Sammler an der Ausbeutung der Regierungswälder beteiligt; andererseits aber sind auch auf manchen Latifundien große Waldflächen vorhanden, die dann von ihren Besitzern in ähnlicher Weise ausgenutzt werden; manchmal bleibt es freilich bei dem Versuch, insofern bei manchen hochgelegenen Gebieten der atlantischen Abdachung die Bäche und Flüsse nicht hinreichend anschwellen, um die bereits gefällten Mahagonistämme tragen zu können, oder bei manchen Ländereien der pazifischen Küstenregionen die schwierige Barre und Brandung die Verschiffung der Hölzer vereitelt.

Auf den Latifundien, wie sie namentlich in Guatemala, Honduras, Nicaragua, Britisch-Honduras vorhanden sind, wird meist Ackerbau und Viehzucht, je nach den betreffenden klimatischen Bedingungen mehr das eine oder das andere extensiv betrieben, während in manchen Gegenden, so den Kaffeedistrikten der pazifischen Abdachung Guatemalas und Salvadors und einzelner Teile des Innern von Nicaragua und Costa Rica oder der Bananenländereien mancher atlantischer Küstenregionen auf relativ beschränktem Raum fast jeder Fuß breit Boden intensiv benutzt wird für Pflanzungen, Aufbereitungsanlagen, Wohnhäuser, Wege u. dgl. Es entstehen so zweierlei Arten von Großbetrieben: extensiver Latifundienbetrieb und intensiver Großbetrieb



auf beschränkterem Raum mit gewissen Übergangsformen, indem auf manchen weiträumigen Besitzümern ein kleiner Teil intensiv bewirtschaftet wird.

Beide Arten von landwirtschaftlichen Großbetrieben sind in Mittelamerika häufig vertreten. Extensiver Latifundienbetrieb ist in Britisch-Honduras, Nordguatemala, den Küstenregionen Südguatemalas, im Innern von Honduras und Nicaragua, an der pazifischen Abdachung von Costarica und Panamá viel verbreitet, wobei der Weidebetrieb besonders in Honduras vorherrscht; intensiver Großbetrieb auf meist beschränktem Raum ist in den Kaffee- und Bananenregionen häufig, besonders in Südguatemala, Salvador und Costarica, die Übergangsform in der Alta Verapaz (Nordguatemala).

Besitzer landwirtschaftlicher Großbetriebe sind in Salvador, Nicaragua, Honduras, im Innern von Costarica und im südlichen Panamá vorzugsweise Einheimische (Mischlinge), wenngleich Europäer und Nordamerikaner auch bedeutende Flächen zu eigen haben. In Guatemala ist wohl mehr als die Hälfte des Großgrundbesitzes in den intensiver bewirtschafteten Gegenden in deutschen Händen; in Britisch-Honduras ist die Hauptmenge des Großgrundbesitzes in schottischen Händen.

Verhältnismäßig selten werden ganze Grundstücke oder größere Teile von Grundstücken verpachtet; meist bearbeiten die Besitzer ihre Güter selbst oder durch Vermittlung von Verwaltern. Bei weiträumigem Grundbesitz ist aber, wie später ausgeführt werden soll, eine Art Pacht oder Halbpacht an Kleinsiedler stellenweise gebräuchlich und Verpachtung wiegt vor im nördlichen Britisch-Honduras, wo die meist schottischen Großgrundbesitzer nicht einmal auf Stadtgrund irgendwelche Fläche verkaufen wollen. An der pazifischen Küste von Guatemala werden häufig kleine Grundstücke gegen Geld oder gegen ein Fünftel der Ernte (meist Mais) verpachtet.

Der landwirtschaftliche Kleinbetrieb hat in Salvador und im Zentrum von Costarica sowie in den Indianergebieten der Altos von Guatemala, gewiß eine gleiche oder selbst größere Ausdehnung als der Großgrundbesitz; zahlenmäßig freilich kann ich es nicht belegen, aber ich habe nicht nur selbst diesen Eindruck gehabt, sondern habe es mir auch von Lokalf Kennern bestätigen lassen. Sonst aber tritt landwirtschaftlicher Kleinbetrieb in Mittelamerika stark neben dem Großbetrieb zurück und spielt meist nur in der Nähe der größeren Siedlungen eine wirklich bedeutende Rolle.

Jegendwelche gesetzliche Beschränkungen im Liegenschaftsverkehr unter den verschiedenen Rassen gibt es in Mittelamerika nicht. Wohl aber muß man in manchen mittelamerikanischen Republiken praktisch mit dem Fremdenhaß rechnen, der sich mehr oder weniger gegen alle Ausländer als unbequeme Konkurrenten wendet, oder mit der Unberechenbarkeit der Entscheidungen von Verwaltungs- oder Gerichtsbehörden im Fall eines Einspruchs, namentlich wenn derselbe von einer einflußreichen Stelle aus erfolgt.

Bei Vererbungen ist es meist Gebrauch, daß die Hauptmasse der Güter ungeteilt beisammen bleibt, seltener von einem der Erbberechtigten übernommen wird, während die andern abgefunden werden; doch sind meinen Gewährsmännern auch Fälle bekannt, in denen es zur Teilung der Güter kam und nicht selten beobachtet man in Fällen, wo das Gericht in Erbschaftsangelegenheiten zu tun hat, daß die Prozeßkosten und sonstigen mit der Angelegenheit verbundenen Ausgaben im Lauf der Zeit so anschwellen, daß von der Erbmasse nur wenig oder nichts übrig bleibt. Als eine erst kürzlich stipulierte Besonderheit der Erbgesetzgebung von Guatemala möge noch erwähnt sein, daß nunmehr in diesem Lande auch illegitime Kinder erbberechtigt sind; ähnlich ist es in Honduras.

Europäer und Nordamerikaner können in den mittelamerikanischen Ländern, soweit ich darüber unterrichtet bin, die Erbfolge meist nach den Gesetzen ihres Heimatlandes regeln. Es ist dies als ein großer Vorzug anzusehen, da bei dem schleppenden Gerichtsgang, den manchmal recht merkwürdigen Entscheidungen der Richter und den manchmal noch merkwürdigeren Gewohnheiten einzelner Erbschaftsverwalter jede Einmischung der einheimischen Gerichte als unerwünscht angesehen werden muß.

## II. Die Landwirtschaft.

Seit Menschengedenken beruht die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der mittelamerikanischen Länder auf der Landwirtschaft. Schon lange vor der Ankunft der Spanier hatte die indianische Landwirtschaft eine gewisse Höhe der Leistungsfähigkeit erreicht und genügte für sich allein zur Ernährung der damaligen dichten Bevölkerung, denn in den meisten Gegenden (etwa mit Ausnahme des atlantischen Urwaldstreifens) geben Jagd und Fischfang, Früchte-, Honig-, Schnecken sammeln u. dgl. keine bedeutamen Erträge. Die Haustierzucht,

die sich auf die Züchtung von Hunden, Truthähnen und vielleicht Schweinen beschränkte, besaß ebenfalls keine größere Bedeutung für die Volksernährung, und so blieb denn diese in der Hauptsache auf den Ackerbau angewiesen, der sich vornehmlich auf Mais und Bohnen erstreckte, daneben auf Maniok und im südlichen Mittelamerika auch vielfach auf den Anbau von Pejivalle-Palmen (und vielleicht Bananen?).

Bei der bedeutenden Erhebung, die manche Gebiete, namentlich des nördlichen Mittelamerika, aufweisen, war es sehr wichtig, daß die wichtigsten Nahrungspflanzen Mais und Bohnen eine außergewöhnlich große thermische Anpassungsfähigkeit besitzen und vom Meeresniveau an bis etwa 3150 m Höhe hinauf gehen, während Maniok und Bananen nur etwa bis 1950 m Meereshöhe herauf gedeihen, Kakao im allgemeinen sogar nur wenig über 600 m ansteigt. Der Feldbau war zwar insofern primitiv, als Düngemittel nicht systematisch verwendet wurden, weshalb lange Brachzeiten für die nicht sehr fruchtbaren Grundstücke notwendig wurden und schließlich auch wohl völlige Bodener schöpfung eintrat, ein Umstand, der vielfach die in den indianischen Überlieferungen erwähnten Stammeswanderungen verursacht haben mag. Bewässerung wurde dagegen in Trockengebieten häufig angewendet. Das Feldbauungssystem war sehr einfach: nach dem Nieder schlagen des Waldes wurde derselbe abgebrannt und ohne besondere Bodenbearbeitung wurden dann mit spitzen Pflanzstöcken kleine Löcher zur Aufnahme der Mais- oder Bohnenkörner gestochen und die hineingeworfene Saat leicht mit Erde zugedeckt. So konnte mit einem Minimum von Arbeit Landbau betrieben werden und zugleich wurde bei dieser Methode der Boden nach Möglichkeit gegen Abspülung geschützt, ein Umstand, der bei dem gebirgigen Charakter weiter Landstrecken und der Schwere der tropischen Platzregen von größter Wichtigkeit ist.

Die Vorteile dieser altindianischen Pflanzmethode entgingen auch den Spaniern nicht und so kam es, daß dieselbe sich auch unter dem neuen Regime durchsetzte und bis zum heutigen Tage auf den dafür geeigneten Geländeflächen fast die einzig geübte geblieben ist. Nur auf ebenem Gelände und lockerem Boden, wie sie sich vielfach namentlich in den Altos von Guatemala finden, erwies sich der leichte spanische Pflug als überlegen und wurde daher auch von den Indianern übernommen, soweit sie im Besitz der nötigen Zugtiere waren und sind. Wichtiger aber als die Einführung dieses altweltlichen Ackerbaugerätes war für die gesamte wirtschaftliche Weiterentwicklung

des Landes die Einführung neuer Kulturgewächse und Haustiere: die europäischen Zerealien und Obstarten gaben der landwirtschaftlichen Betätigung der Hochländer eine vorher ungeahnte Bereicherung und schoben zugleich die obere Anbaugrenze ein wenig empor (um etwa 100 m), vermehrten also die mögliche Anbaufläche; die Einführung tropischer Agrikulturgewächse wie Zuckerrohr, Guineas (feinere Bananenarten) und andere, vermehrte die Anbaumöglichkeiten im Tiefland. Durchgreifender war jedoch der Einfluß der neueingeführten Haustiere; die europäischen Hühner, Katzen, Hunde waren zwar von untergeordneter Wichtigkeit für die Gesamtwirtschaft, aber die Einführung von Eseln, Pferden und Rindern brachte eine völlige Umgestaltung des Verkehrswesens, die der Schafe in weitgehendem Maße eine Umgestaltung der Volksbekleidung, namentlich im Hochland und zudem wurden nun die natürlichen Weideflächen des Landes bis in die höchsten Bergeshöhen hinauf der wirtschaftlichen Ausnutzung zugeführt.

Aber wenn nun auch in vielen Gegenden die Indianer noch in alter Weise selbständig ihre Landwirtschaft pflegen konnten, so trat doch mit dem Auftreten der Spanier insofern eine große Änderung ein, als nun auch diese Landwirtschaft zur Erzeugung ihrer Nahrungsmittel und gewisser Exportartikel (so Indigo, Kakao, Zucker, Baumwolle, Cochenille) zu betreiben begannen. Dazu bedurften sie natürlich Arbeiter und die spanische Regierung gewährte ihnen diese, indem sie irgendwie verdienten Kolonisten Encomiendas oder Repartimientos anwies: d. h. gewisse Dörfer oder Landstriche denselben zur geistigen und körperlichen Fürsorge für ihre Bewohner insbesondere aber zur Christianisierung derselben überwies, wogegen diese ihnen zu Diensten verpflichtet blieben. Das an sich ganz patriarchalisch gedachte System der Arbeitergewinnung entartete größtenteils zu einem Ausnutzungssystem und trug durch die Härte, mit der die Encomendadores ihre Schutzbefohlenen behandelten, mit dazu bei, die rapid sich ausprägende Entvölkerung des Landes noch zu verstärken, so daß sich schließlich der Mangel an Arbeitskräften so sehr fühlbar machte, daß stellenweise sogar zur Einführung von Negerklaven geschritten werden mußte. Zuletzt half die spanische Regierung, die endlich die Encomiendas ganz abgeschafft hatte, dadurch, daß sie die Bewohner indianischer Dörfer gegen Bezahlung von einem Real (etwa 50 Pf. in unserem Geld) pro Tag für kürzere Zeit den spanischen Landwirten überließ (Mandamientos).

Indem im Laufe der spanischen Kolonialherrschaft doch allmählich die Bevölkerung des Landes wieder etwas zunahm, konnte auch die landwirtschaftliche Produktion, die in vorspanischer Zeit zweifellos ganz beträchtliche Mengen geliefert hatte, dann aber durch die Entvölkerung gewaltig niedergegangen war, wieder etwas zunehmen, wenngleich sie infolge der vom Mutterland auferlegten Anbau- und Handelsbeschränkungen, stellenweise auch infolge der Belästigungen durch Flibustier nie über ein gewisses niedriges Maß hinauskam. Wohl brachte die Einführung der Kartoffel- und Reiskultur im 18. Jahrhundert, dann die des Kaffeebaues eine gewisse Bereicherung, aber im ganzen blieb während der Kolonialzeit die Landwirtschaft auf einem gewissen Tiefstand, den sie nur in wenigen Einzelzweigen (so Cochenillezucht, Indigokultur) namentlich gegen Ende dieser Periode wesentlich überschritt.

Nach der Loslösung von Spanien änderten sich die Verhältnisse für die Landwirtschaft zunächst nicht wesentlich und die zahlreichen inneren und äußeren Kriege und Unruhen der Einzelländer ließen einem energischen Aufschwung keinen Raum. Erst als um die Mitte des 19. Jahrhunderts Europäer und Nordamerikaner in wachsender Zahl ins Land kamen und verbesserte Wirtschafts- und Aufbereitungsmethoden, Intelligenz, Energie und Kapitalien ins Land trugen, entstand ein entscheidender Aufschwung der auf Export gerichteten landwirtschaftlichen Betätigung und die ständig zunehmende Volkszahl ermöglichte es auch, wenigstens in den gesünderen Binnenlanddistrikten, genügende Arbeitskräfte (Mestizen und Indianer) zu gewinnen, während solche freilich für die ungesunden Tieflandsregionen zumeist von auswärts eingeführt werden mußten.

Der Aufschwung der Landwirtschaft, der mit der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte, fiel freilich auch gerade in eine Zeit des Umschwungs der Produktionsrichtung. Hatten bis dahin Indigo und Cochenille die lohnendsten Zweige der tropischen Landwirtschaft gebildet, so begannen sie nun allmählich infolge der Fortschritte der deutschen Teerfarbenindustrie mehr und mehr an Boden zu verlieren und ganz aufzuhören (Cochenille) oder stark zurückzugehen (Indigo). Auch die während des nordamerikanischen Bürgerkriegs rasch gesteigerte Baumwollproduktion, die ebenso wie die obengenannten Farbstoffe in der Hauptsache an die trockenen Binnengebiete gebunden war, fiel nach dem Friedensschluß rasch wieder und damit verschob sich in der Mehrzahl der mittelamerikanischen Länder das wirtschaftliche Schwer-

gemischt aus den Trockengebieten nach den feuchteren Landesteilen, da nun zunächst Kaffeebau, später in wachsendem Maße auch Bananen- und Kautschukkultur aufkamen. Diese finden aber in den feuchten ursprünglich durchweg von Urwald bestandenen peripheren Landesteilen ihre besten Wachstumsbedingungen, und da dieselben, wie schon eingangs erwähnt, größtenteils nur sehr dünn bevölkert oder weithin sogar unbewohnt waren, so bestand die Hauptschwierigkeit in vielen Gebieten darin, Arbeiter zu bekommen. Der Aufschwung dieser Agrikulturzweige hing also davon ab, ob es gelang für die in kühlen Regionen (in der Hauptsache zwischen 600 und 1500 m Meereshöhe) gelegenen Kaffeepflanzungen und für die im feuchten atlantischen Tiefland (meist unterhalb 150 m Höhe) gelegenen Bananengebiete die nötigen Arbeiter zu gewinnen. Beides gelang: für letztere Gebiete wurden Neger, Mulatten, Zambos aus der Küstenbevölkerung und von auswärts (Antillen und Louisiana) herangezogen, nachdem die Binnenbevölkerung sich dem Klima nicht gewachsen gezeigt hatte, für erstere aber zog man die aus Indianern oder Mestizen bestehende Bevölkerung der trockeneren, meist im Binnenland gelegenen Landstriche heran: diese geben also von ihrem Menschenüberschuß ebenfögut ab wie von ihrem Überschuß an vegetabilischen und animalischen Nahrungsmitteln und ermöglichen dadurch erst die intensive Bewirtschaftung jener Randgebiete (so namentlich in Südguatemala). Obgleich diese Trockengebiete also nicht mehr die Träger des wirtschaftlichen Schwergewichts sind, so sind sie darum für die Gesamtwirtschaft des Landes nach obigen Ausführungen doch nicht weniger bedeutungsvoll als ehedem, und in Ländern, wo Weidewirtschaft vorherrscht, wie in Honduras und Südpánamá, ist der wirtschaftliche Schwerpunkt auch bis zu einem gewissen Grade in den Trockengebieten geblieben, da die Bananengebiete an der atlantischen Küste fast nur dem Boden nach, aber kaum mehr der Bevölkerung nach mit dem Hauptland zusammenhängen und gewissermaßen fast eine wirtschaftliche und demographische Sonderexistenz führen.

Von größter Bedeutung für den Aufschwung der mittelamerikanischen Landwirtschaft war, wie schon erwähnt, die bedeutende Zunahme der Bevölkerung im 19. Jahrhundert.

Nach D. Juarros<sup>1</sup> waren am Ende des 18. Jahrhunderts vor-  
handen im gegenwärtigen Gebiet von

---

<sup>1</sup> Compendio de la Historia de la Ciudad de Guatemala. Guatemala 1808, S. 7 ff., 33 ff., 91, 96 ff. Die von Juarros gegebenen Zahlen schließen

(1778) Guatemala (einschließlich des Peten)	ca. 366 000 Einwohner	
(1778) Salvador (Ende d. Jahrh. 177 000)	" 147 000	"
(1778) Honduras (1791 ohne Taguzgalpa und Tologalpa 94 000)	. . . . . " 88 000	"
(1778) Nicaragua . . . . .	" 104 000	"
(1778) Costarica . . . . .	" 28 000	"

nach neuen Volkszählungen und Berechnungen waren es:

(1909) Guatemala . . . . .	ca. 1 992 000 Einwohner	
(1908) Salvador . . . . .	" 1 707 000	"
(1910) Honduras . . . . .	" 553 000	"
(1906) Nicaragua . . . . .	" 500 000	"
(1910) Costarica . . . . .	" 380 000	"

Es ergibt sich daraus eine durchschnittliche Zunahme der Bevölkerung um das Siebenfache im Laufe von rund 130 Jahren. Für Panamá, dessen Bevölkerung zurzeit auf 419 000 Seelen angegeben wird, und Britisch-Honduras (1910: 45 000 Einwohner) habe ich keine entsprechenden Angaben aus dem Ende des 18. Jahrhunderts gefunden.

Aber nicht bloß die Zahl der Menschen hat sich wesentlich verändert, sondern vielfach auch die Zusammensetzung der Bevölkerung. Abgesehen von der inzwischen stark angewachsenen Zahl der Neger und Negermischlinge an der atlantischen Küste hat sich das Verhältnis von Indianern zu Mestizen ganz wesentlich zugunsten der letzteren verschoben. Im südlichen Mittelamerika sind fast nur noch in schwer zugänglichen Urwalds- oder Gebirgsgegenden reinblütige, indianisch sprechende und führende Indianer in nennenswerter Zahl vorhanden (die aber weder als Arbeiter noch als Produzenten oder Konsumenten größere Bedeutung besitzen), während sonst, ebenso wie in Salvador und manchen Gebieten Südostguatemalas die ursprünglich vorhandene indianische Bevölkerung im Laufe des 19. Jahrhunderts zumeist durch Vermischung und Assimilation somatisch oder mindestens sprachlich und kulturell ihre Eigenart verloren hat. Nur

offenbar die damals noch unabhängigen heidnischen Indianer der Urwaldregionen und die gleichfalls tatsächlich unabhängigen Siedler mancher atlantischer Küstenregionen, die freilich nicht sehr zahlreich gewesen sein können, nicht ein. Meine für die Einzelgebiete Mittelamerikas angegebenen, nach Guarros kompilierten Zahlen können natürlich nur als Näherungswerte betrachtet werden, und zwar als sicher etwas zu niedrige Werte.



in Guatemala haben die volkreichen Indianerstämme der Mayafamilie sich nicht nur größtenteils rein erhalten, sondern haben sogar seit Beginn des letzten Jahrhunderts beträchtlich zugenommen. Wir begreifen daher, daß auch in Guatemala die Arbeiterverhältnisse vielfach verschieden sind von denen der übrigen mittelamerikanischen Gebiete, denn hier sind Indianer, dort aber Mestizen vorwiegend als Arbeiter tätig.

Die Zahl der Weißen hat seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts zweifellos sehr stark zugenommen und nicht minder wichtig für den wirtschaftlichen Aufschwung war es, daß mit dem Aufhören der spanischen Herrschaft die im Lande ansässigen Weißen nicht mehr fast ausschließlich der spanischen Nation angehörten, sondern sich aus aller Herren Länder zu rekrutieren begannen, denn damit kamen neue Ideen, neue Wirtschaftsmethoden, damit kam Fortschritt in das verträumte wirtschaftliche Leben Mittelamerikas, wenigstens in eben den Gebieten, wo diese Weißen sich niederließen oder wo ihr Beispiel die Eingheimischen zur Nachahmung reizte. Das war abgesehen von den andern wirtschaftlichen Betätigungen hauptsächlich auf dem Gebiet des Plantagenbaues (namentlich Kaffee und Bananen) der Fall, während in der Produktion der Nährfrüchte und in der Weidewirtschaft die alten Methoden zumeist noch immer herrschen.

Wenn man so die mittelamerikanische Landwirtschaft überblickt, so bemerkt man, daß indianische, spanisch-koloniale und modern-europäische Methoden und Betriebsweisen oft in untrennbarer Durcheinandermengung in vielen Gegenden, ja in vielen Einzelbetrieben nebeneinander vorkommen und daß andererseits wieder die eine oder die andere landwirtschaftliche Betriebsart oft auch auf weite Flächen hin durchaus vorherrscht. Freilich ganz reine indianische Betriebsformen gibt es nirgends mehr, da überallhin, seit neuester Zeit sogar zu den für unsere Zwecke freilich nicht näher in Betracht kommenden unkultivierten, meist noch heidnischen indianischen Stämmen der atlantischen Urwaldregionen, bereits europäische Werkzeuge (Stahläxte und Büschmesser, größtenteils auch Hacken) eingeführt sind. Aber in der Hauptsache wird der Anbau von Mais und Bohnen und den meisten altheimischen Kulturpflanzen noch fast überall in den gebirgigen Teilen Mittelamerikas in indianischer Weise besorgt und selbst auf den großen Kaffeeplantagenbesitzungen der Alta Verapaz geschieht das noch bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, sogar soweit, daß die mit dem Säen und Ernten des Maisfeldes bei den Christlichen



Kechiindianern verknüpften altheidnischen Gebräuche und Gebete dann vom indianischen Bürgermeister übernommen werden, da diese der europäische Besitzer ja doch nicht ausführen würde, ja meist nicht einmal kennt.

In ebeneren Teilen Mittelamerikas, namentlich im Hochland von Guatemala, wo auch viel Kartoffeln und europäische Zerealien gebaut werden, hat außer der Hacke wie schon erwähnt auch der spanische Pflug Eingang gefunden und wenn auch vielfach ein gewisser indianischer Einschlag in die Betriebsmethoden kommt, so ist doch dieselbe in der Hauptsache spanisch-kolonial geblieben, und dasselbe gilt von der Viehzucht und von manchen Anbauzweigen, deren Produkte größtenteils exportiert werden (wie Indigo, Balsam, ferner zum Teil wenigstens Kakao und — soweit sie nicht von wildwachsenden Pflanzen gewonnen wird — auch Sarsaparilla), oder aber auch vorzugsweise im Lande verbraucht werden (wie Rohrzucker und manches andere).

### **A. Anbau der landesüblichen Nährpflanzen.**

Diese Kulturen werden zum weitaus überwiegenden Teil in bäuerlichen Betrieben gewonnen und zwar werden die körperlichen Arbeiten zumeist von den Besitzern und ihren Angehörigen selbst ausgeführt; in selteneren Fällen, wie bei den Indigopflanzungen, werden vom Besitzer fremde Arbeiter herangezogen oder es erfolgt der Anbau der Nährpflanzen auf großen Vieh-, Kaffee- oder Zuckerm Haciendas zwar in ziemlich großem Maßstab durch fremde Arbeiter, aber lediglich für eigenen Konsum als Nebenbetrieb.

Die bäuerlichen landwirtschaftlichen Betriebe sind fast ganz in den Händen von Farbigen und zwar ist der allergrößte Teil im Privatbesitz, meistens Einzelbesitz. In den Indianergebieten Guatemalas, insbesondere in der Alta Verapaz, ist der Fall allerdings häufig, daß eine größere Zahl von Indianern (im Einzelfall oft ein halbes Hundert und darüber) sich unter Führung eines einzelnen oder einiger weniger vom Staat ein größeres Stück Land vermessen läßt und kauft, das dann zugunsten eben des Führers und seiner Genossen tituliert wird; sobald aber die Zusprechung erfolgt ist, verteilt gewöhnlich der Führer das Land unter die einzelnen nach Maßgabe ihrer Geldzuschüsse, so daß also kein Gesellschaftsbetrieb, sondern ein ganz lockeres Agglomerat von kleinsten Einzelbetrieben entsteht. Nicht selten verkaufen die Einzelbesitzer auch ihre Anteile wieder weiter und wenn dies von einer größeren Zahl an mehrere konkurrierende

Käufer geschehen ist, so entstehen oft die langwierigsten und unangenehmsten Prozesse, da die Einzelbesitzer gewöhnlich keine legalen Besitztitel und keine durch einen staatlichen Vermesser festgelegten Grenzen besitzen. — Das Gemeindeland (*Ejidós*) ist in Mittelamerika jetzt zumeist verteilt; in den Indianergebieten Guatemalas besteht es aber noch vielfach und wird teils dazu benutzt, um in gemeinsamer Arbeit Maisfelder oder Viehweiden herzurichten bzw. in Stand zu halten und den Ertrag der Gemeindefasse zuzuführen, oder es wird mit Zustimmung des Ratziken auch bald hier bald dort von den Berechtigten für ihre Kulturen benutzt; der Gemeindewald dient für die Brenn- und Nutzholzgewinnung der Gemeindeglieder. Da in neuester Zeit der Wald in den dichter bevölkerten Gebieten bei völligem Mangel eines tatsächlichen Forstschutzes in beängstigender Weise zurückgedrängt worden ist, so haben im Hochland von Guatemala Indianergemeinden sogar vielfach neue Waldflächen hinzugekauft, um vor Holznot geschützt zu sein.

Auch in Nicaragua gibt es, wie mir Dr. Rothschuh schreibt, noch überall Gemeindeeigentum, wie das ja auch bei der ursprünglich kommunistischen Verfassung der Indianer sehr verständlich ist. Trotzdem ist diese Einrichtung der *Terrenos ejidales* bei größeren Gemeinden fast zur Form geworden; wohl wird eine Abgabe, Canon, je nach der Größe des in Anspruch genommenen Landes an die Munizipalität bezahlt, aber die darauf errichteten Anlagen, Plantagen usw. werden nach Belieben zum vollen Wert immer wieder verkauft, ohne daß die Gemeinde sich irgendwie darum kümmert oder etwa bei Wertsteigerung einen höheren Canon erhebt. Bei kleineren Gemeinden wird das Gemeindeland z. B. als Weideland allen Bürgern nach Belieben überlassen oder bei Waldland zum Pflanzen von Mais usw. ein Stück gegen gewisse Abgabe überlassen, das nachher, wenn abgeerntet ist, wieder voll der Gemeinde zufällt.

„Bei den Indianern ist letzteres immer der Fall. Sie haben Reservate in Land und eine eigene kommunistische Verwaltung, in *Cañadas* (Täler) eingeteilt, deren jede einen Vorsteher (*Alcalde* oder *Capitan*) wählt, welcher von der Regierung bestätigt wird und den Verkehr mit ihr, respektive Privaten vermittelt. Die jährlich zwei-, selbst dreimaligen Maispflanzungen werden durch die Capitane der einzelnen *Cañadas* verteilt; der Indio bleibt in seinem Valle wohnen, pflanzt an den oft stundenweit entfernten ihm angewiesenen Plätzen, entweder *Rastrojos* (schon abgehauener Urwald) oder un-

berührtem Walde, wohnt dort nur kurz vor und während der Ernte in einer Blätterhütte und zieht nach der Ernte wieder in seinen alten Wohnort, um bei der nächsten Verteilung vielleicht weit weg von seiner letzten Pflanzstelle einen Platz angewiesen zu bekommen.“

Praktisch müssen auch die ohne legales Besitzrecht auf Staatsland ihr Feld bauenden oder Viehzucht treibenden Indianer oder Mischlinge als Kleinbauern betrachtet werden, da sie dieselben Betriebsformen aufweisen, wie legale Grundbesitzer, und in ihrem Vorhaben auch nicht gestört zu werden pflegen, so lange der Staat der Besitzer des Landes ist. In Nicaragua kann ein solcher Squatter, der eine kleine Pflanzung gegründet hat, nach jahrelangem faktischen Besitz in den rechtlichen Besitz durch *Titulo supletorio* gelangen; alsdann tritt Vermessung und Zahlung des Bodenwertes nach Staatslandwert ein.

In Salvador ist ein Squatterleben auf Regierungsland nicht möglich, da dort seit 1888 kein Regierungsland mehr vorhanden ist.

Soweit der Feldbau nach indianischer Methode erfolgt, ist irgendwelches nennenswertes Betriebskapital nicht notwendig, da ja bei dem oben beschriebenen Pflanzstockbau keinerlei Zugtiere notwendig sind. Er setzt aber einen ziemlich großen Grundbesitz voraus, da bei dem Mangel an Düngung die Pflanzungen häufig ihren Ort wechseln müssen.

Höher als beim indianischen Pflanzstockbau muß schon das Betriebskapital sein, wenn Pflugbau getrieben werden soll, weil eben dann Zugtiere Voraussetzung sind — ein Umstand, der es begreiflich macht, daß Indianer in verhältnismäßig nur geringer Zahl diese Methode durchführen können, denn wenngleich es eine nicht ganz geringe Anzahl von Indianern mit ziemlich ansehnlichem Vermögen in Guatemala gibt, so ist doch die große Masse als recht arm anzusehen und wenn man die heutigen Zustände vergleicht mit denen, die uns Thomas Gage aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschildert hat, so erhält man den Eindruck, als ob seit jener Zeit eine wesentliche Zunahme der Verarmung eingetreten wäre, ein Prozeß, der sich in der Gegenwart immer mehr zu akzentuieren scheint.

Die Mestizen, die mit Pflügen arbeiten — und ihre Zahl ist wesentlich kleiner, als die der mit dem Pflanzstock arbeitenden — vermögen gewöhnlich keine größeren Summen zu verdienen, da sie meistens nur ein beschränktes Besitztum haben oder mit ihren Angehörigen wenigstens keine sehr großen Felder bearbeiten können, also keinen sehr bedeutenden Überschuß über den Eigenverbrauch erzielen. Dazu kommt, daß in normalen Jahren der Marktpreis für

die im Lande gezogenen Nährfrüchte niedrig ist, in Mißjahren, wenn die Preise sehr stark in die Höhe schnellen, aber zumeist kein oder nur ein sehr geringer Überschuß über den Eigenbedarf hinaus erzielt wird.

Infolge dessen suchen viele Kleinbauern, namentlich in den dichtbevölkerten Teilen von Salvador und Costarica noch einen Nebenverdienst, indem sie selbst und zeitweise auch ihre Angehörigen für längere oder kürzere Zeit — namentlich während der Ernte — in Kaffeeplantagen, auch wohl Zuckerhaciendas und anderen Betrieben arbeiten, oder aber Transportdienste mit ihrem eigenen Ochsengespann oder ihren Maultieren tun. Soweit sie in geeignetem Klima wohnen, bauen sie auch wohl etwas Kaffee oder Zuckerrohr, Maguey, Indigo, Ananas u. dgl. oder treiben nebenbei etwas Schweine- oder Viehzucht, um einen Nebenverdienst zu haben, den andere, besonders Indianer, auch wohl durch Jagd, Farbholz- oder Kautschuksammeln, gewerbliche Tätigkeit (Töpferei, Seilerei u. dgl.) oder Hausierhandel gewinnen. In mittleren Höhenlagen Guatemalas (etwa zwischen 500 und 1500 m Höhe) erzeugen Indianer sowohl der pazifischen wie der atlantischen Abdachung des Landes, so bei Santo Tomas Perdido oder in der Alta Verapaz in Nebenkulturen sogar ganz ansehnliche Mengen Kaffee und gewinnen dadurch die Möglichkeit, allmählich kleine Vermögen anzusammeln (was freilich gegenüber früheren Verhältnissen durch die jetzigen Münzverhältnisse erschwert ist: hatten die Indianer ehemals nicht unbedeutende Mengen von Silbergeld aufgespeichert, so ist dies bei dem jetzigen Papiergeld natürlich nicht mehr angängig, weshalb sie nicht selten ihren Gewinn in neugekauften Ländereien anlegen).

Wenn wir uns diese Verhältnisse vergegenwärtigen, so begreifen wir, daß es unter den Kleinbauern des Hochlands, wo die besser bezahlten Nebenkulturen aus klimatischen Gründen nicht möglich sind, fast keine Weiße gibt, denn wie sollten sie bei ihren so viel höheren Lebensansprüchen bestehen können, da selbst die bedürfnislosen Indianer und Mestizen kaum viel mehr als eben ihren und der ihrigen Lebensunterhalt gewinnen? Es ist mir kein Zweifel, daß Weiße im Hochland Mittelamerikas recht wohl körperliche Arbeit im Freien verrichten und dabei gesund bleiben, auch die Familie lebenskräftig fortpflanzen könnten und daß insbesondere die Hochländer von Guatemala etwa oberhalb 2200 bis 2500 m Höhe geeignet wären; aber wo das Land gut ist, da ist es bereits in festen Händen und könnte nur schwer und zu nicht sehr niedrigem Preis erworben werden, und wo Land und Klima minder günstig sind, da würden für den

Europäer auch die geschäftlichen Aussichten ungünstig. Also nicht die Natur des Landes, sondern die Dichte und Art der Besiedlung, die Marktpreise für die erzeugbaren Produkte und der Mangel an gutem verfügbarem Land verhindern in diesem Teil Mittelamerikas eine Ansiedlung europäischer Bauern. Große Latifundien, wie sie etwa in Mexiko in den für europäischen Getreidebau und europäische Besiedlung geeigneten Gebieten wohl stellenweise vorhanden sein mögen und die zu Ansiedlungszwecken zerschlagen werden könnten, gibt es in den Altos von Guatemala ebenfalls nicht und so scheint mir denn europäische Kleinsiedlung im allgemeinen für diese Gebiete ausgeschlossen. Eher ist sie schon möglich, trotz wesentlich geringerer klimatischer und sanitärer Gunst der Verhältnisse in solchen Gegenden, wo die Kleinsiedler neben ihren Nahrungspflanzen auch noch vegetabilische Produkte von Marktwert erzeugen können, wie Bananen oder Kautschuk (Deutsche in Triona, einige Kleinsiedler von Livingston und Britisch-Honduras) oder auch Kaffee (wie früher einzelne Europäer bei Coban, die nur mit wenigen Arbeitern arbeiteten); aber in solchen Fällen wäre wieder die Generationen überdauernde Ansiedlung reinblütiger Weißer aus klimatischen Gründen, wie mir scheint, ausgeschlossen oder erschwert.

Günstiger erscheinen mir die Aussichten von weißen Kleinsiedlern in der Nähe der größeren Städte der mittleren und höheren Lagen, aber auch hier nur in bestimmten Fällen. So wurde mir von einem nordamerikanischen Kleinsiedler bei der Stadt Guatemala berichtet, der auf Grund langjähriger in den Vereinigten Staaten gemachter Erfahrungen zuerst mit Geflügel-, dann mit Schweinezucht vergebens seinen Lebensunterhalt zu gewinnen versuchte: der Mais, den er kaufen mußte, machte die Zucht unrentabel; da begann er Gras (Sakate) zu ziehen und in der Stadt zu verkaufen und konnte sich damit über Wasser halten. Auch die Herstellung von Kaffeeextrakt erwies sich als lohnende Beschäftigung. Italienische Gärtner vermochten sich recht gut in der Nähe der Städte fortzubringen.

Wenn die Vorzüge der europäischen Kultivierungsmethoden gegenüber den indianischen und kolonialen bei kleinbäuerlichem Betrieb noch keinen ausschlaggebenden Vorsprung geben zu können scheinen, so dürfte das aber vielleicht bei rationellem Großbetrieb der Fall sein. Als aber vor rund zwei Jahrzehnten ein deutscher Unternehmer bei Chimaltenango ein größeres Besitztum erwarb und durch einen deutschen Landwirt mit europäischen Pflügen in heimatlicher Weise zu bewirt-

schaften begann, vermochte er keinen Erfolg zu erzielen und unsicher ist es noch, welche Ergebnisse zwei Nordamerikaner haben werden, die gegenwärtig bei Quezaltenango Getreidefelder angelegt haben und mit Pflügen bearbeiten. Zweifellos war es aber ein Erfolg, als ein weißer Leihstallbesitzer von Guatemala in der Nähe der Hauptstadt im Großbetrieb mit Pflügen Mais- und Kleefelder anlegen ließ, um sich von der Unsicherheit fremder Lieferungen zu befreien.

Ebenso geben Maispflanzungen Einheimischer, die im Großbetrieb nach altem kolonialen System arbeiten, recht gute Resultate. Solche Anlagen dürften aber europäische Einwanderer kaum locken, da sie bei den gegenwärtigen Landpreisen in den für ein solches Geschäft noch günstigen Gegenden immerhin ein ansehnliches Kapital voraussetzen, das der ins Land kommende Europäer eben meist in Unternehmen zu stecken geneigt sein wird, von denen er eine größere Verzinsung erwartet.

## B. Viehzucht.

Die von den Spaniern zuerst eingeführten Nutztiere werden seit dem 16. Jahrhundert in allen Ländern und allen Höhenlagen Mittelamerikas gezüchtet. Die europäischen Hühner und Schweine werden auch in kleinbäuerlichen Betrieben bei Mestizen wie Indianern vielfach in hinreichender Zahl gehalten, um regelmäßig einen Teil des Nachwuchses verkaufen zu können. Seltener züchten Indianer auch in kleinem Maßstabe Rinder, noch seltener Pferde; dagegen halten die Indianer der Altos in großer Zahl Schafe, und zwar meist schwarze Schafe, deren Wolle sie, ohne sie färben zu müssen, unmittelbar zur Herstellung ihrer wasserdichten Regenmäntel verarbeiten können.

Mestizen befassen sich seltener mit Schafzucht, dagegen sind sie in erster Linie die Züchter von Rindern, Pferden, Eseln und Maultieren, häufig in kleinen und mittleren Betrieben, oft aber auch im Großbetrieb. Ist schon die Schafzucht wegen der klimatischen Ansprüche der Zuchttiere in der Hauptsache auf trockenere Gebiete beschränkt, so ist dasselbe bis zu einem gewissen Grade auch bei der Pferde-, Maultier- und Rinderzucht der Fall, wenn auch aus anderem Grunde: in den regenärmeren, durch längere Trockenzeiten ausgezeichneten, offenen Landschaften gibt es weithin natürliche Weideflächen oder wo dies nicht der Fall ist, können sie leicht ohne große Kosten hergestellt werden. Im regenfeuchten Urwald aber fehlen Weideflächen an sich ganz und ihre künstliche Herstellung ist ebenso mit unverhältnismäßig

großen Kosten verbunden wie auch ihre Instandhaltung, weil immer wieder aufs neue Holzgewächse aufsprießen und um sich greifen, wenn sie nicht wieder niedergeschlagen werden. So kommt es, daß im Urwaldgebiet künstliche Weideflächen meist nur in wenig größerer Ausdehnung geschaffen werden, als zur Ernährung der Arbeitstiere notwendig ist. Infolgedessen genügt es, einen Blick auf eine Karte der Vegetationsformationen des Gebietes zu werfen, um ohne weiteres die für Viehzucht hauptsächlich geeigneten Gebiete zu erkennen: außer einzelnen flachen Küstenregionen sind es namentlich der mittlere Landstreifen Guatemalas, ein großer Teil von Salvador, der größte Teil von Honduras, die pazifische Seite von Nicaragua, Costa Rica und Panamá. Freilich sind hiervon wieder in Abzug zu bringen die durch sehr fruchtbaren Boden ausgezeichneten und darum dichtbevölkerten Gebiete, in denen natürlich dem Ackerbau der Vorzug gegeben wird und so gehen namentlich die vulkannahen, und darum von vulkanischen Aschen bedeckten, reichen Landstriche von Salvador und Teilen von Guatemala und Nicaragua wieder ab und es bleiben in Guatemala in der Hauptsache nur der Südoften, in Nicaragua die Departamentos Nueva Segovia und Chontales. Das Hauptland der Viehzucht ist Honduras und wird es wohl auch für die nächste Zukunft bleiben, weil der Mangel an brauchbaren Verkehrswegen die Abfuhr der meisten anderen möglichen Produkte sehr erschweren und verteuern würde und zudem die dünne Bevölkerung wohl für die nur wenige Arbeitskräfte beanspruchende Viehzucht ausreicht, nicht aber für anspruchsvollere Betriebe.

Die Pferde-, Maultier- und Rinderzucht bringt zwar oft ziemlich unscheinbare, aber leistungsfähige, ausdauernde, dem Klima und den schlechten Wegen angepasste Arbeitstiere hervor, die den eingeführten edleren Reit- und Zugtieren meist in mancher Hinsicht überlegen sind. Dagegen sind die Rinder als Fleisch- und namentlich als Milchtiere minderwertig, weil das Vieh nach dem alten spanisch-kolonialen System keine Stallfütterung genießt, ja nicht selten nicht einmal Unterstandshütten für schlechtes Wetter auf den Weideflächen hat. Zuchtvieh, das zur Kreuzung von den Vereinigten Staaten eingeführt wurde, hat bei der mangelhaften Pflege deshalb auch keine nennenswerte Verbesserung der Rasse bewirkt und sehr ergiebige Milchkühe waren infolge der schlechten Behandlung binnen Jahresfrist auf ein Minimum des Milchertrags herabgekommen. Die Milchwirtschaft ist bei dem durchweg ungemein



niedrigen Ergebnis der Milchkuhe relativ geringfügig, die Produkte infolge ungeeigneter Behandlungsweise meist geringwertig.

Trotz alledem ist die Rinderzucht ein gutes Geschäft, sofern in der Nähe Absatz zu bekommen ist, was in den meisten Ländern der Fall ist; nach Westguatemala wird aus Chiapas, nach Costa Rica aus Nicaragua und selbst Honduras, nach Salvador aus Nicaragua und Honduras noch Schlachtvieh eingeführt; aber die einst bedeutende Ausfuhr von Schlachtvieh aus Honduras nach Cuba ist seit einigen Jahren von Cuba verboten worden, so daß die Viehzucht dieses Landes zurzeit unter Absatzschwierigkeiten zu leiden hat. Ziemlich bedeutend ist die Ausfuhr von Viehhäuten nach Europa. Käse wird, z. B. aus Nicaragua, auch in ansehnlichen Mengen nach den Nachbarländern verschifft.

Bei vernachlässigten Viehhaciendas ist das Vieh nicht selten ziemlich stark verwildert und es kostet dann oft Mühe, es wieder an die Menschen zu gewöhnen. Für Tiere, die sich nicht wieder zähmen lassen wollen, findet sich aber bei günstigen Transportmöglichkeiten guter Absatz an die Stierkampfarena von Guatemala.

Die Viehhaciendas verfügen oft über sehr großen Grundbesitz, der zum Teil vielleicht noch auf Enfomienidas, zum Teil auch auf ehemaligen Klosterbesitz zurückgeht, zum Teil aber auch auf Kauf oder KonzeSSION von der Regierung beruht.

Die Pferde- und Viehzucht im Großbetrieb liegt zum weitaus überwiegenden Teil in den Händen der Einheimischen, der Mestizen. Nur selten haben auch Weiße derartige Betriebe im Besitz, so z. B. Deutsche in Guatemala, Nordamerikaner in Honduras, aber an der landesüblichen Betriebsweise pflegen auch sie meist nichts Wesentliches zu ändern.

Da die Viehzucht fast ganz auf die offene Landschaft beschränkt ist, so ist das Klima, wenigstens in den höheren Lagen, meist nicht ungünstig: vom sanitären Standpunkt dürfte daher eine regere Beteiligung der Weißen an diesem Geschäftszweig — freilich mit Ausnahme der Küstenniederungen — nicht abzuraten sein.

### **C. Exportartikel liefernde Tropenkulturen.**

Die auf den Export gerichtete landwirtschaftliche Tätigkeit hat seit der kolonialen Zeit wesentliche Wandlungen erfahren. Die Cochenillezucht ist, wie schon erwähnt, fast ganz eingegangen und erzeugt zurzeit nur noch minimale Mengen für den heimischen Ver-



brauch (Gegend von Antigua Guatemala). Die Indigokultur (in Salvador und Südhonduras) liefert auch nur noch geringe Exportmengen, die von altertümlich betriebenen kleinen, in einheimischen Händen befindlichen Anlagen aufgebracht werden; es ist kein Zweifel, daß eine Verbesserung des Gewinnungsverfahrens, insbesondere des Oxydationsprozesses, die Rentabilität des Zweiges bis zu einem gewissen Grade steigern könnte; aber bei der Lage der chemischen Farbenindustrie in Europa und der Tendenz der Löhnersteigerung in Mittelamerika ist ein entscheidender Erfolg nicht zu erwarten. Infolgedessen haben sich auch Europäer bisher fern davon gehalten. Auch Kakao-bau betreiben Europäer nur wenig, obgleich das Land sich vortrefflich dazu eignet, und sowohl in Nicaragua (Plantagen von Meunier bei Rivas) als in Costarica (an der atlantischen Küste) und Panamá (beim Changuinola und Sisaula) gut rentierende Pflanzungen unter europäischer Leitung bestehen und von dort auch eine kleine Ausfuhr stattfindet; im nördlichen Mittelamerika dagegen genügt die Produktion nicht einmal für den einheimischen Verbrauch, so daß noch Einfuhr stattfinden muß. Europäer befassen sich hier kaum mit dem Artikel, da in den indianischen Gegenden der Erntediebstahl stark zu sein pflegt und da das für Kakao notwendige warmfeuchte Klima (unter 600 m) gefürchtet wird. Chile (spanischer Pfeffer, *Capsicum annum*), der hauptsächlich von Indianern gebaut wird, genügt zurzeit auch nicht mehr für den Landesverbrauch, so daß noch etwas Einfuhr stattfindet; zum Anbau im großen vermag die Pflanze, die den Boden sehr intensiv auslaugt, nicht zu locken. Dagegen haben die hohen Kautschukpreise, zum Teil auch gewisse Vergünstigungen seitens der Regierungen, schon am Ende des 19. Jahrhunderts eine Anzahl von Europäern und Einheimischen dazu bewogen, Pflanzungen von Kautschukbäumen (*Castilloa elastica*) anzulegen, deren größten, hauptsächlich von Nordamerikanern angelegt, an der Mosquitoküste lagen; sie scheinen aber nicht ganz sachgemäß angelegt gewesen zu sein, da der Erfolg den Erwartungen keineswegs entsprach; und da zudem die klimatischen Vorbedingungen (feuchtwarmes Klima) dem Weißen nicht zuzagen, auch die Marktlage minder günstig geworden ist, so scheint auf diesem Gebiet in neuer Zeit trotz kleinerer Anbauversuche kein Fortschritt mehr erfolgt zu sein. Die Mehrheit des ausgeführten Kautschuks besteht auch jetzt noch aus dem Sammelschuttfuß der Urwälder.

Weit stärkeren Zuspruch findet in Mittelamerika die Zucker-

produktion. Schon in der Kolonialzeit wurde viel Zuckerrohr im warmen und gemäßigten Lande gebaut, mit primitiven, von Ochsen getriebenen hölzernen Mühlen vermahlen und mit einfachen Kesseln oder Destillierapparaten aus dem Zuckerast Rohzucker (Panela) oder Rum erzeugt. In derselben Weise wird noch heutzutage in zahllosen mittleren und kleinen Betrieben von Mestizen und Indianern gewirtschaftet und auch viele europäische Pflanzer arbeiten mit allerdings moderneren Mühlen und Siede-, seltener auch Destilliereinrichtungen im Haupt- oder Nebenbetrieb. Diese Erzeugnisse werden ausnahmslos im Binnenlande verbraucht und lassen meist gute Rechnung. Nicht wenige kapitalkräftige Europäer und Nordamerikaner, oder Gesellschaften solcher, sowie manche weitausschauende Einheimische (wie die Herreras in Pantaleon, Guatemala) haben aber auch ganz moderne Zuckerfabriken eingerichtet, in denen sie mit Maschinerie neuester Konstruktion das Rohr ihrer ausgedehnten rationell bewirtschafteten Pflanzungen auf weißen Zucker verarbeiten, der im Binnenlande starken Absatz findet, aber doch auch zum Teil noch exportiert wird. Die größten und leistungsfähigsten Zuckerplantagen liegen in den wärmeren Regionen Mittelamerikas.

Wenn in der Zuckerbranche Weiße einen großen Anteil haben, so stehen sie dagegen zumeist dem Tabak fern, namentlich da, wo sein Anbau Regierungsmonopol und daher gewisser Beaufsichtigung unterworfen ist. Im Gegensatz zu Mexiko hat in Mittelamerika der Tabakbau keine nennenswerte Bedeutung erlangt, außer in Salvador und in Honduras, wo im Departamento Copan ein besserer Tabak gebaut wird und die Regierung durch Errichtung einer besonderen Schule bessere Kenntnisse der Fermentation und Weiterverarbeitung der Blätter anzubahnen versucht — freilich bisher ohne durchschlagenden Erfolg.

Die beiden wichtigsten auf Export berechneten Kulturen Mittelamerikas sind aber Kaffee und Bananen; auf ihnen beruht bis zu einem weitgehenden Maße die ganze wirtschaftliche Zukunft dieser Länder. In ihnen gipfeln aber auch die Interessen der Weißen; ihre Kultur liegt stellenweise sogar zum überwiegenden Teil in den Händen der Weißen. Beide Kulturpflanzen lieben ein feuchtes Klima und kommen im ganzen warmen und gemäßigten Lande Mittelamerikas fort: Kaffee reicht unter günstigen Verhältnissen vom Meeresspiegel bis etwa 1800 m Höhe hinauf, die Bananen sogar bis 1950 m; allein die besten Wachstumsbedingungen findet und das marktfähigste Produkt erzielt der Kaffee im gemäßigten Lande zwischen etwa 600 und

1500 m Höhe, die Banane aber im Tiefland von Meereshöhe an bis etwa 100, höchstens 150 m hinauf. Infolgedessen sind auch die gesundheitlichen Verhältnisse durchaus verschieden, je nachdem man in der einen oder anderen Kultur beschäftigt ist, ein Umstand, der ebenso sehr für die Aussichten einer dauernden europäischen Ansiedlung wie auch für die Arbeitergewinnung bedeutungsvoll ist: in den kühlen Kaffeedistrikten können Einheimische (Mestizen wie Indianer) und auch Europäer, namentlich bei Einschaltung längerer Erholungsaufenthalte in der alten Heimat bei der nötigen Vorsicht in der Lebensführung dauernd wohnen, während im Bananengebiet die Mestizen und Indianer der Binnengebiete für die Arbeit auf die Dauer untauglich sind und die Weißen (vorzugsweise Nordamerikaner) einen häufigen Erholungsaufenthalt in kühleren Gegenden brauchen.

Der Kaffee bildet trotz des sehr hohen Inlandverbrauchs in Guatemala, Salvador und Nicaragua bei weitem den wichtigsten Ausführartikel, in Costarica ist er erst vor kurzem in dieser Rolle von den Bananen überholt worden, in Honduras, wo sein Anbau sich an der Nord- wie an der Südbabdachung neuerdings ausbreitet, kann wenigstens ein kleiner Überschuß exportiert werden, dagegen genügt in Britisch-Honduras, wo einige Pflanzungen von Engländern angelegt worden sind und im Staat Panamá, wo am Boquete in der Provinz Chiriqui einige Nordamerikaner Kaffee gebaut haben, die Produktion bei weitem nicht dem inländischen Verbrauch, so daß noch Einfuhr notwendig wird; die Betriebe sind hier ziemlich klein. Auch in Costarica, wo der Kaffeebau sich hauptsächlich auf das Hochland und den östlich daran anschließenden Teil der atlantischen Abdachung konzentriert hat, sind die Betriebe zumeist nur mäßig groß; ebenso ist es in Nicaragua, wo besonders die Sierra von Managua, die Vulkanreihe der Maribios und die Hochländer von Matagalpa und Jinotega dem Kaffeebau dienen, in Honduras, in Salvador und in manchen Teilen Guatemalas (so in der Alta Verapaz und am Motaguatal oberhalb Gualan). Riesenbetriebe von mehr als 5000 Zentner Ernte sind nur an der pazifischen Abdachung Guatemalas häufiger zu finden. Sie sind fast ausnahmslos in Händen von Weißen, insbesondere Deutschen, während die Einheimischen dagegen einen nicht geringen Anteil an den minder großen Plantagen sich bewahrt haben und in Salvador und Costarica, sowie Südwestnicaragua sogar noch weitaus die Mehrzahl derselben besitzen.

Kaffee ist in Mittelamerika schon lange vor dem zahlreicheren

Eintreffen von Europäern und Nordamerikanern gebaut worden für den eigenen Konsum, zum Teil auch, namentlich in Costarica, zum Export nach Europa (England). Die primitive Aufbereitungsweise jener älteren Zeit ist jetzt nur noch ganz vereinzelt zu treffen; alle größeren Pflanzungen sind mit modernen und modernsten Aufbereitungseinrichtungen versehen worden, und Kleinbetriebe verkaufen nun ihren Kaffee meist in der Kirsche an benachbarte größere Plantagen oder an besondere Aufbereitungsunternehmen, wie solche in Costarica, namentlich aber in Guatemala mehrfach bereits bestehen. In Guatemala ist von einem Landeskind, dem Ingenieur Guardiola, die beste vorhandene Trockenmaschine für nassen Kaffee konstruiert worden; in Guatemala findet man in den Riesenbetrieben teilweise geradezu Mustereinrichtungen nicht nur für Kaffeeaufbereitung, sondern auch für rationelle Bewirtschaftung und Behandlung der Pflanzungen (Düngung, Beschneiden, Ernte usw.) und Hilfseinrichtungen dafür (stellenweise z. B. eigene Feldbahnen).

Daß der Kaffeebau nicht nur so große Ausdehnung, sondern auch so rationelle Ausgestaltung erfahren hat, ist zum größten Teil das Verdienst der Weißen, denen intelligente und unternehmende Eingheimische mit Erfolg nachgestrebt haben.

Zum Betriebe so großer und so zahlreicher Anlagen bedarf es natürlich auch zahlreicher Arbeitskräfte und während für die meisten vorher genannten landwirtschaftlichen Betriebe die Arbeiter leicht aus der unmittelbaren Umgebung gewonnen werden, geht das für die Kaffeeplantagen in Gebieten, wo sie sich in großer Zahl finden, vielfach nicht an. Freilich in dem dichtbevölkerten Salvador gibt es trotz der ständigen Zunahme der Kaffeeplantagen keine nennenswerten Schwierigkeiten der Arbeitergewinnung: die Arbeiter der Plantagen rekrutieren sich zum allergrößten Teil aus benachbart wohnenden Kleingrundbesitzern, die auf diese Weise einen Nebenverdienst suchen. So kommt es, daß sie häufig keiner Vorschüsse bedürfen und mit einem mäßigen Tagelohn zufrieden sind: durchschnittlich etwa 75—120 Pfd. unserer Währung oder, wenn der Herr auch die Nahrung liefert (Maisbrot und schwarze Bohnen) nur 40—75 Pfd. Die Löhne schwanken mit der Art der Beschäftigung und mit der Entfernung von den Hauptstädten. Wo es möglich ist, binden die Plantagenbesitzer ihre Leute auch noch durch Vorschüsse, so daß sie unter erheblichen Vorkürzungen bis zu ihrem Tode arbeiten müssen; die Söhne aber sind dann kontraktlich verpflichtet, die verbleibende Schuld

abzutragen. Diese ungewöhnliche Gunst der Arbeiterverhältnisse hat natürlich die Ausbreitung des Kaffeebaus in Salvador sehr gefördert.

In Costa Rica sind die Tagelöhne ganz wesentlich höher; man bezahlt auf den dortigen Kaffeepflanzungen während der Hauptarbeitszeit durchschnittlich 1 Colon 50 c (= 3 Mk.), in der stilleren Zeit 75—80 c (= 1,50 Mk. bis 1,60 Mk.). Es sind dies meist ständig angestellte einheimische Arbeiter.

In Nicaragua liegen die Verhältnisse bereits viel ungünstiger<sup>1</sup>. Nur wenige Pflanzungen und zwar nur kleinere, arbeiten mit freien Arbeitern. Die meisten müssen, um Arbeiter zu bekommen, dieselben durch starke Vorschüsse direkt oder durch Vermittlung der Obrigkeit gewinnen und geben trotzdem stellenweise (Departamento Carazo) den vollen ausbedungenen Tagelohn. Meistens aber bezahlen sie — als „Socorro“ — am Ende der Woche nur die Hälfte, und verwenden die andere Hälfte zur allmählichen Schuldentilgung. Auf diese Weise erhält aber der Arbeiter nicht so viel Bargeld in die Hand, als er für sich und die Seinen notwendig hat; infolgedessen sucht er sich oft mit allen Mitteln seinen Verpflichtungen zu entziehen, während andererseits sein Herr in der Befürchtung, sein Geld zu verlieren, sich mit der Obrigkeit gut zu stellen sucht, um durch deren Einfluß, im Notfall durch Gewalt, die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen zu erzwingen. Mit dem Wechsel der Verfassungen und Regierungen wird diese Bestimmung bald abgeschafft bald wieder eingeführt. Oft gehen die Vorschüsse verloren. Der Tagelohn beträgt durchschnittlich 1,50 Mk. neben der Verpflegung.

In den Departamentos Jinotega und Matagalpa, die in ihren ganzen Naturverhältnissen der guatemaltefischen Landschaft Alta Verapaz so ungemein ähnlich sind, läßt sich das dort gebräuchliche, später zu besprechende System der Arbeitergewinnung nicht einführen, weil die Regierung der Ansicht ist, daß der Bewohner eines von ihm selbst kultivierten Stückchen Landes ein Unrecht darauf habe und deshalb bestimmt hat, daß beim Vermessen eines denunzierten Stückes Land jeweils für die daselbst schon vorher befindlichen Siedler eine bestimmte Fläche herausgemessen werden müsse.

In Honduras sind bei der dünnen Bevölkerung des Landes Arbeiter ziemlich schwer zu bekommen und der Leutemangel hindert

<sup>1</sup> Vgl. E. Mendieta „Notas económicas sobre Nicaragua“ in der vom Baron von Franzenstein herausgegebenen Revista economica, S. José de Costa Rica, II. Oktober bis November 1911, S. 513f.

den landwirtschaftlichen Aufschwung im Innern fast ebenso, wie der fast völlige Mangel an brauchbaren Verkehrswegen. Der Tagelohn beträgt im Landesinnern in der Landwirtschaft meist etwa 75 c bis 1 \$ Silber (etwa 1 Mk. bis 1,40 Mk.); zuweilen wird aber der *Mayordomo* (der einheimische Verwalter) auch in der Weise abgefunden, daß ihm ein Teil seines Gehaltes oder das Ganze in Naturalien gegeben wird oder daß er für die Verwaltung die Nutznießung eines größeren Stückes Land bekommt.

In Guatemala, wo neben Mestizen hauptsächlich Indianer als Arbeiter in Betracht kommen, sind nun recht eigenartige Arbeiterverhältnisse vorhanden. Wohl melden sich auf den Pflanzungen zuweilen freiwillige Arbeiter („*Canadores*“), Indianer oder Mischlinge, die keinen Vorstoß beanspruchen, aber dafür auch einen höheren Tagelohn erhalten (im Kaffeegebiet der pazifischen Seite meist etwa 3 \$ = ca. 75 Pfg., zuweilen bis 5 \$ = 1,25 Mk., nebst Lebensmittellrationen zu stark ermäßigten Preisen und freier Wohnung, auch sonstigen Vergünstigungen), aber der Zuzug solcher freiwilliger Arbeiter ist so spärlich, daß damit nicht in größerem Maße gerechnet werden kann. Infolgedessen sind andere, zum Teil recht altertümliche Systeme der Arbeitergewinnung, insbesondere in den Indianergegenden, im Gebrauch. Dieselben sind aber in den atlantischen und pazifischen Kaffeedistrikten sehr verschieden. Betrachten wir zunächst die Verhältnisse in ersteren.

In der Alta Verapaz<sup>1</sup> hat man vielfach ausgedehnte Ländereien, die noch Regierungsland (*terrenos baldios*) gewesen waren, von der Regierung gekauft und dann den darauf wohnenden Indianern erlaubt, weiterhin auf dem Lande wohnen zu bleiben und genügend Land für eigene Kulturen oder eigene Viehzucht zu nehmen, sofern sie sich verpflichten wollten, im Monate (außer in der Roden-, Mais-, Saat- und Erntezeit) eine bestimmte Anzahl von Tagen (meist 6 oder 12) gegen Bezahlung zu arbeiten. Der Tagelohn ist dann niedriger als an der pazifischen Seite, und trotz nomineller Erhöhung infolge der Münz- und Kursverschlechterung doch tatsächlich in letzter Zeit immer niedriger geworden: um 1870 1 Real (= 50 Pfg.), 1889 1 1/2 Reales (= ca. 60 Pfg.), 1899 etwa 2 Reales (= ca. 30 Pfg.), jetzt meist gegen 8 Reales (= ca. 25 Pfg.) öfters auch nur 6 oder selbst 4 Reales

<sup>1</sup> K. Sapper, Die Alta Verapaz, Mitt. geogr. Gesellschaft in Hamburg, XVII., 1902, S. 195 ff., und die Aussichten der Indianerbevolkerung Guatemalas, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1909, S. 45 f.

(= ca. 18 bis 12 Pfl.) und doch kommt die wirkliche Auslage für den Tagelohn ziemlich hoch, wenn man berechnet, daß der Indianer bei seiner dünglosen Landwirtschaft höchstens etwa alle 5—6 Jahre dasselbe Stück Land wieder bebauen kann, also jeder einzelne eine recht große Fläche zur Verfügung haben muß und daß deshalb der Pflanzer, um für eine mäßig große Pflanzung genügende Arbeitskräfte zu haben, einen sehr großen Landbesitz kaufen muß und daher ein hohes Anlagekapital zu verzinsen hat. Der Colono (der auf dem Grundbesitz des Pflanzers wohnende Indianer) hat übrigens ursprünglich auch noch einige weitere Verpflichtungen seinem Herrn gegenüber: gewisse Frondienste (die freilich jetzt auf den meisten Pflanzungen durch bezahlte Arbeit abgelöst sind), nämlich eine kurze Zeit der Begarbeit und außerdem die Vorbereitung, das Säen, die Instandhaltung und die Ernte eines großen Maisfeldes für den Herrn, der dann bei Saat und Ernte den Arbeitsteilnehmern ebenso ein Festmahl bietet, wie solches jeder einzelne Indianer seinen Saat- und Erntehelfern gibt. Andererseits wird der Indianer in Krankheitsfällen nach Möglichkeit frei behandelt, in Gerichts- und Verwaltungssachen vom Pflanzer vertreten, erhält in Mißjahren Mais und andere Nahrungsmittel vom Herrn oft weit unter dessen Selbstkostenpreis u. dgl. mehr. Es ist ein ganz patriarchalisches Verhältnis, das in mancher Hinsicht an die alten *Encomiendas* oder *Repartimientos* erinnert, um so mehr, als auch jetzt noch der Pflanzer nach eigenem Gutdünken die *Alkalde* (Bürgermeister) der Regierung zur Bestätigung vorschlägt. Ein möglichst großer Stamm Colonos mit dem dazu gehörigen möglichst günstigen Maisland ist die Grundbedingung einer erfolgreichen Arbeit im Plantagenbetrieb.

Neben Colonos gewinnt man aber in der *Alta Verapaz* auch auswärts, auf eigenem oder Regierungsland wohnende Indianer durch Gewährung von Vorschüssen als Arbeiter, wobei der Tagelohn häufig dem der Colonos entspricht (*Mozos enganchados*). In beiden Fällen pflegt man mit den Arbeitern vor dem Notar einen Kontrakt abzuschließen. In Zeiten der Ernte kommen auch die Weiber und Kinder, um in Affordarbeit den reifen Kaffee zu pflücken. *Enganchados* sind nur in günstiger Lage zu bekommen, d. h. wenn die Pflanzung umgeben ist von Regierungsland oder Ländereien freier Indianer. Die Gewinnung von *Enganchados* wurde in den letzten 2 Jahren besonders begünstigt durch das Gesetz, daß jeder Indianer, der keinen Patron habe, Soldat sein müsse oder eine entsprechende



Steuer zu bezahlen hätte. Die Gewinnung von Enganchados geschieht durch Vermittlung des Jefe politico (Regierungspräsidenten).

Wenn aber auch damit nicht genügende Arbeitskräfte gesichert sind, so gewinnt man aus der nahen Baja Verapaz Arbeiter durch Mandamientos — eine Einrichtung, die hauptsächlich an der pazifischen Küste in großem Maßstab in Anspruch genommen wird und daher dort erst besprochen werden soll. Ein Unterschied besteht aber insofern, als in der Alta Verapaz der Jefe politico nur je 1 \$ pro Arbeiter, dieser aber ohne Verköstigung 2 \$ pro Tag seiner 30 tägigen Arbeitszeit erhält, so daß also hier der Mandamientoarbeiter wesentlich billiger zu stehen kommt, als an der pazifischen Seite Guatemalas (durchschnittlich 3,50 [= gegen 90 Pf.], einschließlich Begegeld, Bezahlung der „Kommissionen“ u. dgl.).

Das System der Colonos besteht — aber freilich mit wesentlich kleinerer Landgewährung — auch in dem Kaffeedistrikt von Gualan am unterem Motaguatal, sowie in vielen Haciendas des Oriente (Südostguatemalas).

An der pazifischen Abdachung von Guatemala ist in den Kaffeedistrikten<sup>1</sup> das Land viel zu teuer, als daß ein Teil desselben für die Landwirtschaft der indianischen Arbeiter reserviert werden könnte. Vielmehr wird hier der an sich ziemlich kleinräumige Besitz ganz für die Kaffeepflanzungen und die dafür notwendigen Einrichtungen verwendet. Da sind dann besondere Weiler (Mancherialas) angelegt, in denen der bei alten Pflanzungen oft recht große Stamm ständiger Arbeiter (Rancheros) angesiedelt ist. Diese arbeiten mit Ausnahme der großen Festtage und der halbmonatlichen Zahltage (domingos de pago) das ganze Jahr über; auch ihre Weiber und Kinder werden zu leichten Arbeiten herangezogen, wie Kaffeepflücken, Kaffeeauslesen, Misttragen u. a. Der Ranchero schuldet seinem Herrn stets mehr oder weniger große Summen (oft 500 bis 1000 Pesos), die sich im Falle des Todes auf die Kinder vererben, und die Herren suchen ihn in Schulden zu erhalten, da der schuldenfreie Ranchero die Pflanzung jederzeit verlassen darf, um sich anderwärts anzusiedeln. Das Schuldenfreiwerden ist aber auch an sich schon schwierig, denn der Tagelohn des Ranchero ist meist etwa 1 Peso (ca. 25 Pf.); außerdem erhalten sie Rationen an Mais, Bohnen, Salz, Fleisch, Kaffee meist weit unter dem Selbstkostenpreis; der Betrag muß aber durch Arbeit abverdient werden.

<sup>1</sup> Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1909, S. 46 ff.



Oft genügen — namentlich in alten Plantagen — die Rancheros und Ganadores zur Beforgung der laufenden Arbeiten. Aber für die Erntezeit oder für besondere Arbeiten müssen auch hier, bei jüngeren Plantagen oft auch für die laufenden Arbeiten, noch weitere Arbeitskräfte gewonnen werden. Das geschieht nun wieder auf verschiedene Weise. So kaufen manche Plantagen Ländereien im Hochland und siedeln darauf Indianer an, welche dort ihren Mais bauen und dafür verpflichtet sind, auf der Plantage eine gewisse Zahl von Tagen (mindestens 30 bis 60) zu arbeiten. Oft entspricht die Zahl der Auftragsleistungen der Anzahl der zur Verfügung gestellten *Cuerdas* (landesübliches kleines Flächenmaß, wovon etwa 22 auf den Hektar gehen): *Arrendantes*. Es ist also eine Art Pachtverhältnis, bei dem die *Arrendantes* ähnlich, wie die *Colonos* des Ostens, den Pachtzins gewissermaßen in Form von Arbeit zurückzahlen haben.

Ein weiteres System der Arbeitergewinnung ist das der *Habilitaciones*. Die größeren Pflanzungen lassen in den Indianerdörfern des Hochlandes besondere Unterhändler, *Habilitadores* (häufig auch Europäer) dauernd oder zeitweise wohnen, die Indianern Vorschüsse geben und dieselben nun zu bestimmten Zeiten nach der Plantage schicken, wo sie mit Weib und Kindern meist etwa zwei Monate, in der Erntezeit auch wohl länger arbeiten. Die *Cuadrilleros habilitados* wohnen in offenen Hütten und erhalten regelmäßige Rationen; dazu einen Tagelohn von etwa 1  $\frac{1}{2}$  Pesos (ca. 37 Pf. bei mittlerem gegenwärtigen Kurs) und eine nach der Entfernung des Heimatortes berechnete Begeentschädigung. Der habilitierte Arbeiter kostet aber die Plantage tatsächlich unter Einrechnung der Rationen, der Unkosten, die durch den *Habilitador* entstehen und der Verluste an Schulden, die nicht wieder eingebracht werden konnten (so z. B. wegen Flucht der Leute über die Grenze oder Unauffindbarkeit, Krankheit, Tod usw.), gewöhnlich mehr als das Doppelte des Tagelohns.

Viel teurer kommen aber trotz etwa gleichen Tagelohns die durch das System des *Mandamientos* gewonnenen Feldarbeiter. Das System war schon in der Kolonialzeit eingeführt worden, wie früher bereits mitgeteilt worden ist, und ist 1877 durch den um den Fortschritt Guatemalas so hochverdienten Präsidenten Justo Rufino Barrios durch ein Gesetz genau geregelt worden, um der Landwirtschaft zu helfen. Nachdem 1893 sein Neffe José Maria Reina Barrios die Einrichtung aufgehoben hatte, sah er sich aber bald nachher genötigt, sie in etwas gemilderter Form wieder aufs neue einzuführen. Die

Regierung bietet hier dem arbeiterbedürftigen Pflanzer die Hand, gegen Bezahlung eines festgesetzten Tagelohns und einer angemessenen Wegeentschädigung indianische Arbeiter für eine bestimmte Anzahl von Tagen (meist 30) zu erhalten; er hat nur einen entsprechenden Antrag bei der zuständigen Behörde einzureichen, worauf diese durch Vermittlung der Indianerbürgermeister das Nötige veranlaßt und dafür sorgt, daß binnen 4 bis 6 Wochen die Arbeiter in der gewünschten Zahl (meist 30) auf der Plantage eintreffen. Durch Gebühren und namentlich durch die üblichen privaten Abgaben an die beteiligten Beamten stellt sich ein Mandamiento-Arbeiter trotz seines niedrigen Tagelohns für die Plantage sehr hoch (meist 6 bis 7 Pesos = ca. 1,50 bis 1,75 Mk.). Das System, an sich sehr gut gemeint und einst für die Hebung der Landwirtschaft sehr ersprießlich, ist in seiner jetzigen Entartung zu einer Härte für die Indianer und auch zu einer durch Übertreibung ungerecht gewordenen Maßregel für die Pflanzer geworden.

Weißer finden — abgesehen von den kaufmännischen und technischen Abteilungen — auf Kaffeepflanzungen höchstens als Vorarbeiter und Beschneider (gelernte Gärtner) Verwendung. Als Mindestgehalt kann etwa 100 Mk. monatlich bei freier Station angegeben werden. Die meisten Vorarbeiter sind da, wo indianische Arbeiter gebraucht werden, Mestizen; selten werden Indianer dafür genommen und wo Mestizen arbeiten, können nur Mestizen oder Weiße als Vorarbeiter fungieren, da sie sich weigern würden, unter einem Indianer zu arbeiten, wie auch Weiße sich nur schwer dazu verstehen würden, unter einem Mestizen zu arbeiten.

Ganz anders als in den Kaffeedistrikten und sonstigen Binnengebieten Mittelamerikas liegen die Arbeitergewinnungsverhältnisse in den Bananendistrikten. Dieselben liegen ausschließlich an der atlantischen Küste von Mittelamerika, weil nur von hier aus ein rascher Massenversand der leicht verderblichen Früchte nach den Hauptverbrauchsländern (Vereinigte Staaten, neuerdings auch Großbritannien) möglich ist. Die Ausbreitung der Bananenpflanzungen ist aber abgesehen von den Absatz- und Verschiffungsmöglichkeiten auch durch die Rücksicht auf guten Boden, feuchtes Klima und Mangel starker Winde bedingt. Namentlich das häufige Auftreten stärkerer Winde hat z. B. den Anbau von Bananen an den sonst geeigneten Küsten des Meeres von Izabal (Golfo Dulce) verhindert. Außerdem eignen sich aber auch nur die wärmsten, tiefsten Lagen für den Anbau,

da in höheren Lagen die Bananen weder so rasche, noch so üppige Entwicklung finden, wie dort. Infolgedessen sind aber auch die Gesundheitsverhältnisse für das weiße Personal ebenso wie für die Arbeiterschaft trotz wesentlicher Fortschritte der hygienischen Einrichtungen in Pflanzungsgebäuden und Hafenplätzen (namentlich in Costarica: Puerto Limon, und Panamá: Bocas del Toro) ungünstig. Infolgedessen ist das weiße Personal (Leiter, kaufmännische Angestellte, Ingenieure und technische Hilfskräfte: Elektriker, Maschinisten, Lokomotivführer u. dgl. auf den ziemlich ausgedehnten Bananenbahnen in Costarica, im Bocadistrikt und bei La Ceiba) auf häufige Erholungsreisen nach kühleren Ländern angewiesen und als Feldarbeiter haben sich nur Neger oder Zambos bewährt, nachdem die dem Küstenklima angepaßten Indianerstämme schon zu Beginn der Konquistazeit größtenteils ausgerottet worden waren. Man macht zwar immer wieder Versuche mit Indianern des Innern, so namentlich in den Bananengebieten von Guatemala und lockt sie durch hohe Löhne an (10 bis 15 Pesos Papier, also rund 2,50 bis 3,75 Mk.), aber es zeigt sich stets aufs neue, daß der schwächere Körper der Indianer weder der schweren Arbeit noch dem Klima gewachsen ist und daß die Mehrzahl der eingestellten Indianer in kurzer Zeit dem Klima erliegt. Es bleiben also nur Neger oder Negermischlinge und vielfach kommen solche freiwillig aus den südlichen Vereinigten Staaten (namentlich seitdem die Eisenbahn von der Union bis an die Grenze von Guatemala reicht) und von Jamaika oder anderen Antillengebieten herüber; wo diese freiwillige Zufuhr nicht genügt, holt man auch wohl die nötige Zahl von Schwarzen von Jamaika herüber, wobei freilich pro Person eine Summe von £ 1 für die Rückreise bei der Regierung der Kolonie deponiert werden muß. In den Bananengebieten von Honduras und Guatemala arbeiten auch vielfach die Karaiiben, d. h. die Nachkommen der 1796 von den Engländern von St. Vincent nach den Baiinseln gewaltsam überführten Indianer, die jetzt vollständig mit Negern vermischt sind, aber ihre indianische Sprache und Kultur beibehalten haben. In Spanisch-Honduras hat man zwar auch versucht, Leute aus Salvador als Arbeiter anzulocken, doch ist der Versuch bisher nicht gelungen und falls er gelingen sollte, so stünde zu befürchten, daß diese Mestizen bald das Schicksal der Guatemala-Indianer teilen würden.

Der Tagelohn der schwarzen Arbeiter ist sehr hoch, meist 1 Dollar Gold, zuweilen noch mehr, oder noch freie Station; infolgedessen ist

auch in den Bananenpflanzungen meist kein Arbeitermangel und bei den guten Absatzverhältnissen geben die Plantagen auch sehr gute Ertragnisse — zurzeit freilich mit Ausnahme der Pflanzungen des nicaraguanischen Departamento Zelaya, wo wegen Unstimmigkeiten zwischen der Regierung und der United Fruit Co. keine regelmäßige und häufige Dampferverbindung besteht.

### III. Sonstige wirtschaftliche Betätigung der Weißen und Farbigen in Mittelamerika.

Obgleich die Landwirtschaft bei weitem die stärkste und ausgebreitetste Grundlage der gesamten Wirtschaft der mittelamerikanischen Republiken ist, so haben daneben doch auch andere wirtschaftliche Betätigungen eine mehr oder minder große Bedeutung erlangt und in einzelnen derselben spielen die Weißen sogar eine ausschlaggebende Rolle.

Das gilt z. B. in nicht geringem Grade von der Waldbenutzung, die sogar nicht nur den ersten Grund zur englischen Kolonie Britisch-Honduras gelegt hat, sondern auch bis zum heutigen Tage die Grundlage seines wirtschaftlichen Lebens geblieben ist. Wenn hier die Großbetriebe hauptsächlich englischen Firmen gehören, so haben in den Urwaldgebieten der mittelamerikanischen Republiken in erster Linie Nordamerikaner die Ausbeutung in die Hand genommen, neben denen freilich auch europäische und einheimische Firmen noch einen beträchtlichen Anteil haben.

Für die Ausfuhr kommen hauptsächlich Möbelhölzer (Mahagoni- und Zedrenholz) ferner Farb- und andere Nuthölzer in Betracht (Blauholz, Gelbholz, Buchholz), sowie Sammelprodukte, wie Kautschuk, Chicle, Perubalsam, Sarsaparilla. Weiße können hier nur in leitender Stelle und als Aufseher tätig sein; Arbeiter sind in den Holzfällereien von Britisch-Honduras hauptsächlich hochbezahlte Neger, in den übrigen Gebieten aber vorzugsweise Mestizen und Indianer; letztere beide Kategorien sind auch hauptsächlich an der Gewinnung der Sammelprodukte beteiligt; die Arbeit ist in den Holzfällereien vielfach im Pachtvergeben; Sammelprodukte werden nach Menge und Güte bezahlt und kommen meist direkt in die Hände der Kaufleute (Exporteure).

Jagd und Fischfang sind nur bei einigen Urwaldstämmen noch von größerer Bedeutung für die Volksernährung. Gelegentlich widmen

sich natürlich auch Europäer und Mischlinge oder Neger der Jagd oder dem Fischfang, aber gewerbsmäßige Jäger und Fischer sind nur unter den waldbewohnenden Indianern oder den meeranwohnenden Mischlingen häufiger. Sie bringen denn auch kleine Mengen Rehelle oder Vogelbälge, oder aber Schildpatt, Perlen, Perlmutter und etwa (Micony) Purpur in den Handel. Es gab auch schon Versuche von Europäern, die Alligatoren- und Reiher-(Garza-)Jagd geschäftsmäßig zu betreiben, doch sind sie in Mittelamerika nicht nachhaltig erfolgreich gewesen.

Der Bergbau ist in Mittelamerika recht vernachlässigt. Mit Ausnahme von Britisch-Honduras fehlt es ja freilich nicht an Erzlagern, Kohlenvorkommen und Salinen, aber von ersteren sind zwar viele konzeffioniert, aber nur wenige werden abgebaut; die bisher untersuchten tertiären Kohlenlager haben sich nirgends als abbauwürdig erwiesen; die Binnensalinen Guatemalas werden fast durchweg noch von Indianern in ihrer primitiven altertümlichen Weise ausgebeutet und nur die Seesalinen der pazifischen Küste haben da, wo sie unter europäischer Leitung stehen, wie bei San José de Guatemala, eine größere Leistungsfähigkeit und Rentabilität entwickelt<sup>1</sup>.

In Guatemala ist der Bergbau, der hauptsächlich Blei- und Silbererze förderte, in den letzten Jahrzehnten immer mehr zurückgegangen — eine Tatsache, an der auch die Monopolstellung nichts zu ändern vermochte, welche die Regierung des Landes vor kurzem einer amerikanischen Gesellschaft einzuräumen bereit gewesen war. Auch in Honduras hat der Bergbau gegen früher eher etwas ab-

<sup>1</sup> Die Salzgewinnung erfolgt hier auch noch in recht primitiver Weise: Hinter den Dünen werden an den Esteros (Lagunen) ebene Flächen von Gestrüpp und Unkraut gesäubert. Beim Beginn der Trockenzeit, sobald die Lagunen trocken laufen, wird die Erde durchgeeggt und geharkt. Dadurch wird die Krystallisierung des Salzes aus dem Grundwasser gefördert, besonders da durch die breite Fläche die Verdunstung des von unten nachbringenden Wassers schnell vor sich geht. Ungefähr zum Februar jedes Jahres ist die Sättigung mit Salz soweit vorgeschritten, daß die sogenannte „Ernte“ beginnt. Die salzhaltige Erde wird aufgeschüttet und nach den Verarbeitungshütten, die direkt bei den Salinen liegen, gebracht. Die Weiterbearbeitung ist nun äußerst einfach: Es liegen zwei Canoes übereinander. Das obere Canoe, dessen Boden durchlöchert ist, enthält eine tonartige Erde, auf die die salzhaltige Erde geschüttet wird. Dann schöpft der Arbeiter mit einem Schöpfloß Wasser darauf; die ausgezogene Lauge sickert durch den Ton nach unten ab; sie wird dann aus dem untern Canoe in die Salzpfannen gefüllt und durch Holzfeuerung zum Verdampfen gebracht. Der Tagelohn der Arbeiter beträgt mit Rücksicht auf das heiße schlechte Klima etwa 6 \$ Papier (= ca. 1,50 Mt.) im Tag.

genommen, wenngleich die seit mehr als zwei Jahrzehnten an erster Stelle stehende, einer amerikanischen Gesellschaft gehörende San Juancito-Mine noch immer mit großer Energie arbeitet und reiche Ergebnisse erzielt. Im Staat Panamá ist der Bergbau seit lange auf eine einzige größere arbeitende Mine beschränkt, während in Costa Rica, Nicaragua und namentlich Salvador in den letzten Jahrzehnten ein entschiedener Fortschritt erfolgt ist. Die größten in Ausbeutung befindlichen Minenunternehmen sind vorzugsweise in nordamerikanischen Händen; in Salvador aber haben Engländer große Interessen, in Nicaragua sind auch Deutsche beteiligt. Die Leiter und das technische Personal sind meist Europäer, die Arbeiter und Handwerker gewöhnlich Mestizen; doch kommen auch bei ihnen Europäer als Steiger, Arbeiter, Maschinisten, Elektriker u. dgl. nicht selten vor, da die Bezahlung nicht schlecht ist (in San Juancito z. B. etwa 2 Pesos Silber = 2,80 Mk. im Durchschnitt); in San Juancito werden, wie ich hörte, neuerdings deutsche Minenarbeiter den amerikanischen vorgezogen.

Der Tiefstand des Bergbaus erklärt sich daraus, daß das Gebiet bisher durchaus ungenügend untersucht ist und daß es wohl an Lagerstätten nicht so reich ist, als vielfach behauptet wird. Jedenfalls ist ein großer Teil der verliehenen Konzessionen nicht abbauwürdig, und in vielen Fällen, wo die konzessionierte Mine abbauwürdig wäre, da hält ein Konzessionsjäger (sehr häufig Nordamerikaner oder auch Einheimische) die Hand darauf und, selbst unfähig, die Mine zu bearbeiten, verlangt er aber von einem etwaigen Interessenten eine so hohe Summe für die Konzession, daß derselbe wieder abgeschreckt wird.

Neben den Bergbaubetrieben im großen gibt es aber auch — namentlich in Honduras und Nicaragua — Goldwäschen, die von einzelnen ausgebeutet werden. In Honduras waschen zuweilen einheimische Weiber in beschäftigungsloser Zeit in ihren großen hölzernen Bateas (Waschettellern) etwas Waschgold aus; Mestizen und Europäer, hauptsächlich aber Nordamerikaner, betreiben in entlegeneren Flüssen mehr geschäftsmäßig das Goldwaschen und es glückt ihnen auch wohl einmal ein reicherer Fund; aber gewöhnlich halten sie das Klima bei ihrer äußerst primitiven Lebensweise nicht auf die Dauer aus und in Perioden der Krankheit geht dann meist das mühsam erworbene Geld wieder drauf. Aber trotzdem darf man annehmen, daß immer einige weiße Prospektoren und Goldwäscher zu Fuß die mittelamerikanischen Länder durchziehen, im ganzen ergebnislos und doch immer in der Hoffnung auf ein großes Glück, das ihnen noch beschieden sein werde!

Industrie im großen fehlt in Mittelamerika fast ganz, wenn man von den industriellen Anlagen absieht, die dazu dienen, die im Land gewonnenen Produkte versandfähig oder marktfähig zu machen oder sie an Ort und Stelle zu verarbeiten. Es gehören dazu die Hüttenwerke, Zementwerke, Holzsägereien, Kaffeeschälereien, Indigo-fabriken, Getreidemühlen, Zuckerfabriken, Branntweimbrennereien, Seifensiedereien und Kerzenfabriken, auch eine Baumwollspinnerei und -weberei (in Guatemala bei Cantel). In den größeren dieser Anlagen sind Weiße häufig die Leiter oder stellen wenigstens zum Teil das kaufmännische und technische Personal. Dasselbe gilt von anderen industriellen Betrieben, die in Mittelamerika vorhanden sind, so die staatlichen Münzen, die Buchdruckereien, lithographischen Anstalten, Bierbrauereien (meist deutsche), Eis- und Sodawasserfabriken, elektrischen Anlagen verschiedener Art, Reparaturwerkstätten, auch wohl kleinen Gießereien. Manche industrielle Anlagen haben sich nicht zu halten vermocht, so eine größere Gießerei in Guatemala und eine Steingutfabrik in Santa Ana.

Recht gute Erfolge haben manche europäische Handwerker nicht nur als Angestellte in größeren Betrieben, sondern auch als selbständige Unternehmer aufzuweisen gehabt, so z. B. Tischler, Hufschmiede, Schuster, soweit sie, wie meistens der Fall ist, die billiger arbeitenden einheimischen Konkurrenten in den Leistungen beträchtlich überragten.

Anderere Gewerbe sind dagegen bisher ausschließlich den Einheimischen vorbehalten geblieben, sowohl Nestizen wie Indianern, so Töpferei, Seilerei, Baumwoll- und Wollhandweberei, Hut- und Mattenflechterei, Handmahlsteinfabrikation u. a.

Im Großhandel überwiegt in den meisten Ländern das weiße Element sehr stark, in Salvador und Nicaragua aber mag es die Firmen der Einheimischen an Bedeutung nur wenig übertreffen; neuerdings hat in Nicaragua das immer zahlreichere Auftreten von Nordamerikanern das Verhältnis im auswärtigen Handel zugunsten der Weißen noch mehr verschoben (es wird aber geklagt, daß neben reellen Geschäftsmännern und tüchtigen Unternehmern ähnlich wie in Honduras auch zahlreiche Abenteurer und Konzessionsjäger ihr Wesen treiben und andererseits, daß bei den wechselnden Regierungsströmungen auch nicht selten die früher rechtmäßig vergebenen Konzessionen von der Regierung selbst wieder angefochten werden, wodurch sich immer mehr Zündstoff anhäuft). Im Kleinhandel herrscht dagegen das



einheimische Element im allgemeinen, wenn auch da und dort Ausnahmen von dieser Regel vorkommen: Treten schon in Tegucigalpa und einigen Städten Guatemalas Chinesen als Teilnehmer am Kleinhandel, dabei aber direkte Importeure auf, so beherrschen sie in Bocas del Toro, in geringerem Maß auch in Panamá den Kleinhandel sogar zum größeren Teile.

Im Hausierhandel überwiegen in Guatemala Indianer, die großenteils ihre eigenen Produkte auf ihrem Rücken auf große Entfernungen, selbst Hunderte von Kilometern, verhandeln. In andern Staaten betreiben zuweilen Turkos (Syrier, Armenier) Hausierhandel.

Im Bankwesen sind sowohl Weiße, als auch Einheimische beteiligt.

Wie im Wirtschaftsleben indianische, koloniale und moderne Wirtschaft teils getrennt nebeneinander, teils in inniger Durchdringung gleichzeitig am gleichen Ort auftritt, so ist es auch mit dem Verkehrswesen der Fall. Indianer als Lastträger spielen zwar jetzt nur noch in sehr entlegenen Gebieten, namentlich in den stellenweise noch immer bloß von Fußwegen durchzogenen Gebirgs- und Urwaldregionen, noch eine größere Rolle; von ansehnlicher Bedeutung ist aber auf den oft stromschnellenreichen Flüssen Mittelamerikas immer noch die mit freihändig geführten Paddeln ausgeübte Schifffahrt auf Einbäumen nach altindianischem Muster, wobei die Bootsleute häufig Indianer, oft aber auch Mestizen oder Neger bzw. Zambos sind.

Im größten Teil von Mittelamerika steht dagegen das Verkehrswesen noch auf der Stufe der kolonialen Zeit: die Personen- und Lastenbeförderung erfolgt zu Land durch Reit- und Lasttiere (Maultiere, Pferde, Esel, in Nicaragua auch Lastochsen) oder durch Zugtiere mittels der spanischen zweirädrigen Ochsenkarren und um dies zu ermöglichen, mußten natürlich bessere und breitere Wege mit geringeren Neigungen und eventuell auch starken Brücken gebaut werden. Freilich läßt deren Unterhaltung oft vieles zu wünschen übrig, so daß die Beförderung oft mit vielen Schwierigkeiten und Aufgehalten, namentlich in der Regenzeit, verknüpft ist. Wo nur diese Verkehrsmittel zur Verfügung stehen, müssen die Plantagen oft einen großen Troß von Maultieren und Maultiertreibern, Ochsen und Karren nebst den dazu gehörigen Karrenführern (Mestizen oder Indianern) halten, wozu großenteils noch der Besitz von Weideflächen in bestimmten Abständen längs der Straße hinzutreten muß — eine sehr teure Anlage. Nicht selten unternehmen aber auch besondere Transportunternehmer dieser Art gegen bestimmte Vergütung die Beförderung



der Fracht und es sind nicht immer nur Einheimische, sondern zuweilen auch Weiße (z. B. Spanier) die Unternehmer.

In der Umgebung der größeren Städte und in dichtbevölkerten Gegenden sind natürlich auch die Straßen besser gebaut und unterhalten, so daß Postkutschenverkehr möglich wird und größere Leihställe, zuweilen im Besitz von Europäern, auch feinere Wagen, Landauer usw. zur Verfügung der Reisenden und Ansässigen stellen. In jüngster Zeit haben auch Automobile in den Hauptstädten und auf einigen Landstraßen Mittelamerikas ihren Einzug gehalten und zu ihrer Bedienung wurden anfangs auch nordamerikanische Chauffeure gebracht. Bald haben aber die Einheimischen denselben ihre Kunst abgelautsch und nun bedienen sie nicht nur größtenteils die vorhandenen Automobile, sondern nehmen auch ganz geschickt einfachere Reparaturen vor.

Die Hauptverkehrsmittel der Neuzeit, Eisenbahnen und Dampfschiffe, sind um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Nordamerikaner eingeführt worden, zunächst als der Gold- und Silberdurst einen raschen Weg nach Kalifornien wünschen ließ: es wurden nun kleine Dampfer auf dem Rio S. Juan und dem Nicaraguasee eingestellt und 1850—55 die erste transkontinentale Bahn gebaut, die Panamabahn, die später in französische Hände kam, und seit 1903 wieder in amerikanischem Besitz ist. Bald bemühten sich auch die verschiedenen mittelamerikanischen Regierungen um die Gewinnung dieser modernen Verkehrsmittel, insbesondere der Eisenbahnen, indem sie die Sache teils selbst in die Hand nahmen, teils durch Gewährung großer Vergünstigungen fremde Unternehmer anlockten. Wenngleich diese Versuche nicht immer glücklich ausfielen, und in Honduras sogar eine ungemein große finanzielle Schuld dem Land auferlegten, so ist doch mit Genugtuung festzustellen, daß außer der Panamabahn nun noch zwei Schienenverbindungen von Ozean zu Ozean reichen (in Costa Rica und Guatemala) und daß auch in den andern Ländern Eisenbahnen wenigstens auf gewissen Strecken den Verkehr sehr erleichtern. Nur Britisch-Honduras entbehrt noch einer Verkehrsbahn; aber es hat wenigstens auf einem Flusse (New River) eine regelmäßige, auf Passagierverkehr eingerichtete Flußdampferschiffahrt, wie sie sonst nur noch auf dem Polochic (Guatemala) und San Juan (Nicaragua) und einigen Seen (Nicaragua- und Managuasee, Golfo Dulce, Atitlan) besteht. Die Flußdampfschiffahrt auf dem Polochic hat neuerdings durch Einstellung von Motorbooten sehr an Regelmäßigkeit gewonnen.

Die Bahnen und Flußdampfschifflinien sind nur zum kleineren Teil im Besitz und unter der unmittelbaren Verwaltung der betreffenden Regierungen: Nicaragua und die pazifische Bahn von Costa Rica, während die Mehrzahl der übrigen Bahnen in nordamerikanischem Besitz oder wenigstens Verwaltung stehen; englisch ist die Salvadorbahn, deutsch die Verapazbahn mit der Polochic-Dampfschiffahrt.

Über gleichviel ob die Bahnen unter der Verwaltung der Regierung oder privater ausländischer Gesellschaften stehen, die Konstruktion erfolgte größtenteils durch Weiße und Weiße sind auch meistens die Leiter und Ingenieure, wie die Kapitäne. Ja, auf den Bahnen Guatemalas und der atlantischen Linie Costaricas sind auch Weiße als Lokomotivführer, Kondukteure und Maschinisten vorwiegend angestellt und gewinnen hier gute Gehälter (in Guatemala meist 40 bis 60 Doll. Gold monatlich). Freilich sind auch die Gehälter der farbigen Bahnarbeiter und der Transportarbeiter an den Seehäfen recht hoch (so z. B. in San José de Guatemala 10 Pejos = ca. 2,50 Mk. täglich).

#### IV. Die Gesundheitsverhältnisse der Weißen.

Über diese Frage habe ich nur für ein einziges Einzelgebiet ein ärztliches Gutachten bekommen können, nämlich für Nicaragua von Dr. C. Rothschuh, der zwei Jahre in den Urwäldern von Matagalpa und 11 Jahre zu Managua und in dessen weiterer Umgebung praktiziert und daher Gelegenheit gehabt hat, sich ein sehr gutes Urteil über diese Fragen zu bilden. Sein Gutachten möge daher an erster Stelle wiedergegeben werden. Er schreibt:

„Die Gesundheitsverhältnisse der weißen Bevölkerung, wie übrigens der Bevölkerung im allgemeinen, müssen als schlecht bezeichnet werden. Die von mir aufgestellten Tabellen sind momentan nicht zur Hand; doch ist die Sterblichkeits- wie die Krankheitsziffer der Weißen — es handelt sich bei diesen rein Weißen fast nur um neu Zugewanderte — sehr hoch. Es sterben zunächst bei den alle 5—10 Jahre auftretenden Gelbfieberepidemien 10—20 % der noch nicht lange im Lande Befindlichen, davon fast sicher diejenigen, welche dem von der Heimat her gewohnten Alkoholgenuß nicht entsagen können; es sterben, wenn auch seltener, an perniziöser Malaria, Dysenterie, Leberabszeß usw. Weiße, wobei auch eine wesentlich erhöhte Sterblichkeit bei den zum

Alkohol Neigenden zu erwarten ist. Bei den mäßig oder gar keinen Alkohol genießenden Weißen zeigen sich, soweit sie im Tiefland wohnen, in den ersten Jahren einige Malaria-Anfälle, die in späteren Jahren immer seltener werden und sich nur bei dem Wechsel der beiden Jahreszeiten, Frühjahr und Herbst, durch Perioden der Depression und Appetitlosigkeit dokumentieren; diese Perioden kann man durch mehrtägigen Aufenthalt in Höhenlagen von 500—800 m abkürzen. Gegen schwere und perniziöse Malaria-Anfälle, auch gegen das sehr selten vorkommende Schwarzwasserfieber, sind die so akklimatisierten Personen geschützt, während die durch Chininprophylaxe gegen Malaria sich schützenden Personen auch nach Jahren sehr exponiert sind, wenn zufällig einmal diese Prophylaxe nicht ausgeübt wird. Für den also, der als Kaufmann, Pflanzer usw. das Land auf Jahre oder Jahrzehnte hinaus bewohnen will oder muß, kann ich von der Chininprophylaxe keinen Vorteil sehen, wohl aber wird dadurch die an und für sich große nervöse Erregbarkeit noch gesteigert, zumal die jungen Leute für die ersten 5—6 Jahre kaum Gelegenheit haben, eine Erholungsreise nach Europa zu machen.

„Erholungsreisen nach den kühleren Teilen des Landes sind recht wirksam; schon Höhenunterschiede von wenigen hundert Metern wirken stimulierend, vermutlich nicht so sehr durch die Höhendifferenz als durch die auf den Höhen geringere Mosquito- bzw. Malariaplage, reineres Trinkwasser, gesunde, nicht durch städtische Verfehlungen verunreinigte Luft.

„Die in den kühleren Regionen wohnenden Weißen, z. B. die in den Kaffeepflanzungen von Matagalpa und Jinotega wohnenden Weißen erfreuen sich, so lange sie in den Wäldern auf 3000 bis 4000 Fuß Höhe wohnen, mit ihren Familien, weißen Frauen und Kindern, einer ganz guten Gesundheit; Malaria, Gelbfieber, Typhus gibt es gar nicht, selten Dysenterie. Weniger günstig schon sind die Verhältnisse in den 700—1000 m hoch gelegenen Stadtplätzen Matagalpa und Jinotega; Malaria und Dysenterie, Typhus — ganz abgesehen von den sehr verbreiteten Geschlechtskrankheiten — sind schon viel häufiger. Sehr auffallend ist die Tatsache, daß die jahrelang in diesen Höhen wohnenden Weißen sowohl wie auch Mischlinge sich einer im Tiefland auftretenden Gelbfieberepidemie bei gelegentlichem Besuch gegenüber verhalten wie neu ins Land gekommene Weiße, während die im Tiefland akklimatisierten Weißen und Farbigen kaum je einer Gelbfieberinfektion erliegen.

„Im allgemeinen ziehen die Neger und dunklen Mischlinge die heißesten Distrikte vor, die mehr oder weniger hellen Ladinos die mittleren Höhenlagen, die Indianer und Weißen die höchsten, offenbar weil sie sich da am wohlsten fühlen. Für die Weißen würde ein regelmäßiger, jährlicher Aufenthalt in den Höhenlagen, falls Weiber und Kinder dabei wären, wohl eine langsame Akklimatisation gestatten, aber äußere Gründe stehen dem meist im Wege. Die tüchtig arbeitenden, immer in Bewegung befindlichen Männer, die auch reiten, schwimmen, fahren usw., erkranken, abgesehen von den erwähnten akuten Attaken, überhaupt nicht so viel, nachdem sie eben die sogenannten Akklimatisationsjahre hinter sich haben; dagegen sind die im heißen Tieflande lebenden Frauen und Kinder rein weißer Rasse sehr viel krank; bei den Kindern sind es Magenkatarrhe durch mangelnde Muttermilch, Malaria und Typhus, welche die Hauptsterblichkeit bedingen; bei den Frauen sind es selten akute Krankheiten, welche ihnen so zusehen, daß man nach einem Jahre nichts mehr von der frischen Farbe und der Energie der Europäerin merkt; es tritt eine immer mehr zunehmende Anämie, Abmagerung, körperliche und geistige Erschlaffung auf, deren Ursachen durchaus noch nicht aufgeklärt sind. Wie weit die Hitze allein, die große Feuchtigkeit, wie weit mangelnde Bewegung, mangelnder Appetit und schlechter Stuhlgang (Autointoxikation?) daran beteiligt sind, wie weit infektiöse Einflüsse, Malaria, Darmparasiten, Amöben, Protozoen usw., das müssen weitere Beobachtungen ergeben. Die Erschlaffung erstreckt sich auch auf die Generationsorgane, so daß weiße Frauen wenig Kinder haben.

„Eine Akklimatisation der weißen Rasse halte ich in den kühleren Regionen bei vernünftiger Lebensweise und Vorhandensein geeigneter ärztlicher Hilfe für durchaus möglich, nicht aber in der heißen Tieflandzone, wo die Kindersterblichkeit und zu geringe Kindererzeugung eine solche unmöglich machen. Die Männer könnten dabei sehr wohl im Tiefland arbeiten, wenn nur Frauen und Kinder im Hochland bleiben. Eine Auffrischung im gemäßigten Klima ist für die Gesundheit nicht unbedingt notwendig, aber wünschenswert; notwendig ist sie beim Weißen zur Wiederstärkung der Energie, des Charakters, der in dem recht minderwertigen Milieu leicht leidet und von der Höhe der europäischen Erziehung herabgeleitet, weil es scheinbar auch ohne die große Energie, ohne die mühsam errungenen moralischen und Charaktereigenschaften geht. Söhne solcher Väter stehen alsdann schon auf einem ganz anderen geistigen und moralischen Niveau, das

sich kaum von dem der Eingeborenen-Umgebung unterscheidet und bald in dieses übergeht, zumal solche, nicht in der Kultur Europas oder der Vereinigten Staaten erzogene Kinder, denen auch eine straffe Zucht eines charakterfesten Vaters gefehlt hat, sich mehr zu eingeborenen Frauen und Mädchen als zu den stolzeren, kühleren, charakterfesteren und gebildeteren Weißen hingezogen fühlen, denen sie ihrerseits als Schwächlinge nicht imponieren.

„So ist diese Rassenfrage nicht nur eine körperliche, sondern mindestens ebenso sehr eine moralische Angelegenheit.

„Weiße Einwandererfamilien, die sich seit Generationen rein erhalten hätten, kenne ich nicht; im Tieflande kehren die gebildeten Elemente, Kaufleute, Pflanzer, Akademiker nach ihren Heimatländern zurück, wo auch ihre Kinder erzogen werden; kleinere Leute, namentlich Italiener, Spanier usw., haben Kinder, die ganz in der Art der Eingeborenen aufwachsen und sich bald ganz mit ihnen vermischen, da auch rein weißer heiratsfähiger Nachwuchs selten ist. Es wird also bis jetzt das rein weiße Element hauptsächlich durch Einwanderung erhalten.

„Die Elemente, aus denen sich die Einwanderer zusammensetzen, sind bei den Deutschen: junge Kaufleute, oft sehr tüchtig und gebildet, aus denen auch meist die Pflanzer hervorgehen, ferner einige Akademiker, Ärzte, Ingenieure, Chemiker, Lehrer; bei den Amerikanern Elemente aller Art mit der verschiedensten Vorbildung, die aber Dank ihrer Rücksichtslosigkeit und ihres Nationalstolzes, Dank auch ihrer Vorliebe für Gesellschaftsunternehmungen stark prosperieren, während noch vor 20 Jahren das Deutschtum unbestritten die erste Stelle einnahm. Engländer sind meist Kaufleute oder Mechaniker, Italiener<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Als ich Dr. Rothschild darauf aufmerksam machte, daß mir ein sehr großes italienisches Geschäftshaus (die Palazzo in Corinto) bekannt sei, schrieb er mir: „Daß einzelne Italiener Großkaufleute sind, ist richtig; indessen existiert doch ein Unterschied zwischen deutschen (auch englischen) Großgeschäften einerseits und den Italienern andererseits. Die deutschen jungen Leute, die sich nachher zu großen Firmen herausarbeiten, sind meist gebildete, oft feine Leute, die ein wirkliches Kulturelement auch durch ihre Redlichkeit und Zuverlässigkeit, also moralische Qualitäten darstellen. Dasselbe kann man von den meisten großgewordenen italienischen Elementen nicht sagen. Es sind meist ungebildete, aber kluge und rücksichtslose Elemente, die zäh, und sich anfangs mit dem wesentlichsten begnügen, die Situation und ihre Mitmenschen ausnützen. Das fühlen die Eingeborenen, die wirklich moralisch nicht zu feinfühlig sind, selbst und schätzen die Deutschen höher. Selbstverständlich gibt es auf beiden Seiten keine Regel ohne Aus-

und Spanier kleine Kaufleute oder Gemüsebauer, kleine Pflanzer; manche von ihnen arbeiten sich aber sehr in die Höhe; die Familien vermengen sich aber, falls sie im Lande bleiben, sehr bald mit den Einheimischen.“

Diesem ärztlichen Urteile habe ich nur noch wenig hinzuzufügen. Es gilt *mutatis mutandis* auch für die übrigen Teile Mittelamerikas; doch muß hier vor allem darauf hingewiesen werden, daß Nicaragua insofern eine Sonderstellung gegenüber der Mehrzahl der mittelamerikanischen Länder einnimmt, als hier die überwiegende Masse der Bevölkerung, und mit ihr auch die Mehrheit der Weißen im Tiefland wohnt, die Minderheit im Hochland, während in Guatemala und Costarica in stark ausgesprochenem Maße, in Salvador und Honduras in geringerem Maße die Mehrheit der Bevölkerung in höher gelegenen Regionen wohnt, also die von Dr. Rothschuh erwähnten sanitären Vorzüge, je nach der Höhenlage in stärkerem oder schwächerem Maße genießt. In diesen Ländern, namentlich sehr häufig in Guatemala und Costarica, gehen die im Tiefland wohnenden Weißen auch oft ins Hochland zu längerem oder kürzerem Aufenthalt, freilich sehr häufig nicht aus Gesundheitsrücksichten, sondern in Geschäften und zum Vergnügen — aber jedenfalls mit gutem Vorteil für ihre Gesundheit und Energie.

Den Nachteil, die Hauptmasse der Bevölkerung im Tiefland wohnen zu haben, teilen unter den mittelamerikanischen Ländern mit Nicaragua Britisch-Honduras und Panamá; ja sie sind insofern noch schlimmer daran, als ihr Hochland entweder gar nicht (Britisch-Honduras) oder nur ganz spärlich (Panamá: Nordamerikaner bei Boquete) von Weißen bewohnt wird; die übrigen Bewohner sind Indianer (ganz wenige in Britisch-Honduras, etwas mehr in Panamá) und Mestizen, die auf primitiver Kulturstufe stehen und deshalb den erholungsbedürftigen Europäer nicht anlocken können. Einen gewissen Ersatz für die Erholung im Hochland bietet aber in Britisch-Honduras das namentlich bei Malaria-Erkrankten beliebte längere Wohnen auf einem der vorgelagerten, windüberströmten, malariefreien Koralleninseln (Cays). In Panamá fehlt diese Möglichkeit und es waren auch die Gesundheitsverhältnisse recht ungünstig, bis in der Kanal-

nahme. Die Palazios nehmen dadurch eine Sonderstellung ein, daß ihr Vater bereits dort das Geschäft zur Blüte gebracht hatte und die Söhne also eine ganz andere Erziehung (italienisch, französisch, deutsch, englisch) erhalten konnten, als sie eben sonst zugewanderten Italienern eigen ist.“

zone die Nordamerikaner unter Oberst Gorgas' umsichtiger Leitung neben Einführung guten Trinkwassers in die Städte eine große Zahl sonstiger gesundheitlicher Maßregeln mit eiserner Strenge durchführten und dadurch binnen kurzem das gelbe Fieber vollständig zu bannen, die Malaria stark herabzudrücken und die Krankheits- und Sterberate auf ein so niedriges Niveau zu bringen vermochten, daß sie vielen Gebieten der gemäßigten Zone jetzt nicht mehr erheblich nachsteht. Wohl berichten einzelne Kenner des Gebiets, daß die Maßregeln gegen die *Stegomyia* und *Anopheles*-Larven (Übergießen offener Wasserflächen mit Petroleum) in der Regenzeit nicht immer genügen, weil bei der allmählichen Auffüllung der Tümpel mit Regenwasser und beginnendem Abfluß die oberflächliche Petroleumschicht zuerst abfließe, so ist doch der statistische Nachweis der Verhältnisse so zweifellos, daß man die Kanalzone für gesund halten darf, so lange die Maßregeln mit gleicher Strenge wie bisher durchgeführt werden. Dieser große Erfolg hat auch die Regierungen der Republiken Panamá und Costarica bewogen, in Bocas del Toro, hzw. Puerto Limon unter Leitung amerikanischer Ärzte ähnliche Maßregeln durchzuführen, so daß nun auch diese Städte als gesund betrachtet werden dürfen. In den dortigen Krankenhäusern kommen freilich noch öfters Gelbfieberfälle zur Behandlung, doch handelt es sich dabei um Kranke, die von auswärts, namentlich den nahen Bananengebieten, in die Stadt gebracht werden.

Über wenn es den Regierungen auch gelungen ist, durch energische Maßregeln in einzelnen Tieflandsgebieten die Krankheitsgefahr stark zu verringern, so ist es ihnen aber natürlich nicht möglich, den entnervenden Einfluß des heißen Klimas zu bannen, den z. B. die costaricanischen Kaufleute sehr gut beobachten können, wenn sie die langsameren und geringwertigeren Leistungen ihrer in Puerto Limon arbeitenden Angestellten vergleichen mit denen ihrer Angestellten in San José.

Neben Ortsveränderungen im Lande selbst wirken namentlich häufige Erholungsaufenthalte in den Vereinigten Staaten oder in Europa belebend und energiestählend und solche Reisen werden, oft mit geschäftlichen Zwecken verbunden oder nur dazu unternommen, von den an oder in den Hafenstädten wohnenden Weißen auch häufiger gemacht als von den Binnenbewohnern, die dafür erhöhte Kosten aufzuwenden und oft nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden haben.



Die im gefünderen Hochland wohnenden Weißen haben auch solche Erholungsreisen nach der alten Heimat aus gesundheitlichen Gründen viel seltener, die in den Altos in mehr als 2000 m Höhe wohnenden Europäer im allgemeinen überhaupt nicht mehr nötig. Auch die Frauen, die freilich auch hier, wie leicht ersichtlich, leicht an Anämie leiden, und Kinder ertragen das Klima im Hochland besser und zwar im Durchschnitt um so besser, je höher der Wohnort ist. Immerhin ist zu beobachten, daß die Kinder von Europäern des Hochlandes zwar an Zahl denen etwa gleichalteriger Familien in Europa im allgemeinen nicht nachstehen, aber doch durchschnittlich entschieden blässer und minder kräftig sind, als ihre Altersgenossen in Europa. Deshalb schickt man sie auch zumeist ebensosehr in die alte Heimat, als aus Rücksicht auf die dortigen besseren Schulen und das viel höher stehende Milieu. Meist kehren nicht nur aus dem Tiefland, sondern auch aus dem Hochland die Europäer in mittleren Jahren wieder dauernd oder wenigstens für den größeren Teil des Restes ihres Lebens in die alte Heimat zurück; doch gehen ihre Unternehmungen sehr häufig in den Besitz ihrer Kinder über. Nicht ganz wenige Europäer des Hochlandes bleiben aber auch dauernd mit ihren Familien drüben.

Eines klimatischen Vorzugs muß aber hier noch besonders gedacht werden, der dem Hochland und Tiefland gleichermaßen zugute kommt und Mittelamerika von den allermeisten Tropenländern gleicher Breitenlage eine besondere Gunst zuweist: ich meine hier die während des Winterhalbjahres nicht selten von den Vereinigten Staaten herüberwehenden kalten Luftwellen der Nortes oder Northers, die zwar von den Seefahrern mit Recht gefürchtet sind und von den Landbewohnern subjektiv durch die starken Abkühlungen der Temperatur oft sehr unangenehm empfunden werden, aber objektiv den großen Erfolg haben, die Spannkraft der Menschen einigermaßen zu heben oder zu bewahren. Die Abkühlung ist im Hochland oft so intensiv, daß man für einige Tage geradezu ein winterliches Gefühl haben kann.

Haben wir bisher in der Hauptsache den Gegensatz zwischen Hochland und Tiefland hervorgehoben, der auch in der Tat für die Akklimatisationsmöglichkeiten der Weißen weitaus am bedeutsamsten ist, so ist dagegen auch der Gegensatz zwischen ständig feuchten Urwaldregionen und trockeneren offenen Landschaften nicht unwichtig. In vielfacher Hinsicht darf man letztere als die gesünderen und für den Europäer geeigneteren Gebiete ansehen. Wohl treten hier viel höhere Hitzegrade auf, als in Urwaldgegenden gleicher



Höhenlage, aber es ist eine trockene Hitze, die vom Europäer, wie vom Einheimischen viel leichter ertragen wird, als die an sich niedrigeren Temperaturgrade der Urwaldgegenden mit ihrer feuchtigkeitsgesättigten Treibhausluft. Dazu kommt, daß in den trockenen offenen Landschaften sehr häufig in gebirgigen Gegenden regelmäßig während des Tages sich eine energische Luftbewegung einstellt, die dem Hitzegefühl entgegenwirkt und die Energie anregt, während in Urwaldgegenden die Winde spärlicher auftreten und in den geschlossenen Wald selbst nicht eindringen können. Außerdem ist die Abkühlung bei Nacht in den offenen Landschaften mit ihrem so häufig klaren Himmel im Durchschnitt viel größer, als in den feuchten Gebieten mit meist verhängtem Himmel. Daraus ergibt sich, daß der Körper in den offenen Landschaftsgebieten entschieden größere Temperaturgegensätze verspürt, als in den feuchten Waldgegenden, so daß seine körperliche und geistige Spannkraft hier länger Stand halten kann, als in Waldgebieten gleicher mittlerer Jahrestemperatur. Dazu kommt, daß das feuchte Klima im Hochland manche gesundheitliche Nachteile in besonderem Maße in sich birgt, namentlich Neigung zu Rheumatismus, in tiefen Regionen zu Paludismus. Aber auch die trockeneren, durch eine ausgesprochene Trockenheit ausgezeichneten Landschaften bieten nicht nur Vorteile, sondern auch gewisse gesundheitliche Gefahren, die dem feuchten Gebiete fehlen oder nur in geringerem Grade eigen sind; so sind im trockenen Gebiete in vielen Gegenden wegen ungünstigerer Trinkwasserverhältnisse Erkrankungen der Verdauungsorgane häufiger und gefährlicher als in den Waldgebieten und ebenso werden die Augen und Respirationsorgane durch den in den Trockengebieten oft massenhaft vorhandenen und von den Winden energisch umhergewirbelten Staub, in dem häufig vulkanische Glasplitterchen enthalten sind, recht oft in Mitleidenenschaft gezogen, während die staubfreie, windarme Atmosphäre der feuchten Waldgebiete diesen Organen günstig sind.

Haben wir bisher nur die Unterschiede betrachtet, welche die natürlichen Bedingungen der verschiedenen Landschaften und Höhenlagen in gesundheitlicher Hinsicht für den Weißen zeigen, so müssen wir aber auch noch kurz der Verschiedenheit der Chancen gedenken, welche für die Möglichkeit der Akklimatisation in den weißen Einwanderern selbst liegt.

Einmal besteht ein großer Unterschied in der Akklimatisationsmöglichkeit zwischen Angehörigen der verschiedenen kaukasischen Völker.

Insbesondere zeigen sich Südeuropäer dem Klima weit mehr gewachsen, als Mittel- und Nordeuropäer, Romanen im allgemeinen mehr als Germanen. Spanier, bei denen freilich zum Teil eine geringe Beimischung von Maurenblut die Akklimatisation erleichtern mag, haben nicht nur in der Konquistazeit sich sehr gut, namentlich in den offenen Landschaften, akklimatisiert, sondern auch gegenwärtig noch passen sich Neuanfömmlinge dieser Nation im Hochland oft so gründlich der dortigen Lebens- und Arbeitsweise an, daß sie bald darin keinen nennenswerten Unterschied den Einheimischen gegenüber mehr aufweisen, und daß ich in den ersten Jahren meines mittelamerikanischen Aufenthalts anfänglich manchen derselben geradezu für ein Landeskind gehalten habe. Beim Panamákanal hat man nach Einführung der modernen hygienischen und sanitären Einrichtungen sogar eine größere Anzahl italienischer und spanischer Arbeiter eingestellt und gute Erfahrungen mit ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit und gesundheitlichen Ausdauer gemacht.

Über wenn auch die Mittel- und Nordeuropäer für das Klima Mittelamerikas sich entschieden weniger eignen, als Südeuropäer, so können doch sehr viele von ihnen sich recht gut anpassen; aber es ist natürlich, daß ein sehr großer individueller Unterschied unter den Anfömmlingen herrscht und daraus sich zum nicht geringen Teil auch das Fehlschlagen der Akklimatisationsversuche einzelner erklären läßt. Ich möchte hier vorausschicken, daß die neuerlich günstigen Gesundheitsverhältnisse in der Panamákanalzone nicht zum geringsten Teil dem Umstand zuzuschreiben sind, daß seit einiger Zeit die Kanalverwaltung niemanden mehr anstellt, dessen Tropentüchtigkeit nicht durch eine doppelte, sehr strenge Untersuchung vorher festgestellt worden wäre, soweit ärztliche Voruntersuchung eine solche Feststellung eben ermöglicht. Von den übrigen Einwanderern nach Zentralamerika lassen sich aber viele überhaupt nicht vorher ärztlich untersuchen und so kommen denn nicht wenige ins Land, die dem Klima nicht gewachsen sind und schon bald wieder heimkehren müssen oder nur mühsam sich im Lande über Wasser halten. Dazu kommt, daß manche auch gerade des milden Klimas wegen ins Land kommen und dort Kräftigung und Erholung suchen; aber je nach der Natur und dem Grad der Krankheit oder Krankheitsveranlagung mißlingt die Absicht nicht selten vollständig, während andere, so auch ich während meines Aufenthalts 1888 bis 1900, ihren Zweck wieder durchaus erreichen.

Von denen aber, die an sich von Anfang an gesund und tropen-

tüchtig wären, verderben nicht wenige gleich von vornherein durch unvernünftiges Verhalten ihre gute Gesundheit. Ich habe Leute gekannt, die im übergroßen Vertrauen auf ihre eiserne Gesundheit, manche gar wohl im Bestreben, ihre körperliche Widerstandsfähigkeit und Überlegenheit den anderen vor Augen zu führen, gleich nach der Ankunft an der Küste durch Bäche und Sümpfe waten, ohne nachher für baldigen Kleiderwechsel Sorge zu tragen, die unreiften Früchte verzehrten und jede sonstige Vorsicht mißachteten und daher auch alsbald von Malaria oder Magenverstimmungen heimgesucht wurden, ohne daraus die nötige Lehre für die Zukunft zu ziehen.

Und an dem endgültigen Wohnort ist bei vielen die Verlockung zu groß, sich an Trinkgelagen oder den vielerorts üblichen, oft recht zahlreichen Cocktailrunden vor jeder Mahlzeit regelmäßig zu beteiligen, als daß sie ihr widerstehen könnten, und es kann kein Zweifel sein, daß ein solches Leben auch in der gemäßigten Zone ungünstig wäre und die Gesundheit und Widerstandskraft gegen Krankheiten bedrohte. In den Tropen ist es aber, wie auch aus Dr. Rothschuhs Mitteilungen hervorgeht, erst recht der Fall. Aber nach meiner Erfahrung und meiner Laienbeobachtung bringt gelegentlicher mäßiger Alkoholgenuß der Gesundheit keinen Schaden und ich habe sogar diejenigen Fußreisen, auf denen ich wochen- und monatelang alkoholfrei gelebt habe, weniger gut ertragen, als diejenigen, auf denen ich mir einen geringen Alkoholgenuß gestatten konnte; ich gebe aber freilich zu, daß Abstinenz oder Alkoholgenuß in diesen Fällen vielleicht nebensächlich war, indem ich auf meinen Abstinenzreisen eben mit einem Minimum von Gepäck und damit auch von Bequemlichkeit reiste. Und andererseits muß ich zugeben, daß ich oft Übermaß des Alkoholgenußes bei Europäern und Nordamerikanern als Ursache gesundheitlichen Niedergangs wie geschäftlichen Mißerfolgs erkennen mußte, wie er auch vielfach bei den Indianern, namentlich der pazifischen Abdhung Guatemalas, eine Hauptursache ihres ungünstigen wirtschaftlichen und oft auch gesundheitlichen Zustandes ist.

Über auch das Essen kann in vielen Fällen die Ursache gesundheitlichen Niedergangs für den Weißen werden und aus diesem Grunde nicht zum wenigsten pflegen verheiratete oder in europäischen Familien lebende Weiße den Einflüssen des Klimas viel besser Widerstand zu leisten, als einzelstehende Junggesellen, namentlich solche, die darauf angewiesen sind, in den einheimischen Hotels oder Restaurants oft sehr unschmackhafte und überfette Speisen zu genießen. Wenn ich auf

meinen Fußwanderungen zuweilen etliche Tage in Hotels gewohnt hatte, so pflegte nicht nur mich, sondern auch meine indianischen Träger eine wahre Sehnsucht nach unserem selbstgekochten, fettfreien Reis zu befallen. Eine nicht unwesentliche Ursache für den günstigen Gesundheitszustand der Arbeiter und Angestellten der Panamafanalzone ist jedenfalls auch in der Beschaffung guter und billiger Nahrungsmittel zu suchen, nicht minder aber auch in den gesunden luftigen Wohnungen, die ihnen gebaut wurden und die die große Mehrzahl der sonstigen mittelamerikanischen Wohnhäuser fast in jeder Hinsicht weit überreffen.

Dazu kommt, daß ungeeignete Bekleidung und Beschuhung, ungenügender Schutz gegen Sonnenbestrahlung, gegen Mosquitos u. a., unvorsichtiges Verhalten bei Durchnässungen auf Reisen, Trinken ungekochten Wassers und vieles andere, also kurz gesagt: individuelle Verschiedenheit in Veranlagung, Lebens-, Wohn- und Bekleidungsweise einen großen Unterschied zwischen den einzelnen Europäern hinsichtlich der Akklimatisation hervorruft. Infolgedessen zeigen sich auch einzelne, dank den Umständen oder eigenem Zutun bei sonst gleicher körperlicher Beschaffenheit dem Klima wesentlich besser gewachsen als andere und es scheint mir zweifellos, daß häufig dem Klima eine Schuld zugeschrieben wird, die auf die Rechnung der einzelnen Individuen und ihrer Gewohnheiten oder Lebensbedingungen zu stellen wäre.

## **V. Ansichten der weißen Ansiedler über die Aussichten der Besiedlung und Fortpflanzung.**

Die Ansiedler selbst machen sich, namentlich im Tiefland, wenig Gedanken über die Aussichten der Besiedlung und Fortpflanzung. „Die meisten haben nicht die Absicht zu bleiben; bleiben sie aber, so gehen sie in der Umgebung auf“ schreibt Dr. Rothschuh hinsichtlich Nicaraguas. „Wie weit die rassereinen und raffestolzen Amerikaner darin eine Änderung herbeiführen werden und können, bleibt abzuwarten, da ihre Zuwanderung erst neuesten Datums ist (Matagalpa etwa 1890, Mosquitoküste etwa 1900).“

In den Hochländern sind die Ansichten der Ansiedler über den Bestand der weißen Rasse an ihren Wohnorten minder ungünstig. Freilich die optimistischen Ansichten, die man um die Mitte des 19. Jahrhunderts hinsichtlich einer europäischen, namentlich deutschen

Bauerneinwanderung gehegt hat, sind jetzt meist verfloren. Man hat einsehen gelernt, daß die natürlichen Bedingungen bei weitem nicht so günstig sind, als man damals anzunehmen geneigt war, und daß die damals gemachten Ansiedlungsversuche, namentlich die des Herrn von Bülow, schon wegen der Entfernung des Siedlungsortes von allen Verkehrswegen mißlingen mußten. Jetzt wird nur selten noch jemand an Bauernansiedlungen im größeren Maßstab denken, da im Hochland von Guatemala, wo das Optimum der klimatischen Bedingungen vorläge, kein Land zur Verfügung sein dürfte, und in Honduras oder Costarica, wo die Regierungen vielleicht zu günstigen Konzessionen bereit sein könnten, zurzeit freies, für Ansiedlungen geeignetes Land auch nur fern von allen guten Verkehrswegen zu haben sein dürfte, so daß die Ansiedlungen wiederum den Keim ungünstiger Entwicklung in sich tragen müßten.

Dagegen ist für die Intelligenz und das Kapital von Weißen in Mittelamerika noch ein großes Feld, hauptsächlich in Landwirtschaft, Handel und großen Verkehrsanlagen, stellenweise auch wohl in Bergbau und Industrie. Die tüchtigen unter den weißen Ansiedlern dieser wirtschaftlichen Zweige werden vorankommen, aber es ist nicht zu verhehlen, daß die minder Tüchtigen oder den Versuchungen verschiedenster Art leichter Zugänglichen in Mittelamerika häufig nur gerade ihr Fortkommen finden oder allmählich sogar verderben und sterben. Das trifft besonders im warmen Tiefland häufig zu, nicht selten aber auch in den gesünderen Gegenden des Landes. Nur von Costarica wurde mir von einem Kenner berichtet, daß die überwiegende Zahl der Neuankömmlinge prosperiere, während in den andern Ländern Mittelamerikas die Zahl der Nichtprosperierenden ziemlich stark überwiegen dürfte.

Die Weißen drüben glauben allerdings im allgemeinen trotz häufiger Wechselfälle an die Zukunft jener von der Natur so reich bedachten Länder und sie glauben auch an den dauernden Bestand der verschiedenen Kolonien von Europäern und Nordamerikanern in reinem Blute. Aber die Beobachtung zeigt, daß dies nur möglich ist, wenn die betreffenden Ansiedler öfters (und zwar im Tiefland noch häufiger als im Hochland) durch Heimataufenthalt Gesundheit und alte Beziehungen auffrischen, wenn sie ihre Kinder wieder in der Heimat erziehen lassen und diese sich wieder mit Weißen verheiraten. Nur in diesem Sinne darf man an eine generationenlange reine Fortpflanzung der Weißen in Mittelamerika denken. Bei den ohne solche

Auffrischung in Mittelamerika verbleibenden Weißen geht aber meist schon in der dritten Generation, bei Engländern und Nordamerikanern freilich etwas später, wenn nicht somatisch, so doch kulturell der Zusammenhang mit den alten Landsleuten verloren und im Tiefland dürfte eine dritte reinblütige Generation sich wohl überhaupt nicht finden lassen. In der Hauptsache aber dürfte der Bestand der reinblütigen europäischen und nordamerikanischen Kolonien an sich in Mittelamerika dadurch gesichert sein, daß, wie zurzeit tatsächlich der Fall ist, der Abgang durch neue reinblütige Einwanderer immer mehr als ersetzt wird.

## Nachtrag.

### Über die Ansiedlungsmöglichkeiten der Europäer in der Republik Panamá.

Nach Abschluß meiner Arbeit über die Ansiedlungsmöglichkeiten der Europäer in Mittelamerika sind mir von Herrn Professor Dr. Otto Luz in Panamá neue handschriftliche Mitteilungen über die Verhältnisse in der Republik Panamá sowie die jüngsten offiziellen Publikationen derselben zugegangen. Ich bin Herrn Dr. Luz dafür sehr zu Dank verpflichtet, da ich durch sein Entgegenkommen in den Stand gesetzt bin, meine früheren Mitteilungen über Panamá in manchen Punkten zu vervollständigen und in einzelnen Kleinigkeiten zu berichtigen.

Es ist sehr dankbar zu begrüßen, daß die Republik Panamá unter der Präsidentschaft von Dr. F. Arosemena 1911 wieder eine Volkszählung veranstaltet hat, nachdem die letzte 1871 stattgefunden hatte. Und es ist als besonders günstig für unsere Zwecke anzuerkennen, daß

Provinzen	Männer				
	Weiße	Mestizen	Neger	Gelbe	Indianer
Vocas del Toro .	592	2 218	4 737	248	5 155
Coclé . . . . .	1 117	14 797	1 374	20	2
Colón . . . . .	1 725	3 284	7 807	560	114
Chiriquí . . . . .	2 254	19 680	383	21	39
Los Santos . . . .	6 535	19 148	1 286	38	—
Panamá . . . . .	4 061	17 589	12 005	1 224	410
Veraguas . . . . .	7 219	19 094	331	19	50
Summe . . . . .	23 503	95 810	27 923	2 130	5 770

bei diesem Zensus unter anderem auch die Rassen unterschieden worden sind. Wenngleich die Zahlen des Zensus nicht den Grad von Zuverlässigkeit erlangt haben können, den wir von westeuropäischen Volkszählungen zu erwarten berechtigt sind und wenngleich bei der Rassenunterscheidung zweifellos viele Irrtümer vorgekommen sind, so sind die Zahlen doch äußerst wertvoll, da sie uns wenigstens einen ungefähren Begriff der tatsächlichen Verhältnisse geben. Ohne die Kanalzone ergeben sich für die einzelnen Provinzen folgende Zahlen:

(Siehe untenstehende Tabelle.)

Nimmt man dazu noch die Bevölkerung der Kanalzone, so erhöht sich die Ziffer um 37 354 Männer und 12 649 Frauen, wenn man nach der Zählung von 1908 geht, oder um 90 186 Seelen, wenn man die offizielle Berechnung für August 1911 annimmt.

Sehen wir aber von der Kanalzone ganz ab, so ist zunächst hervorzuheben, daß in der Zählung die Zahl der Weißen sehr viel zu hoch ist; was hier als „weiß“ eingetragen ist, mag weiß sein in den Augen des Panameño, aber ist zumeist tatsächlich nur Mischblut mit stärkerem kaukasischem Einschlag als bei den „Mestizen“.

Wenn man von der Nationalitätenübersicht diejenigen Nationalitätsangehörigen herausgreift, von denen voraussichtlich wenigstens die Männer rein weiß sind, so findet man

	Männer	Frauen		Männer	Frauen
Deutsche . . . .	92	45	Übertrag	1693	734
Österreicher . . . .	20	10	Italiener . . . .	555	141
Belgier . . . . .	4	1	Norweger . . . .	3	—
Dänen . . . . .	40	44	Portugiesen . . . .	14	2
Spanier . . . . .	782	231	Russen . . . . .	6	7
Franzosen . . . .	255	178	Schweizer . . . .	12	1
Griechen . . . . .	129	14	Schweden . . . .	1	3
Holländer . . . .	108	67	Dazu kämen noch		
Engländer . . . .	263	144	Nordamerikaner. .	773	313
Zum Übertrag	1693	734	Zm ganzen also	3057	1201

Frauen					Nichtgezählte Indianer (Schätzung)	Summa
Weiße	Mestizen	Neger	Gelbe	Indianer		
319	2 069	2 443	45	4 906	—	22 732
1 332	14 924	1 443	2	—	—	35 011
1 184	3 751	6 307	97	8	7 255	32 092
2 588	20 521	338	8	2	17 530	63 364
6 784	18 277	1 013	1	—	—	53 082
3 793	19 045	9 262	30	305	3 123	70 847
6 820	17 536	238	—	37	8 270	59 614
22 820	96 123	21 044	183	5 258	36 178	336 742

5 \*



Nun sind aber zweifellos unter den Angehörigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika bereits zahlreiche Neger enthalten und andererseits unter den Frauen der verschiedenen genannten Nationen nicht wenige Panameñas, die bereits einen mehr oder minder starken Beisatz von Indianerblut von ihren Vorfahren übernommen haben, so daß die Zahl der weißen Ausländer zweifellos nicht unwesentlich niedriger ist. Nun wird allerdings unter den in Panamá ansässigen Angehörigen der übrigen Fremdnationen, wie auch unter den Panameños selbst, noch eine Anzahl reinblütiger Weiße sein, aber trotzdem glaube ich, daß die Zahl der Weißen in der Republik Panamá in Wirklichkeit nicht allzuviel über 4000 Seelen betragen mag. Der Rest der „Weißen“ der offiziellen Statistik dürfte den Mestizen zuzurechnen sein.

Weiterhin ist aber nach Ansicht des Generaldirektors des statistischen Amtes, Don Nicolas Victoria, die wirkliche Zahl der Angehörigen der gelben Rasse entschieden höher als die Zählung ergab (2313); denn da seit 1904 ihre Einwanderung verboten ist, glaubte wohl gar mancher Chinese sich verborgen halten zu sollen, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Immerhin glaubt Victoria, daß die Gesamtzahl kaum 3000 betragen dürfte.

Ist schon unter den neueingewanderten Weißen das Mißverhältnis zwischen Männern und Frauen gleicher Rasse groß, so noch mehr bei den Angehörigen der gelben Rasse, standen doch nach der offiziellen Statistik 2130 gelben Männern nur 183 gelbe Frauen gegenüber und zwar gab es, wenn man die Angehörigen der betreffenden Nationen herausgreift, z. B. neben 1942 männlichen Chinesen nur 61 weibliche, neben 23 männlichen Japanern nur 2 weibliche.

Bei dem „weißen“ Element der Statistik und bei den Mestizen ist das Verhältnis der beiden Geschlechter normal zu nennen, aber bei den Schwarzen tritt bereits wieder ein nennenswertes Übergewicht der männlichen Bevölkerung über die weibliche hervor (27923 gegen 21044). Die Ursache dieser Erscheinung ist hauptsächlich in dem Geschlechtsverhältnis der Neueingewanderten zu suchen, denn es waren vorhanden von den (wohl fast ausschließlich schwarzen) Angehörigen

der französischen Antillen	1086 Männer und	545 Frauen und
„ englischen	14 148	8 914

zusammen 15 234 Männer und 9 459 Frauen,

so daß also schon durch diese beiden Elemente der Hauptbetrag der Differenz aufgebracht ist.

Wir sehen also, daß bei den Neueinwanderern aller drei Rassen



(der gelben in besonderem Maß, aber auch der Weißen und in geringerem Grad der schwarzen) ein starker Männerüberschuß vorhanden ist und damit naturgemäß ein großer Anreiz zur Vermischung mit einheimischen Frauen gegeben ist. Der Staat wirkt der Vermischung in keiner Weise entgegen, wohl aber kann Rassenantipathie starke Hemmungen verursachen. Das gilt namentlich von den Indianern, die sich nach Dr. Luz' Mitteilungen ängstlich von andern Rassen-elementen zurückhalten.

Weite Flächen der Republik, vor allem die von unzivilisierten Indianern bewohnten Gebiete des Darien und die ganz oder fast ganz unbewohnten höheren Regionen im Innern der panameñschen Kordillere sind wirtschaftlich noch gar nicht in Angriff genommen. In den mäßig hohen Gebieten von Boquete (Provinz Chiriquí) haben Weiße (Nordamerikaner und zwei Deutsche) kleine Kaffeepflanzungen angelegt, die aber unter dem Mangel guter Verbindungswege und noch mehr unter dem Auftreten einer in derartig feuchten Gebieten häufigen Blattkrankheit (*Stilbum flavidum* Cooke oder *Sphaerostilbe flavida* Mass.) schwer leiden. Im übrigen ist, wie schon früher erwähnt, alle landwirtschaftliche Betätigung aufs Tiefland beschränkt, wo Plantagenwirtschaft großenteils, Viehzucht ausschließlich in Großbetrieben gepflegt werden. Am Plantagenbau, der im Bocas-distrikt blüht (Bananenbau der United Fruit Co.), auf der Südbachung aber nur stellenweise prosperiert oder auch erst in den Anfängen steckt, sind vorzugsweise Weiße beteiligt (Nordamerikaner, Engländer, Deutsche). Die Pflanzungen erstrecken sich auf Kakao, Kautschuk, Zuckerrohr, Kokospalmen, Bananen und Ananas. Manche Plantagen haben wegen ungenügender Verarbeitung und Aufbereitung der Ernten keine nennenswerten Resultate zu erzielen vermocht.

„Die Plantagen“, schreibt Dr. Luz, „leiden alle an Arbeitermangel, mit Ausnahme der in Chiriquí im Betrieb stehenden. Ein Arbeiter bezieht von 80 Cts. Silber pro Tag, inklusive Kost, bis 1,50, das ist 75 oder 100—200 % weniger als ein Kanalarbeiter erhält.“ Deshalb lassen sich dieselben auch „nur in Ausnahmefällen außerhalb der Zone, vor allem in Panamá und Colón, nieder und wenden sich in der Regel mit den ersparten Geldern ihrer Heimat zu. Wenn man erwartet hatte, daß die große Arbeiterzufuhr eine Besserung der Arbeiterverhältnisse im Plantagenbetrieb herbeiführen würde, so ist diese Hoffnung ganz und gar in sich zusammengefallen.“ Europäische Arbeiter kommen nicht in Betracht. „Die einheimischen Mischlinge und

Neger sind kein zuverlässiges Arbeitermaterial und der Indianer ist noch zu sehr Jäger und Fischer, als daß er sich dem Joch der Arbeit beugte. Nur ganz allmählich lernen sie den Wert des Geldes schätzen an Orten, wo die Kultur sich festzusetzen beginnt und beginnen regelmäßig zu arbeiten.“

Dagegen hat ein Mischling (Herrera), „der König von Darien“, es verstanden, „den ganzen Tagua-<sup>1</sup> und Rohfautschuhhandel der Indianer gegen Hungerlöhne zu monopolisieren“.

In Chiriqui aber hat „ein San Franziskaner Holzsyndikat große Gebiete erworben und will vor allem die Bestände von Mahagoni ausbeuten, da Wasserkräfte zur Verfügung stehen“. Im großen und ganzen sind aber die Reichtümer der Wälder noch zumeist unbenutzt.

Die Produktion der landesüblichen Nährfrüchte wird in primitiver Weise von Einheimischen besorgt, meist in kleineren Betrieben, aber Viehzucht ist Gegenstand extensiven Großbetriebs auf den weiten Savannen der pazifischen Seite<sup>2</sup> und ist von einigen panameñischen Familien (Urias, Obaldia) fast monopolisiert. Die Hauptausfuhrhäfen für Vieh nach Panamá sind David (Pedregal) und Remedios. Neuerdings züchtet auch die United Fruit Co. im Bocas-distrikt (also an der Nordabdachung) Vieh.

Bergbau wird namentlich seitens der Nordamerikaner zu heben versucht; neuerdings hat auch ein deutsches Unternehmen die Ausbeutung von Gold- und Kupfererzen aus Quarzgängen im Serpentin Dariens in Aussicht genommen; aber bedeutsame Fortschritte in der Montanindustrie sind noch nicht zu verzeichnen.

Die Versuche einiger Panameñer, eine nationale Industrie zu gründen (Ausbeutung der Kokospalmenbestände in Kerzen- und Seifenfabrikation, und einer Olfabrik) hatten geringen Erfolg; doch wird die Balboabrauerei als ein gutes Unternehmen bezeichnet.

Der Großhandel ist in den Händen der Ausländer (Nordamerikaner, Engländer, Deutsche<sup>3</sup>, Italiener), der Kleinhandel,

<sup>1</sup> Vegetabilisches Elfenbein.

<sup>2</sup> Betreffs der Vererbung der Güter „besteht kein fester Brauch. Das Gut geht an einen der Söhne oder Verwandten über, während die übrigen Erbberechtigten abgefunden werden. In anderen Fällen tritt eine Aufteilung des Besitzes unter die Teilhaber ein.“

„Besondere Formen von Pacht oder Halbpacht sind nirgends üblich.“

<sup>3</sup> Ein großes Haus (Urias).

wenigstens in den Hauptplätzen, vorzugsweise in den Händen von „Chinesen, die hier durch ihre Sparsamkeit fast durchweg zu Reichtum gelangen. Durch den gesteigerten Touristenverkehr haben die Chinesengeschäfte außerordentlich gewonnen, da ihre Originalartikel gerne als Reiseandenken gekauft werden“.

Unter den Ausländern haben nunmehr die Nordamerikaner völlig das Übergewicht bekommen, und wenn der deutsche Konsul Köhpe 1901 in seinem Handelsbericht die Gesamtsumme des in Panamá arbeitenden deutschen Kapitals auf 1,4 bis 1,5 Mill. Mk. schätzte, dürfte die Zahl für die Gegenwart eher zu hoch gegriffen sein. Auch kulturell ist der Einfluß der Deutschen gering; wohl sind vor einiger Zeit drei deutsche akademische und zwei Volksschullehrer für die Erziehungsinstitute von Panamá verpflichtet worden; aber nachdem nunmehr schon zwei derselben wieder abgegangen sind, ist der Einfluß der Zurückgebliebenen unbedeutend geworden; auch in kultureller Hinsicht herrschen die Nordamerikaner.

Während die alte deutsche Kolonie, die ums Jahr 1850 in Chiriqui gegründet worden war, fast durchaus<sup>1</sup> in der Umgebung aufgegangen ist und höchstens noch in dem germanischen Habitus oder Namen einiger Bewohner der Gegend sich bemerkbar macht, machen jetzt Amerikaner einige ernstere Versuche Chiriqui zu besiedeln. „Kanalbeamte erwarben in der Umgebung von Boquete Urwaldgebiet, um Kaffee zu pflanzen. Ein großer Besiedlungsplan tauchte vor Jahresfrist auf: 500 amerikanische Familien sollten nach Chiriqui verpflanzt werden. Es ist aber, wie meist in solchen Fällen in Mittelamerika, seitdem nichts mehr darüber laut geworden.“ Dagegen setzten sich Amerikaner sonst da und dort fest oder erwarben wenigstens Konzessionen, um sie gegebenenfalls zweckentsprechend verwerten zu können.

Die Regierung begünstigt die Einwanderung jeder Rasse, mit Ausnahme der Chinesen und Syrer, gleichmäßig, gewährt auch in Einzelfällen freies Land; aber sie knüpft vielfach Bedingungen daran, die eine ersprießliche Entwicklung hemmen müssen und das anfängliche Entgegenkommen weicht in Panamá wie fast überall in Mittelamerika, bald dem versteckten Fremdenhaß, der dem Ansiedler allmählich allerlei Schwierigkeiten entgegentürmt.

Die Unzuverlässigkeit der Regierung, der Mangel an brauchbaren

---

<sup>1</sup> Die einzige Überlebende ist die seit Jahren an schwerem Siedtum erkrankte Frau Treßch in Bafaba.

Verkehrswegen, die allgemeine Armut und geringe Energie der Einheimischen werden sich noch auf Jahre hinaus jedem wirtschaftlichen Fortschritt in den Weg stellen und die gesundheitlichen Verhältnisse würden, wie auch anderwärts in Mittelamerika, nur in höheren Gebirgsgegenden Europäern eine Ansiedlung sowie körperliche Arbeit im Freien gestatten; deutsche Ansiedlung im größeren Stil, die etwa am Vulkan von Chiriquí denkbar wäre, würden aber wohl schon die Nordamerikaner nicht zulassen.

Was Herr Dr. Luz über den Einfluß des Tieflandklimas auf Gesundheit und Energie der Europäer schreibt, deckt sich in der Hauptsache, ebenso wie manche seiner übrigen Mitteilungen, mit meinen früheren Ausführungen, so daß ich darauf nicht zurückzukommen brauche.

Wenn wir in diesen Betrachtungen uns ganz auf die Republik Panamá beschränkt haben und dabei den Eindruck gewannen, daß großzügige Pläne für den Fortschritt des Wirtschaftslebens von seiten der Regierung nicht zu erwarten sind und daß in der Hauptsache alle Fortschritte auf die Initiative vereinzelter Ausländer, namentlich Nordamerikaner, oder größerer Gesellschaftsunternehmungen zurückgehen werden, beginnen dagegen die Nordamerikaner schon jetzt ihr Augenmerk auf die künftige landwirtschaftliche Entwicklung der Kanalzone zu richten, wie Report 95 des Landwirtschaftsamts der Vereinigten Staaten<sup>1</sup> beweist; dieser enthält einen sorgfältig durchdachten Plan, der gute Früchte bringen dürfte, wenn er befolgt wird. Es wird darin ausgeführt, daß große Plantagen in der Kanalzone wegen des gebrochenen Geländes nicht geeignet sein dürften.

Dafür dürften kleine Güter, bewirtschaftet durch die Eigentümer oder durch Angestellte unter einer zentralisierten Leitung, wohl die bestmögliche landwirtschaftliche Entwicklung darstellen, namentlich da, wo leichtverderbliche Produkte für Verschiffung nach auswärts in Betracht kämen, wie Mangos, Aguakates, Ananas, Chayotes oder andere tropische Früchte und Gemüse. Die den natürlichen Verhältnissen am besten angepaßten Nutzpflanzen scheinen zu sein: Mais, Manioka, Yams, Zuckerrohr, Platanos, Bananen und Bergreis, auch Kakaobäume, Kaffee und Kautschuk neben andern tropischen und subtropischen Nutzpflanzen.

---

<sup>1</sup> Auszug in „The Agricultural News“ (Barbados 1912) vol. XI., S. 203.

Da die bisher üblichen Methoden sehr primitiv sind, sind auch die Ernten dürftig und geringwertig. Für die Zukunft dürfte ein gemischter tropischer Ackerbau mit ausgesprochener Hinneigung zur Gartenkultur, in der farbige Arbeiter die Feldarbeit zu verrichten hätten, die meisten Aussichten auf Erfolg bieten. Es sollte dabei besondere Aufmerksamkeit auf die Ausarbeitung einer Methode gemischter Erntefolgen geworfen werden, wobei bodenerhaltende und =verbessernde Leguminosen = Zwischenkulturen ständig benutzt werden könnten, um die wilde und unbändige einheimische Vegetation zu ersetzen.

Um eine solche Methode rasch und gründlich zu finden, würde zweifellos geschicktes Experimentieren notwendig werden und es würde sich darum empfehlen: 1. ein sorgfältiges Studium der vorhandenen Nutzpflanzen der Kanalzone und benachbarter Gebiete der Republik, 2. systematische Einführung der aussichtsreichsten Arten und Varietäten aus anderen tropischen Ländern, 3. der Versuch einer Akklimatisierung nördlicher Gemüse und sonstiger Erntegewächse für den Gebrauch und Geschmack der aus nördlichen Gebieten eingewanderten Bevölkerung, 4. die Entwicklung mehr wirtschaftlicher Anbaumethoden (einschließlich Bodenbearbeitung und Fruchtfolge und anderen Maßnahmen zur Erhaltung des Bodens und seiner Fruchtbarkeit) und Einführung von Futterpflanzen zur Hebung von Milchwirtschaft und Geflügelzucht und 5. der Anbau nützlicher Bäume, wie Eukalyptus, Teakholz und anderer.

Um diese Ziele zu erreichen, sollten sachverständige Landwirtschaftsbeamte unter der Isthmus-Kanalkommission oder dem Landwirtschaftsamt der Vereinigten Staaten angestellt, Experimentierstationen und Pflanzschulen angelegt, Übereinkünfte mit Pflanzern zur gemeinsamen Anstellung von Versuchen getroffen und systematische Schulgärten entwickelt werden.

Man sieht, in wie großzügiger, geradezu vorbildlicher Weise die Vereinigten Staaten sofort die künftige landwirtschaftliche Entwicklung des Gebiets in Angriff zu nehmen planen, obgleich dessen Ausdehnung doch an sich recht geringfügig ist, also die ausgelegten Kosten nur schwer wieder einzubringen wären. Es scheint mir auch ein gut Teil Optimismus in dem Plan enthalten zu sein, denn manche Punkte, wie die Verdrängung der einheimischen Vegetation durch Leguminosen oder die Akklimatisierung nordischer Gemüse, dürften doch nur schwer erreichbar sein. Aber der ganze Gedanke einer solchen Organisation

steht in so ausgesprochenem Gegensatz zu dem System der mittel-amerikanischen Republiken, alles privater Initiative zu überlassen, daß seine Hervorhebung hier angebracht erschien und wenngleich wohl nicht alles erreicht werden wird, was hier angestrebt ist, so darf man doch das Vertrauen haben, daß die Nordamerikaner, die der ungünstigen sanitären Verhältnisse des Gebiets mit eiserner Energie Herr geworden sind, auch in dieser Hinsicht vieles und großes erreichen werden.

---

# Kleine Antillen

von

**Karl Sapper**

Professor der Geographie an der Universität Straßburg

---





# Ansiedlung von Europäern auf den Kleinen Antillen<sup>1</sup>.

## I. Orientierende Einleitung.

Unter den Kleinen Antillen versteht man in geographischem Sinn die in einem großen, stellenweise ziemlich breiten Bogen angeordnete Inselgruppe, welche zwischen der östlichsten der Großen Antillen (Puerto Rico) und dem südamerikanischen Festland liegt und von den Virginischen Inseln (Jungfernseln) bis Grenada reicht.

<sup>1</sup> Außer statistischen Arbeiten wurden hauptsächlich benutzt die folgenden Schriften:

- De Rochefort, *Histoire naturelle et morale des Iles Antilles*. 2. Aufl. Rotterdam 1665.
- Du Tertre, *Histoire générale des Antilles habitées par les François*. Paris 1667.
- Père Labat, *Nouveau Voyage aux isles de l'Amérique*. La Haye 1724.
- Bryan Edwards, *The history, civil and commercial of the British West-indies*. 5. Aufl. London 1819.
- F. Renouard, *Statistique de la Martinique*. Paris 1822.
- (Anonymus), *Six months in the Westindies in 1825*. 2. Aufl. London 1826.
- Al. Barclay, *A practical view of the present state of slavery in the West Indies*. London 1826.
- John Davy, *The West Indies before and since slave emancipation*. London 1854.
- J. Ballet, *La Guadeloupe*. Basseterre 1895—1902.
- H. de R. Walker, *The West Indies and the Empire*. London 1901.
- W. Sievers, *Süd- und Mittelamerika*. Leipzig 1903. S. 541 ff.
- H. van Kol, *Naar de Antillen en Venezuela*. Leiden 1904.
- R. Sapper, *In den Vulfangebieten Mittelamerikas und Westindiens*. Stuttgart 1905.
- P. Chemin-Dupontès, *Les Petites Antilles. Étude sur leur évolution économique*. Paris 1910.
- R. Sapper, *Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kleinen Antillen*. Petermanns Mitt. 1911. I.

Aus praktischen Gründen rechnet man aber vielfach auch die unter europäischer Herrschaft stehenden südamerikanischen Kontinentalinseln (Trinidad mit Tobago und Curaçao mit Bonaire und Aruba) hinzu, wie es auch in dieser Betrachtung geschehen soll. In der erwähnten Umgrenzung sind nun freilich physisch recht verschiedenartige Gebiete zusammengefaßt, bei denen jedoch die politischen und administrativen Einrichtungen ein gewisses einigendes Band schufen und namentlich ein gewisses Maß wirtschaftlicher Einheitlichkeit innerhalb der besonderen europäischen Machtgebiete hervorbrachten.

Wenn die südamerikanischen Kontinentalinseln ihrem ganzen Bau nach dem benachbarten Kontinent zuzurechnen sind, so sind dagegen die eigentlichen Kleinen Antillen als eine insulare Brücke zwischen Nord- und Südamerika aufzufassen. Ed. Süß hat zuerst darauf hingewiesen, daß ein bogenförmiger Zusammenhang der gebirgigen Mittelzone der Kleinen und der Großen Antillen vorhanden ist, und daß aber dieser gegenüber der jüngere innere Vulkanbogen und die jüngste, sedimentäre Außenzone große Gegensätze bieten. Neuerdings hat er dann darauf aufmerksam gemacht, daß Barbados, die weit nach Osten vorgeschobene einsame Insel, mit ihren stark gefalteten erdölführenden Tertiärschichten gewisse geologische Beziehungen zu Trinidad zeigt.

Für unsere Betrachtung ist es von Bedeutung zu wissen, daß die Inseln der äußeren Zone (Anguilla, Tintamarre, Barbuda u. a.) ganz flach sind, die der gebirgigen Mittelzone sowie die südamerikanischen Kontinentalinseln mäßige Höhe und meist mäßige Neigungen besitzen, während die vulkanischen Inseln der Innenzone im Verhältnis zum Flächeninhalt meist beträchtliche Höhen erreichen (höchste Erhebung: Grande Soufrière auf Guadeloupe 1484 m) und oft sehr steile Hänge aufweisen. In der Außenzone überwiegen junge Korallenriffe, in der Mittelzone tertiäre Eruptivgesteine und gestörte Sedimente, in der Innenzone moderne Vulkane, die auf einem Unterbau von älteren Lavas und Tuffen sowie tertiären Sedimenten ruhen. Dieser seinerseits ruht wieder, wie Lacroix aus vulkanischen Auswürflingen nachweisen konnte, auf einem alten Glimmerschiefer-, Gabbro-, Quarzsockel auf.

Wie in Mittelamerika, so haben auch hier die vulkanischen Auswürflinge, da wo sie in nennenswerter Mächtigkeit auftreten, wie vielfach in der vulkanischen Innenzone, einen vorzüglichen, sehr fruchtbaren Boden geschaffen, und die in großer Höhe wehenden antipassatischen Luftströmungen haben die wertvollen vulkanischen Aschen oft in starken Mengen auch nach der Mittel- und Außenzone geführt und ihnen damit

einen Teil der Vorteile gesichert, welche vulkanische Ausbrüche durch Bodenverbesserung schaffen können, ohne sie den schweren Schädigungen auszusetzen, welchen die vulkanischen Inseln selbst — zuletzt in bekannter furchtbarer Weise 1902 — ausgesetzt sind. Sie sind schon deshalb in gewissem Sinn als Gebiete wirtschaftlicher Instabilität anzusprechen, und das gelegentliche Auftreten schwerer Beben, die freilich auch die nichtvulkanischen Inseln heimsuchen können, verstärkt dies Moment noch mehr. Am meisten aber erscheint der größere Teil des Gebietes (die Inseln nördlich von Grenada) schweren wirtschaftlichen Schädigungen ausgesetzt durch die gefürchteten Orkane, gegen die auch ein gut organisiertes Sturmwarnungssystem und seit neuester Zeit noch eine besondere Orkanversicherung nur teilweise Vinderung der Schäden ermöglicht.

Sind diese hauptsächlich zur Zeit des höheren Sonnenstandes, aber glücklicherweise nur in längeren Pausen auftretenden furchtbaren Stürme die schwerste Geißel der Kleinen wie der Großen Antillen, so sind dagegen die regelmäßigen Passatwinde die größten Wohltäter des Gebietes, da sie nicht nur die Schifffahrt sehr erleichtern, sondern namentlich durch ihre frische Brise auf den ihnen ausgesetzten Flächen auch die größte Hitze erträglich und die betreffenden Gebiete für den Europäer verhältnismäßig gesund und leicht bewohnbar machen. Zudem bringen sie da, wo das Gelände zu ansehnlichen Höhen aufsteigt, der ihnen zugekehrten Abdachung reiche Niederschläge, so daß fast das gesamte Gebiet einen für die meisten Zweige des tropischen Landbaues hinreichenden Regenfall erhält, und fast nur die ganz flachen Inseln oder die holländischen Inseln unter dem Winde sowie die nördlichsten Kleinen Antillen, bei denen oft längere Zeit der Passatwind ausbleibt, ungenügend befeuchtet werden. Für die in dem Gebiet bisher betriebenen Kulturen scheinen 1300 mm Regen bereits vollständig zu genügen.

Dagegen bedarf es zum Entstehen regenfeuchter Tropenwälder bereits eines Niederschlags von etwa 2 m pro Jahr, und darum treten dieselben in der Hauptsache nur auf den hohen und daher besonders regenreichen, vulkanischen Inseln auf, während auf den niedrigeren Inseln mit ihrem geringeren Regenfall sowie auch stellenweise an den Westseiten der hohen Vulkaninseln oft dürrtigere Monsunwälder, Dornstrauchformationen und selbst Sabanen auftreten.

Überall zeigt der Regenfall ein doppeltes Maximum im Jahr, das ziemlich bald nach dem jeweiligen Zenitstand der Sonne eintritt.

Zu diesen Zeiten ist der Regenfall überall ansehnlich, und H. van Kol hat deshalb angeregt (zunächst für die regenarmen holländischen Inseln), man sollte in diesen Zeiten den Überschuß des Regens auffammeln und während der Trockenzeit zur Bewässerung der Kulturen verwenden. So gut an sich dieser Vorschlag ist, so scheint er angesichts der hohen Anlagekosten und der durch hohe Wärme und starke Windbewegung gesteigerten Verdunstung doch wenig Aussicht auf Rentabilität zu bieten.

Die Wärme ist in dem ganzen zwischen etwa 10 und 18° nördlicher Breite gelegenen Gebiete hoch, in Meereshöhe meist um 26° C (die Wärmeschwankungen gering), sowohl die täglichen als die jahreszeitlichen. Der amerikanische Kontinent ist auch bereits zu entfernt, als daß von dort große Kältemellen herüberreichen würden, wie vielfach in Mittelamerika und auf den Großen Antillen. Die Abnahme der mittleren Jahreswärme mit der Höhe ist dagegen recht groß: etwa 0,8° C bei einer Erhebung um 100 m, so daß die höher gelegenen Wohnplätze doch bereits wesentlich frischer sind, namentlich soweit sie von den Passatwinden unmittelbar bestrichen werden.

Pflanzen- und tiergeographisch zeigen die Antillen eine gewisse Eigenart; doch erscheinen sie — und zwar besonders die Kleinen Antillen — weit mehr von Süd- als von Nordamerika beeinflusst. Die Flora wie die Fauna sind ziemlich arm, wie das bei so engräumigen Inselgebieten nicht anders zu erwarten ist.

An Nutzpflanzen, teils einheimischen, teils vom nahen Festland eingeführten, zeigten sich die Inseln, als sie zuerst in den Gesichtskreis der Europäer kamen, recht gut ausgestattet, während die Jagd, abgesehen von Vögeln und dem Aguti, wenig bieten konnte. Dagegen gab der Fischfang gute Beute und wurde von den Eingeborenen auch fleißig ausgeübt.

Die Bewohner der eigentlichen Kleinen Antillen, soweit sie am Ende des 15. Jahrhunderts überhaupt bewohnt waren, waren Karaiiben, deren Sprache und Kultur gleicherweise auf südamerikanische Herkunft hinwiesen; die südamerikanischen Kontinentalinseln waren von verschiedenartigen Indianerstämmen, hauptsächlich Arawaken und Chayma (Trinidad), bewohnt. Lange Zeit waren die Inseln nur nominell spanischer Besitz; Curaçao wurde erst 1527, Trinidad erst am Ende des 16. Jahrhunderts tatsächlich besetzt und die eigentlichen Kleinen Antillen, die damals noch größtenteils von Wald bedeckt waren, wurden wegen des Fehlens edler Metalle und der feindlichen Haltung der tapferen Karaiiben überhaupt nicht von Spaniern besiedelt. Wohl aber

hatten sie in den Wäldern Schweine ausgefetzt, die sich zahlreich vermehrten und später ein beliebtes und häufiges Jagdwild bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts blieben. Eine eigentliche Besiedlung der Kleinen Antillen erfolgte erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, indem sich zunächst Engländer (zuerst 1623 auf St. Christopher, 1624 auf Barbados), dann Franzosen (zuerst 1625 auf St. Christopher), dann Holländer (1635 auf Saba und St. Eustatius) festsetzten. Holländer hatten auch die Spanier schon 1633 von Curaçao, 1640 von Trinidad vertrieben; aber sie wurden im Besitz letzterer Insel abgelöst erst von den Engländern, dann den Franzosen und schließlich den Spaniern, bis endlich die Engländer seit 1797 in endgültigen Besitz derselben kamen. Auf den Kleinen Antillen wurden die Karaiiben allmählich mehr und mehr zurückgedrängt; zwar wurde ihnen noch 1748 St. Vincent, Dominica, St. Lucia und Tobago als neutral überlassen, aber schon 1763 verfügten die Franzosen und Engländer über ihren Kopf hinweg über diese Inseln und nach einem letzten energischen Aufstand der Karaiiben auf St. Vincent 1795 wurden die dortigen Indianer, soweit sie ergriffen werden konnten, 5000 an der Zahl, von den Engländern nach der mittelamerikanischen Insel Ruatan gewaltsam übergeführt, so daß nur wenige übrig blieben. Jetzt ist die Zahl der rein- und mischblütigen Karaiiben auf Dominica, wo ihnen eine besondere Reservation zugewiesen ist, und auf St. Vincent auf wenige Hunderte zusammengeschnolzen, so daß sie als Rasse und wirtschaftliches Bevölkerungselement keine Rolle mehr spielen. Wohl aber sind manche Elemente ihrer alten Kultur unter den jetzigen Bewohnern der Inseln noch heute im Gebrauch (am auffälligsten sind darunter für den Reisenden die ausgezeichneten wasserdichten Reiseförbe: Carib baskets).

Ist auf den Kleinen Antillen der Aussterbeprozess der Ureinwohner noch nicht ganz abgeschlossen, so ist dies auf den südamerikanischen Kontinentalinseln bereits seit längerer Zeit der Fall; auf Curaçao fanden die Holländer 1633 (neben 32 Spaniern) 1415 Indianer vor, wovon aber viele mit den Spaniern nach dem Festland übersiedelten, so daß 1635 nur noch 75 übrig blieben; 1795 lebten aber nur noch 3. Auf Aruba sind die Indianer zwar auch ausgestorben, die jetzige Bevölkerung besteht aber, wie berichtet wird, hauptsächlich aus Mestizen.

Die häufigen politischen Besitzwechsel der einzelnen Inseln interessieren uns hier nicht; erwähnt mag aber werden, daß aus diesen

sich zum Teil die Hauptverkehrssprache erst verstehen läßt. So ist auf den holländischen Inseln unter dem Winde das Papiamento Volksverkehrssprache — ein Sprachgebilde, in dem spanische Elemente die Überhand haben, während auf manchen, jetzt in englischem Besitz befindlichen Inseln noch inuner die *langue Créole*, der französische Antillendialekt, gesprochen wird. Auf den nördlichsten Kleinen Antillen aber ist Englisch die Hauptvolksprache, gleichviel ob sie unter englischer, holländischer oder dänischer Herrschaft stehen. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts ist die politische Besitzverteilung in unserem Gebiet fast unverändert geblieben, wenn man vom Übergang St. Barthélemy's aus schwedischem in französischen Besitz absieht. So beteiligen sich denn jetzt vier europäische Mächte an diesem Gebiet: Dänen, Holländer, Franzosen und Engländer — ein Umstand, der für die administrative Ausgestaltung der Einzelgebiete und die politischen Berechtigungen der Bewohner und damit auch für die wirtschaftlichen Möglichkeiten gewisse Unterschiede bedingt. Aber so interessant es für wirtschaftsgeographische und kolonialpolitische Zwecke wäre, diese Unterschiede ins einzelne zu verfolgen — für unsere Zwecke haben sie weniger Wichtigkeit; dagegen hat ein Teil unseres Gebietes, die eigentlichen Kleinen Antillen, für unsere Untersuchung insofern eine besondere Bedeutung, als sie wenigstens anfangs geradezu Emigrationsgebiete gewesen sind für Engländer ebenso gut wie für Franzosen: es erfolgte namentlich infolge des Anreizes der sehr lohnenden Tabakkultur, die auch in kleinem Maßstab gut auszuführen war, eine wahre Masseneinwanderung aus Europa nach diesen Inseln, insbesondere nach den mäßig hohen der Mittelzone. So soll Barbados, das 1624 noch unbewohnt angetroffen wurde, nach Bryan Edwards, um 1650 bereits 20 000, um 1670 sogar 50 000 weiße Einwohner gehabt haben, und Père Labat berichtet, daß zur Zeit des Blühens der Tabakkultur und des damit zusammenhängenden Kleingrundbesitzes (also noch im 17. Jahrhundert) allein in dem französischen Teil von St. Christopher (St. Kitts) über 10 000 weissenfähige Weiße vorhanden gewesen wären, während nach dem Verfall der Tabakkultur auf der Insel keine 2000 mehr aufzubringen gewesen wären. Außerdem wird berichtet, daß Cromwell 1651 nach der Schlacht von Worcester 8000 Schotten nach den Kleinen Antillen sandte.

Die sehr große Zahl der Weißen, die auf den Kleinen Antillen im 17. Jahrhundert ansässig waren, bestand aber keineswegs aus lauter selbständigen Landeigentümern, sondern auch größtenteils aus

weißen Kontraktarbeitern, die gegen freie Überfahrt, freie Station und die geringe Bezahlung von 300 Pfund Tabak sich zu dreijähriger Arbeit verpflichten mußten und dann erst frei wurden, ein kleines Haus und ein Stückchen Land erhielten. Es muß sich aber doch bald gezeigt haben, daß die Weißen in körperlicher Arbeitsleistung auf freiem Feld den Farbigen nicht gleich kommen konnten, vielleicht war auch die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle unter ihnen sehr groß, und dazu mag das Bedenken, Weißen dieselbe Arbeit zuzumuten wie Schwarzen, aus Rücksicht auf das Ansehen der weißen Rasse dazu beigetragen haben, mit diesem System zu brechen, das wohl auch deshalb nicht zu halten war, weil in Europa, wie ich vermute, im Laufe der Zeit die Lust vergangen sein mochte, derartige Verpflichtungen zu übernehmen. Denn wenn auch Feldarbeit, wie die Weißen auf Saba noch heutzutage beweisen, auf den Kleinen Antillen für Europäer bis zu einem gewissen Grade dauernd möglich ist, so bleibt doch schwere Feldarbeit besser Farbigen überlassen und es haben deshalb auch die Europäer gleich nach der ersten Besiedlung natürlich Ausschau nach farbigen Arbeitskräften halten müssen. Da nun die ansässigen Karaien nach Du Tertres Zeugnis lieber durch Hunger und Traurigkeit zugrunde gingen, als daß sie hätten Sklavendienste verrichten mögen, so mußten also farbige Arbeiter eingeführt werden. Das geschah durch Einfuhr von Negerklaven, sowie von Arawaken und brasilianischen Indianern.

Die indianischen Sklaven wurden zu Jagd und Fischfang, die Frauen für den Hausdienst verwendet und gut behandelt, die Negerklaven dagegen mußten die schwere Feldarbeit verrichten und wurden anfänglich sehr streng behandelt, bis im Laufe der Jahrhunderte ihr Los mehr und mehr gemildert wurde.

Da die Einfuhr indianischer Sklaven bald ganz aufhörte und die Indianer — bis auf die dürftigen noch jetzt lebenden Reste — allmählich ausstarben, auch Indianermischlinge (außer auf Aruba) keine nennenswerte Rolle spielen, so setzt sich die Bevölkerung der Kleinen Antillen und der südamerikanischen Kontinentalinseln in der Hauptsache nur noch aus Weißen und Negern sowie Mischlingen beider zusammen. (Von den Weißen gehört die überwiegende Mehrzahl Ariern an, besonders Germanen und Romanen. Aber auch Semiten sind vertreten: Als Holland 1654 Brasilien verlor, flüchteten portugiesische Juden nach Curaçao, wo sie noch eine besondere Gemeinde und Kolonie bilden und 1845—46 kamen viele portugiesische Juden von Madeira



und den Azoren nach Trinidad.) Die Neger erlangten allmählich immer mehr das Übergewicht; 1670 wurde ihre Zahl auf Barbados allein schon auf mehr als 100 000 angegeben und als der Tabakbau zugunsten des Zuckerrohrbaus gegen Ende des 17. Jahrhunderts stark zurückging, nahm ihr Übergewicht über die Zahl der Weißen mit dem Aufhören der vorher vorhandenen zahlreichen Kleinbetriebe immer mehr zu. Freilich erfolgte der Zuwachs der Neger hauptsächlich durch neue Einfuhr, da die natürliche Vermehrung der Neger den starken Abgang nicht zu ersetzen vermochte, der durch Krankheit und Tod, Selbstmord und Flucht in die unbewohnten Wälder entstand; die Geflohenen (Marons) gingen nämlich, namentlich wenn sie Neulinge im Lande waren, großenteils, trotz mannigfacher Unterstützung seitens der früheren Mitflaven, an Entbehrungen im Walde zugrunde.

Allmählich aber haben sich dann infolge der mild gewordenen Behandlung der Sklaven und der patriarchalischen Fürsorge, die ihnen zuteil wurde, die Lebensbedingungen für die Schwarzen so gebessert, daß ein Überschuß der Geburtsziffer über den Abgang sich einstellte und daher trotz der Abschaffung des Sklavenhandels die Volkszahl der Schwarzen zunehmen konnte. Auch die entschiedene Verschlechterung der ökonomischen und sanitären Verhältnisse der Schwarzen, die mit der Aufhebung der Sklaverei (auf den englischen Besitzungen 1833, auf den französischen 1848, auf den holländischen 1863) einsetzte, hat an dieser Volkszunahme nichts zu ändern vermocht. Die nun einsetzende Schwierigkeit der Arbeitergewinnung auf vielen Inseln hat aber auf einigen zur Einfuhr eines neuen Bevölkerungselementes geführt: indischer Kulis, namentlich auf den französischen Antillen (seit 1853, aber ziemlich bald wieder aufgegeben) und auf Trinidad und den südlichen hohen Kleinen Antillen. Diese auf Kontrakt herübergekommenen Arbeiter, von denen nach englischer Vorschrift mindestens 40 % Frauen sein müssen, ziehen nach Ablauf ihrer Dienstzeit vielfach vor, auf das Recht freier Rückreise zu verzichten und dafür Geld oder Land anzunehmen und im Lande zu bleiben, wo auch ihre Kinder sich gut entwickeln und so ein neues fleißiges Bevölkerungselement entsteht. Dagegen ist die Zahl der Weißen in ständiger Abnahme begriffen, teils relativer (im Verhältnis zur farbigen Bevölkerung), teils aber auch absoluter infolge von Rückwanderung nach der Heimat, während bei der schlechten ökonomischen Lage der Gegenwart die weiße Zuwanderung den Abgang nicht zu decken vermag. Auf Martinique hat auch der Vulkanausbruch von 1902 das



Rassenverhältnis ganz wesentlich verändert, denn da St. Pierre der Sammelpunkt des Handels und der Intelligenz der Kolonie gewesen war, so ist mit seiner Zerstörung auch ungefähr die Hälfte aller auf der Insel ansässigen Weißen vernichtet worden.

Eine genaue Statistik des gegenwärtigen Rassenverhältnisses ist leider nicht möglich, da gerade die modernen Volkszählungen größtenteils die Rassenunterschiede vernachlässigen. Doch wurde wenigstens 1891 auf manchen englischen Inseln noch dieses wichtige Element ausgeschrieben und für ältere Zeit stehen auch für andere Gebiete genaue Angaben zur Verfügung. Ich stelle hier einige Zahlen zusammen:

Barbados zeigte	1786:	16 167 Weiße,	838 freie Farbige	und	62 115 Sklaven,
aber	1891:	15 613 "	43 976 Farbige	und	122 717 Schwarze.
Grenada hatte	1787:	1 200 "	1 115 Freie	"	23 926 Sklaven.
St. Vincent	1787:	1 450 "	—	"	11 853 "
	1891:	2 445 "	7 554 Farbige	"	31 055 Schwarze.
St. Lucia	1776:	2 397 "	1 050 Freie	"	10 752 Sklaven,
	1891:	950 "	9 978 Farbige,		28 766 Schwarze und
					2 526 Asiaten.
Martinique	1776:	11 619 "	8 928 Freie	"	71 268 Sklaven,
	1820:	9 867 "	11 073 "	"	77 339 "
(Ende des 19. Jahrh.: fast 20 000 Weiße u. Farbige, ca. 170 000 Schwarze, 5 000 Ostindier und 500 Chinesen.)					
Dominica	1788:	1 236 Weiße,	445 Farbige	und	14 967 Schwarze,
	1891:	335 "	6 806 "	"	19 700 "
Guadeloupe	1779:	13 261 "	1 382 Freie	"	85 327 Sklaven.
Antigua	1774:	2 590 "	1 230 "	"	37 808 "
	1891:	1 800 "	5 700 Farbige	"	28 600 Schwarze.
Montserrat	1787:	1 300 "	260 Freie	"	10 000 Sklaven,
	1834:	312 "	827 "	"	5 026 "
Nevis	1787:	1 514 "	?	"	8 420 "
	1851:	ca. 170 "	?	"	ca. 10 000 Schwarze.
St. Christopher	1787:	1 912 "	?	"	20 4 5 Sklaven,
	1826:	1 600 "	1 996 "	"	19 885 "
Anguilla	1833:		692 "	"	2 388 "
St. Eustatius	1853:		785 "	"	1 071 "
Saba	1854:		1 060 "	"	649 "
Trinidad	1797:	17 720 Einwohner	(ca. 10 000 Sklaven).		
	1834:	16 334 freie Farbige	und 20 332 Sklaven.		
	1891:	14 692 Weiße	(um 1900: ca. 84 000 Asiaten).		
Curaçao	1815:	2 780 "	2 160 freie Mulatten,	1 870 freie Neger,	
			690 Mulatten-Sklaven,	5 336 Neger-Sklaven.	
	1833:	2 602 "	2 701 freie Mulatten,	3 830 freie Neger,	
				5 894 Sklaven.	

Jegendwelche von den Regierungen ausgehende Versuche, die Vermischung der Rassen zu verhindern, bestehen nicht, und nur das Bestreben vieler Weißen, insbesondere der Engländer, ihre Rasse rein zu erhalten, und ihre Geringschätzung der Farbigen wirkt derselben einigermassen entgegen — ohne verhindern zu können, daß die Zahl der Mischlinge, zu denen nunmehr auch Mischlinge von Asiaten mit Weißen und Negern treten, ständig zunimmt. Bedeutend ist die Zahl und auch der Einfluß der Mulatten besonders auf den französischen Besitzungen. Reservationen gibt es nur für die Kariben (auf Dominica). Die Vermischung Weißer mit Farbigen geschieht hauptsächlich, ja fast ausschließlich in unregelmäßigen Verbindungen. Wenngleich sozial ein großer Unterschied von Weißen den Farbigen gegenüber gemacht zu werden pflegt, ist doch auf den französischen Antillen die rechtliche Stellung der Weißen und Schwarzen völlig gleich; ist ja dort 1848 den freigemachten Sklaven sofort das volle Wahlrecht nicht nur für die lokale Volksvertretung, sondern auch für die französischen Parlamente (Deputiertenkammer und Senat) gewährt worden, ein Schritt, den die erfahrensten französischen Kolonialpolitiker der Gegenwart jetzt als einen großen Fehler ansehen, der für die beiden französischen Kolonien in Westindien eine große politische Beunruhigung und Gefahr nach sich gezogen hat. Auf den holländischen und den meisten englischen Antillen gibt es aber keine lokalen Parlamente, und wo solche bestehen (Barbados), ist die Ausübung des Wahlrechts an ein gewisses Mindestmaß von Steuerbezahlung gebunden, so daß also auch hier die große Masse der Negerbevölkerung ausgeschlossen ist und das weiße Element das herrschende bleiben konnte.

Auf den kleinen Antillen wie auf den unter europäischer Kontrolle stehenden südamerikanischen Kontinentalinseln sind noch immer die Weißen im Besitz der weitaus überwiegenden Mehrzahl der größeren Unternehmungen in Bergbau, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, während allerdings seit neuerer Zeit Mulatten auch einen größeren Anteil an den Geschäften zu bekommen beginnen, auf den französischen Antillen aber schon lange besitzen. Die Kleinbetriebe in diesen Zweigen sind größtenteils in den Händen der Farbigen. Kapitallose, meist eingewanderte Weiße, die auf Lohnarbeit angewiesen wären, gibt es hauptsächlich als Gärtner, Maschinisten, Elektriker und Handwerker.

Der Grundbesitz war anfänglich zur Zeit des vorherrschenden Tabakbaues im 17. Jahrhundert in sehr zahlreiche Güter zerteilt; mit dem Ende dieses Jahrhunderts und dem Überwiegen der Zuckerrohr-

pflanzungen trat dann vorwiegend Großgrundbesitz auf und noch jetzt ist derselbe auf vielen Inseln im Übergewicht. So führt z. B. H. van Kol die ökonomischen Mißstände von Statia (St. Eustatius) teilweise auf den vorherrschenden Großgrundbesitz zurück. Zum Teil aber zerfiel derselbe auch infolge der Einflüsse, welche die Aufhebung der Sklaverei und spätere ökonomische Tiefstände ausübten und nicht selten zur Parzellierung großer Besitztümer führten. Auf St. Vincent wurden (1900) sogar unbenutzt liegende und bei den damaligen Zuckerpreisen nicht rentabel kultivierbare Großbesitze von der Regierung aufgekauft und in Kleingüter parzelliert. Auch auf Tobago und Nevis sind viele verlassene Plantagen parzelliert worden. Die Hauptmasse des Großgrundbesitzes ist noch in den Händen von Weißen und wird vorzugsweise zum Plantagenbau verwendet sowie zur Erzeugung der pflanzlichen Lebensmittel. Dagegen tritt der Weidebetrieb auf der Mehrzahl der Inseln ziemlich stark zurück, namentlich wo, wie auf den hohen vulkanischen Inseln, natürliche offene Landschaften nur in geringer Ausdehnung vorhanden sind, während er auf einigen anderen Inseln (Tobago, Anguilla, Barbuda) die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet. Verpachtung an farbige Kleinbauern ist da häufig, wo Großgrundbesitz wie auf St. Eustatius vorherrscht.

Der Kleingrundbesitz, der namentlich auf Dominica, Nevis, Grenada und Trinidad, stellenweise aber auch auf Martinique vorherrscht, ist in der Hauptsache in Händen von Farbigen. Stellenweise, so auf Saba, sind aber auch Weiße im Besitz kleiner bäuerlicher Güter, die sie selbst mit ihren Angehörigen bearbeiten.

Die Landesgesetzgebung begünstigt nirgends in besonderer Weise den Erwerb von Grundbesitz durch Weiße. Auch Einwanderung wird in keiner Weise begünstigt, sind doch eine größere Zahl von Inseln geradezu überbevölkert, und wo noch unbenutztes Kronland in größerer Ausdehnung vorhanden ist, da liegt es größtenteils in steilen Bergesgegenden, die nur an einzelnen Stellen leichter der Kultivierung zugeführt werden könnten. Ein Zwang zur Kultivation wird nicht ausgeübt — oder nur gelegentlich insofern, als unbenutzt liegende Güter, wie oben erwähnt, zwangsweise von der Regierung schon aufgekauft worden sind.

In bezug auf Vererbung sind mir keine besonderen, von den betreffenden Heimatländern abweichenden Sitten bekannt geworden.

## II. Die Landwirtschaft.

### a) Landwirtschaftlicher Großbetrieb.

Als am Ende des 17. Jahrhunderts der Tabakbau nachließ und der Zuckerrohrbau die führende Rolle neben der Kultur von Roucou, Kakao (seit 1659 eingeführt), Kaffia und Ingwer übernommen hatte, wurde auch Großbetrieb immer allgemeiner in der Landwirtschaft. 1717 kamen nach Martinique die ersten Kaffeebäumchen, deren Abkömmlinge eine rasch sich ausdehnende blühende Kultur begründeten.

Mit der Ausbreitung des Großgrundbesitzes und der damit zusammenhängenden Zunahme der Sklavenarbeit begann aber bereits ein Niedergang der wirtschaftlichen Blüte der Kleinen Antillen; die Bearbeitung des Bodens wurde minder sorgfältig, namentlich auf Plantagen, deren Besitzer in Europa lebten, und der Ertrag der Plantagen nahm ab. Immerhin wurde die Mindestrentabilität einer Zuckerplantage um 1700 nach dem Zeugnis von Père Labat noch zu 15 % angenommen. Aber Mißernten, Erdbeben, Orkane und Kriege beeinträchtigten das Wohlergehen der Kolonien und in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts trat eine allgemeine Notlage der Zuckerpflanze ein, die zu zahlreichen Zahlungseinstellungen führte, weil für den damaligen geringen Konsum zu viel Zucker produziert wurde. Erst als das Aufkommen eines allgemeineren Kaffee- und Teegenusses in Europa den Zuckerverbrauch stark gesteigert hatte und als neben dem Zuckerrohr, Kakao und Kaffee auch andere Tropengewächse in etwas größerem Maße angepflanzt wurden (Baumwolle, Ingwer, Indigo, auf den französischen Antillen noch Kaffia und Roucou), wurde nach mehrfachen Schwankungen die ökonomische Lage wieder zufriedenstellender. Dagegen hatte die Abschaffung der Sklaverei wieder einen sehr ungünstigen Einfluß auf die Lage der Großgrundbesitzer, weil die von der Regierung gewährte Entschädigung ungenügend war und die Arbeitskräfte nun auf den meisten Inseln spärlich, unsicher und verhältnismäßig teuer wurden, da die Neger im Gefühl der goldenen Freiheit, wo irgend möglich, mit ihren Familien sich auf Regierungsland festsetzten und nur noch arbeiteten, wenn die Not sie dazu zwang. (Solche Verhältnisse nötigten stellenweise schließlich zur Einfuhr ostindischer Kontraktarbeiter.) Wo kein Regierungsland zur Verfügung stand, wie auf den dicht bewölkerten Inseln (z. B. Barbados, Antigua, St. Christopher), da waren die Verhältnisse günstiger, weil die Neger

notgedrungen bei ihren früheren Herren weiter arbeiten mußten, um ihr Leben zu fristen. Stellenweise, wie auf Montserrat, versuchten die Pflanzer auch sich dadurch billigere Arbeitskräfte zu sichern, daß sie ihren ehemaligen Sklaven ein Stück Land frei überließen gegen die Verpflichtung, eine geringe Anzahl von Tagen gegen niedrigen Tagelohn zu arbeiten; aber sie hatten sich verrechnet, da die Neger zumeist ihren Verpflichtungen gar nicht oder nur teilweise nachkamen.

Die Folge dieser Verhältnisse war, daß viele Plantagenbesitzer ihren Betrieb einschränkten oder ganz aufgaben, ja oft auch den Grundbesitz in kleinen Parzellen an Farbige, vielfach die früheren Sklaven, verkauften. Nicht wenige Plantagen wurden auch völlig ruiniert und es kam mehrfach vor, so auf Montserrat allein in 15 Fällen, daß die Plantagen sogar nur gegen den Betrag der fälligen Steuer verkauft wurden. Da nun die mangelnden Erträge viele kapitalkräftige Pflanzer der Zuckerbranche von der Modernisierung der oft ganz veralteten technischen Einrichtungen abhielten, wurde das Produkt dem rasch aufstrebenden noch dazu durch Ausfuhrprämien begünstigten Rübenzucker Europas gegenüber immer weniger konkurrenzfähig und da auf den meisten Inseln der eigentlichen Kleinen Antillen Zuckerrohr fast zur Monokultur geworden war, so wurde auch ihre gesamte wirtschaftliche Lage allmählich höchst ungünstig. Daß die Zuckerrohrkultur ein so großes Übergewicht gewinnen konnte und daß namentlich Baumkulturen (die freilich stellenweise — Barbados — schon wegen nicht hinreichend tiefgründigen Bodens außer Betracht blieben) immer mehr in den Hintergrund traten, war übrigens zum nicht geringen Teil eine Folge der Orkanfurcht, da im Falle eines Orkans Zuckerrohr schon nach 1½ Jahren wieder eine Ernte gibt, während bei Baumkulturen (Kaffee, Kakao, Zitronen, Apfelsinen, Muskatnußbäumen) stets eine Reihe von Jahren gewartet werden muß. Darum werden auch Baumkulturen hauptsächlich auf Inseln angelegt, wo Orkane nicht auftreten (Trinidad, Grenada), oder schon lange nicht mehr schwer gemüht haben (Dominica, Guadeloupe).

Die Situation der Einzelkolonien war am Ende des 19. Jahrhunderts so schlecht geworden, daß im Jahre 1897 das englische Mutterland eine Studienkommission nach seinen westindischen Besitzungen zur Untersuchung der Verhältnisse entsandte und daraufhin nicht nur die Finanzen der Einzelgebiete kräftigte, sondern auch 1898 einen Zentrallandwirtschaftsdienst in Barbados ins Leben rief (zunächst unter Dr. Morris, seit 1908 unter Dr. Watts). Dieses Institut hat durch

seine theoretische und praktische Unterweisung, durch Experimente, Ausstellungen und Prämien, durch Verbesserung der Qualität, Anbau- und Verarbeitungsmethoden des Zuckerrohrs, durch Konzentrierung und Modernisierung des Betriebes<sup>1</sup> in den Einzelplantagen oder durch Schaffung von Zentralfabriken auf einigen Inseln und durch den erfolgreichen Hinweis auf manche rentable Nebenkulturen ungemein viel Gutes gewirkt und einen entschiedenen Fortschritt eingeleitet. Diese Versuche und Erfolge haben auch in den nichtenglischen Gebieten vielfach Beachtung und Nachahmung gefunden und im Gesamtgebiet neben der noch immer vorherrschenden Zuckerrohrkultur manchen anderen Kulturen noch höhere Bedeutung als zuvor zu verschaffen verstanden: Kakao, auf Trinidad und Grenada schon zuvor gepflegt, hat auf St. Vincent, St. Lucia, Dominica, neue Beachtung gefunden, während Kaffee infolge der ungünstigen Marktlage des Produkts keine nennenswerte Ausbreitung seines in der Hauptsache auf Guadeloupe beschränkten Anbaus erfuhr; Zitronen werden namentlich auf Dominica, Montserrat und Trinidad gezogen, Muskatnüsse auf Grenada, Pfeilwurz auf St. Vincent, während Baumwolle namentlich auf den Grenadinen, St. Vincent, Montserrat und den verhältnismäßig regenarmen nördlichsten Kleinen Antillen mit wachsendem Erfolg und in guter Qualität gezogen wird. Aloekultur findet auf Aruba statt, Ramié-, Kautschuk- und Kokospalmenkultur auf Trinidad usw. Bananenbau hat aber abgesehen von Trinidad wegen ungünstiger Verschiffungsmöglichkeiten (zum Teil auch wohl wegen zu heftigen Windes) keine größere Ausdehnung zu erlangen vermocht. Neuerdings hat man auf den regenarmen holländischen Inseln im Norden wie im Süden auch Versuche mit dem Anbau von Sisalagaven gemacht, ohne freilich bisher nennenswerte Erfolge erzielt zu haben. Viehzucht ist nur teilweise im Großbetrieb vertreten.

Der Absatz der landwirtschaftlichen Produkte geht aus den englischen und französischen Kolonien, die allein größere Mengen zu versenden haben, in der Hauptsache nach den Mutterländern, die englischen Besitzungen senden aber auch ansehnliche Mengen nach den näher ge-

<sup>1</sup> Sehr häufig ist der Betrieb der Zuckermühlen noch höchst primitiv und ungenügend, namentlich häufig auf den englischen Besitzungen, wo mit Windmühlen oft nur die Hälfte des im Rohr enthaltenen Zuckersaftes ausgepreßt wird. Am Beginn des 20. Jahrhunderts wurden auf Barbados allein von 445 Zuckermühlen noch 343 durch Windkraft betrieben.

legenen Vereinigten Staaten und Kanada, die auch eigene Dampferlinien nach dem Gebiet unterhalten.

Neben einer größeren Anzahl wirklicher Großbetriebe gibt es auf den Antillen sehr viele Betriebe in mäßiger Ausdehnung und mit mäßiger Arbeiterzahl, auch manchen Großgrundbesitz, der nicht oder kaum bearbeitet wird. Wenngleich die Mehrzahl der Besitzer — abgesehen von längeren Erholungsabwesenheiten — auf ihren Besitzungen weilt, so gibt es doch auch nicht wenige Einzelbesitzer oder Aktiengesellschaften, die von Europa aus durch Angestellte ihre Besitzungen bewirtschaften lassen. Man hat dies vielfach als großen Nachteil bezeichnet, und nicht ganz mit Unrecht; allein es muß doch anerkannt werden, daß auch H. de Walfer im Recht ist, wenn er meint, daß es besser sei, wenn abwesende kapitalkräftige Besitzer und Gesellschaften auch in schlechten Zeiten den Betrieb aufrechterhalten, als wenn ansässige, minder feststuierte Grundbesitzer trotz aller Fürsorge für ihre Arbeiter schließlich sich genötigt sehen, den Betrieb einzustellen.

Die Arbeiterbeschaffung geschieht zum weitaus überwiegenden Teile an Ort und Stelle ohne sonderliche Schwierigkeit; ja auf einzelnen überbevölkerten Inseln ist sogar das Arbeiterangebot größer als der Bedarf (Barbados) und es zwingt sogar vielfach die Not zahlreiche Männer, Arbeit außerhalb der Heimat zu suchen, so besonders auf Antigua, St. Martin und Saba. Der Tagelohn beträgt in den meisten Fällen auf den französischen Antillen 1 bis 1½ Francs, auf den englischen 1 Schilling oder wenig mehr, selten 1½ Schilling. Stellenweise ist aber auch von einzelnen Pflanzern, namentlich öfters auf Montserrat, eine merkwürdige Art der Arbeitergewinnung im Gebrauch: es stellt der Besitzer der Plantage — es handelt sich hier nur um kleinere Betriebe — Land, Vieh und die primitiven Maschinen, die Neger aber ihre Arbeit ohne besondere Vergütung, und der Erlös des Produkts wird dann zu gleichen Teilen zwischen dem Unternehmer und seiner Arbeiterschaft geteilt: das sogenannte „Halb- und Halb-System“. Auf Antigua besteht dagegen noch ein alter Gebrauch zu Recht, wonach das Bewohnen eines Hauses auf einer Zuckerplantage den Bewohner zur Arbeit, den Besitzer aber zur regelmäßigen Arbeitsgebung zu gewöhnlichen Lohnsätzen verpflichtet und auf Dominica müssen viele Kleinpächter ihren Pachtzins dadurch abbezahlen, daß sie einen Tag in der Woche gratis arbeiten; auf Curaçao aber geben Großgrundbesitzer im „paga terra“-Kontrakt Land in Pacht gegen zehn



bis zwölf Tage freier Arbeit im Jahr und je zweier Tage Arbeit in der Woche gegen niedrige Bezahlung (15 Cent pro Tag).

In Fällen, wo Negerarbeit nicht in genügender Anzahl zu bekommen war, wurden seit der Abschaffung der Sklaverei vielfach asiatische Kontraktarbeiter nach den englischen und französischen Besitzungen gebracht: vorderindische Kulis, Annamiten und Chinesen, von denen viele als fleißige Kolonisten und Arbeiter im Lande zurückblieben. Kontraktarbeiter werden jetzt aus Ostindien nur noch in mäßiger Zahl gebracht, zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren rund 9000 noch unter Kontraktverhältnis, aber etwa 75 000 frei von jeder Verpflichtung. Die ostindischen Kontraktarbeiter erhalten auf Trinidad einen Tagelohn von 1 Schilling (vier bis sechsmal so viel als in ihrer Heimat), aber ihre Herren kommen sie wegen der Kosten der Her- und Rückfahrt nicht ganz unerheblich teurer zu stehen. Die Kontraktverpflichtung dauert auf den englischen Besitzungen fünf Jahre. (Außer Trinidad sind in kleinerer Zahl Kulis auch auf Grenada, St. Vincent und St. Lucia ansässig.)

Weißer kommen als Feldarbeiter in Großbetrieben jetzt nicht mehr in Betracht, es sei denn etwa als Vorarbeiter und Aufseher usw.

### **b) Der bäuerliche Betrieb.**

Bäuerlicher Betrieb ist auf den Antillen ungemein weit verbreitet. Er wird stark vorwiegend auf Privatbesitz, seltener (z. B. St. Eustatius, Dominica, St. Martin) auf Pachtgütern ausgeübt. Auf Aruba hat die Regierung viel Land in kleinen Stücken gegen 1 fl. 25 c. pro Hektar verpachtet; viel Land ist auch seit längerer Zeit in Erbpacht gegeben. Auf Dominica wird der Pachtzins häufig durch Arbeit, auf St. Martin durch einen Anteil an der Ernte bezahlt.

In den englischen Kolonien werden nicht selten Regierungsland oder verlassene Zuckerplantagen an Kleinbauern, meist Neger, auf Trinidad nicht selten auch Ostindier verkauft. Die Zahl der Kleinbauern mit einem Areal von nur 5 bis 20 Acker Landfläche betrug auf Trinidad allein um 1900 rund 20 000. Auch auf Dominica, Grenada und Nevis herrscht Kleingrundbesitz stark vor, während er da, wo Zucker dominiert, zurücktritt (mit Ausnahme von Nevis). Auf den oft sehr kleinen Landgütern werden hauptsächlich die Hauptnahrungspflanzen gezogen: Mais, Bataten, Maniok, Yams u. dgl. m., auch etwas Viehzucht ausgeübt und nicht selten auch für die Ausfuhr



Landbau betrieben, so namentlich Baumwolle gebaut oder — insbesondere auf den nördlichsten Kleinen Antillen — Gartenbau betrieben, um Zwiebeln und Gemüse verschiedenster Art, Ananas und andere Obstarten zu erzeugen und hauptsächlich nach St. Thomas, meist auf eigenen kleinen Segelfuttern (sloops), zur Verproviantierung der dort anlaufenden Schiffe zu bringen.

Auch Weiße sind daran, namentlich in größerer Zahl auf Saba, beteiligt; doch muß hinzugefügt werden, daß auf dieser kleinen steilen Insel damit nicht genug verdient werden kann, um die ganze Bevölkerung zu ernähren, weshalb regelmäßig mehrere hundert Männer auswärts weilen, um als Dockarbeiter auf den Bermudas oder als Matrosen u. dgl. zu arbeiten. Bessere Aussichten versprechen die Baumwollpflanzungen, die Weiße öfters auch in ziemlich kleinem, etwa als großbäuerlich zu bezeichnendem Betrieb bewirtschaften sollen.

Die weitaus überwiegende Menge der kleinbäuerlichen Betriebe ist in Händen von Schwarzen und Mischlingen (Mulatten), und zwar sind die allermeisten dieser Betriebe erst nach der Aufhebung der Sklaverei durch Zerstückelung ehemaliger Großgüter und durch Zuweisung von Regierungsland entstanden, und noch immer entstehen durch weiteres Zerbrechen von Großgrundbesitzen neue Kleingüter. Man findet aber auch jetzt noch gelegentlich (z. B. auf St. Lucia) schwarze Squatter auf Regierungsland. Auf den Kleingütern werden meistens Nahrungspflanzen angebaut, seltener auch Baumwolle oder sonst auf Ausfuhr oder Stadtkonsum berechnete Pflanzen (z. B. Gartenbaupflanzen oder Früchte), oder auch Zuckerrohr, das an eine benachbarte größere Pflanzung oder an eine Zentralfabrick verkauft wird u. dgl. Häufig genügt aber der Ertrag der kleinen Güter nicht zur Ernährung der ganzen Familie, so daß oft ein oder mehrere Glieder derselben zeitweise noch anderwärts Arbeit suchen müssen.

Die nach Trinidad gebrachten ostindischen Kontraktarbeiter bleiben nach Ablauf ihrer Dienstzeit jetzt in immer wachsender Zahl auf dieser Insel und nehmen als Ersatz für den Rückreisanspruch Geld oder Land entgegen; nicht selten werden sie auch von der Regierung in besonderen Dörfern angesiedelt, wo sie ihre ersten Versuche in selbständiger Wirtschaft unter der Aufsicht eines Superintendenten machen. Viele von ihnen werden gute Zuckerrohr- oder Kakaopflanzer, Handwerker, Kleinhändler oder Schulmeister.

Wenn bei diesen fleißigen Ansiedlern ein sicheres Fortkommen erwartet werden darf und ein günstiger Rückschlag für die Gesamt-

produktion und die Ausfuhrmengen des Landes, so ist dagegen bei den Schwarzen, von ziemlich spärlichen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, eine recht betrübliche ökonomische Lage festzustellen, woran neben der oft allzu starken Zersplitterung des Grundbesitzes hauptsächlich der geringe Gang zur Arbeit die Schuld tragen dürfte. (Walker hebt freilich hervor, daß ihm auf Antigua, wo überhaupt das beste Verhältnis zwischen Weißen und Schwarzen bestehe, keine Klagen über mangelnden Fleiß der Neger bekannt geworden sind.) Wer immer die Schilderungen der Verhältnisse der Sklaven, wie sie kurz vor der Aufhebung der Sklaverei waren, bei Bryan Edwards, John Davy u. a. nachliest und damit den gegenwärtigen Zustand der Negerbevölkerung vergleicht, der kann nicht im Zweifel darüber sein, daß ihre materielle Lage selbst in normalen Zeiten sich seitdem entschieden verschlimmert hat, vollends aber in schlechten Zeiten, da bei Mißwachs, Krankheit, Invalidität, Orkanshäden der Staat bei weitem nicht so kräftige Hilfe spendet, wie es einst der Plantagenbesitzer schon aus egoistischen Gründen getan hatte.

Die fortschreitende Zunahme des Kleinbetriebes bedeutet für das Gebiet geradezu eine Schwächung seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, freilich nicht an sich, sondern deshalb, weil die überwiegende Masse der Kleinbetriebe in den Händen der wenig betriebsamen Schwarzen ist, die gewöhnlich auf ihren allerdings oft auch allzu kleinen Grundstücken nicht oder kaum genug erzeugen, um sich und ihre Familie zu ernähren; sie vermögen trotz ihrer stets steigenden Zahl bei ihrer notorischen Armut die Kaufkraft des Landes nicht zu heben und verkleinern bei ihrem durch die wachsende Zahl bedingten weiteren Ausgreifen nach Land die Unbaufläche immer mehr, die dazu dienen könnte, Exportwerte zu schaffen, mit denen die notwendigen Einfuhrgüter bezahlt werden könnten<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Die Armut der Neger kommt auch insofern als ein allgemein schädigendes Element in Betracht, als dadurch der Erntediebstahl vielfach außerordentlich begünstigt wird und viele große und namentlich mittlere Grundbesitzer darunter sehr zu leiden haben. Das Gefängnis ist für den Neger keine Strafe, da er hier besser gepflegt wird als daheim und zudem nicht zu arbeiten braucht: Wegearbeit hat man abgelehnt, da man nicht wollte, daß öffentliche Arbeiten von Gefangenen ausgeübt würden, und nur körperliche Züchtigung vermochte, solange ein strenger Gouverneur sie durchführen ließ, auf Trinidad das Übel fast auszurotten. Auf Grenada aber schickten nun die Neger ihre Frauen und Kinder auf Erntediebstahl aus, da diese nicht gepeitscht werden durften, und machten so auch diese strenge Maßregel illusorisch!

Selbst diejenigen Farbigen, welche in kleinbäuerlichen oder mittelgroßen Betrieben einiges zur Ausfuhr beitragen, beackern großenteils, wie berichtet wird, ihre dafür bestimmte Bodenfläche nicht hinreichend und düngen zu wenig oder gar nicht, so daß sie dem Boden nicht entlocken, was möglich wäre; sie lassen auch meist das geschnittene Zuckerrohr zu häufig nachwachsen (ratoonen), so daß der Zuckergehalt des Rohres immer geringer wird u. dgl. m.

Diese Umstände tragen nicht wenig dazu bei, daß der wirtschaftliche Aufschwung des Gebietes trotz aller wohlgemeinten und sorgfältig vorbereiteten Arbeiten des Imperial Department of Agriculture for the West Indies und einzelner Privater doch nur langsam erfolgt. Doch muß erwähnt werden, daß auch stellenweise, so von den schwarzen Kleinbauern Grenadas, die Kakaobauern, gute Ergebnisse zu melden sind.

Auf den regenarmen Inseln ist aber die Not groß; infolgedessen wandern zahlreiche Männer von den nördlichen Kleinen Antillen nach den Bermudas, nach St. Domingo, von französischen Besitzungen auch nach Cayenne zeitweise aus, so daß ein starker Überschuß von Frauen zurückbleibt. Von Antigua wird auch berichtet, daß viele Männer nicht wiederkehren und die Familien der öffentlichen Mildtätigkeit zurücklassen. Auch von Curaçao gehen nicht selten Männer nach dem Festland hinüber, um Arbeit zu suchen, kehren aber häufig krank zurück.

### III. Sonstige wirtschaftliche Betätigung.

Wenngleich die Landwirtschaft weitaus die bedeutsamste wirtschaftliche Betätigung der Bewohner der Kleinen Antillen ist, so wird doch daneben eine Reihe von anderen wirtschaftlichen Zweigen in mehr oder minder starkem Maße betrieben.

Der Mineralreichtum des Gebietes ist zwar im allgemeinen gering, doch finden sich auf einzelnen Inseln auch Bodenschätze in hinreichendem Maße, um einen lohnenden Abbau in größerem Maßstab — durchwegs von seiten der Weißen ausgeführt — zu gestatten. Auf Aruba wird von der Aruba Gold Concession limited ein Goldquarzgang sachgemäß ausgebeutet, Phosphate werden auf Aruba, Curaçao, Redonda und Barbuda gewonnen (während sie auf Sombbrero bereits abgebaut sind), Asphalt und Petroleum in bedeutenden Mengen auf Trinidad und Barbados, Seesalz wird, freilich nicht sehr sachgemäß und darum auch nicht recht konkurrenzfähig von Regierung und Privaten auf den regenarmen nördlichsten Kleinen Antillen und auf

den holländischen Inseln unter dem Winde durch Verdampfen an der Sonne gewonnen. Dagegen ist der mehrfach vorkommende Schwefel sowie eine Manganmine von St. Martin noch nicht in Abbau genommen; ein auf Saba bearbeitetes Schwefellager hat den Abbau nicht gelohnt.

Die Jagd ist, wie schon früher erwähnt, in dem Gebiet ganz unwichtig. Dagegen ist der Fischfang nicht ohne Bedeutung für die Ernährung der Bevölkerung, und Walfischöl, Schildpatt und Schildkröten spielen selbst in den Exportlisten noch eine kleine Rolle. Ziemlich eifrig wird Fischerei auf Martinique betrieben (Anfang des 20. Jahrhunderts waren 1400 Mann mit 800 Booten damit beschäftigt). Fischerei im großen Maßstab fehlt aber und würde auch wegen des nicht ausreichenden Fischreichtums und der in dieser Zone notwendigen, den Betrieb vertuernden Kühlräume nicht rentabel sein, wie von sachverständiger Seite ausgeführt worden ist.

Die wildwachsende Pflanzenwelt liefert für die Ausfuhr meistens nichts mehr oder höchstens kleine Mengen von Blauholz; nur die Wälder von Trinidad tragen noch reichlich zur Ausfuhr bei.

Der Handel liegt, soweit er Großbetrieb ist, zum allergrößten Teile noch in den Händen der Weißen, während der Kleinhandel von den Schwarzen und Mulatten, auf Trinidad teilweise auch von Ostindiern betrieben wird. Der blühende Zwischenhandel, der einst St. Thomas, St. Eustatius und Curaçao so groß gemacht hatte, ist auf St. Eustatius durch die Engländer 1781 vernichtet worden, und ist auch in den beiden anderen Plätzen zu einem Schatten der früheren Größe herabgesunken. Großindustrie gibt es in dem Gebiete nicht, wenn man von den hauptsächlich in Händen von Weißen befindlichen modernen Zuckerfabriken und Rumdestillieren und eventuell dem Bergwerksbetrieb und den Salzpflanzen absieht. Das Hauptzentrum der Rumdestillation ist Martinique (einst St. Pierre); doch hat sich die französische Kolonialregierung durch Erhebung eines Schutzolls auf eingeführte Melasse eine Konkurrenz in britischen Nachbargebieten seit 1901 selbst großgezogen.

Für die Ausfuhr kommen neben Zucker und Rum Liköre und (Trinidad) Angusturabitter, neuerdings auch Panamahüte in Betracht, die seit kurzem als Hausindustrie auf Curaçao geflochten werden. Die verschiedenen Handwerkszweige werden zumeist von Mulatten und Schwarzen, auch Ostindiern, ausgeübt; doch findet man vereinzelt auch europäische Handwerker.

Die Küstenschifffahrt auf Segelbooten (sloops) und Ruderbooten ist meistens in Händen von Schwarzen, die aber nicht immer die Besitzer der Fahrzeuge sind.

Die großen Hotels in den Hauptplätzen sind durchwegs in den Händen von Weißen und gut geführt; kleinere Einrichtungen dieser Art, namentlich in den kleineren Plätzen, werden dagegen von Schwarzen oder Mulatten gehalten.

#### IV. Die Gesundheitsverhältnisse der Weißen.

Die Gesundheitsverhältnisse können im allgemeinen als gut bezeichnet werden, namentlich auf den regenärmeren Inseln und auf den vom Passatwind regelmäßig bestrichenen Flächen, während die von demselben abgekehrten Seiten, namentlich der hohen Kleinen Antillen, minder gesund sind und wegen der drückenderen Hitze auch erschlaffender auf den Europäer wirken. Trotzdem finden sich gerade hier zu meist die Hauptortschaften der Inseln, weil hier gewöhnlich fast allein für die Schifffahrt Schutz gegen den meist stark wehenden Passat zu finden ist.

Malaria fehlt auf Barbados, ist auf den übrigen eigentlichen Kleinen Antillen ziemlich selten, aber häufig auf Trinidad, wo ausgedehnte Sümpfe auftreten. Dysenterie kommt häufiger vor und allerlei Magen- und Darmkrankheiten sind nicht selten, namentlich auf den regenärmeren Inseln, wo die Trinkwasserversorgung ungünstig ist; auf Curaçao muß in ungünstigen Jahren sogar Trinkwasser von außen her eingeführt werden! Verhältnismäßig häufig sind auch Ankylostomiasis, Typhus, Herz- und Leberkrankheiten sowie Anämie. Gelbes Fieber und Pocken werden zuweilen eingeführt und können viele Todesfälle verursachen. Lepra ist ziemlich verbreitet und es wurde mir mehrfach von weißen Ansiedlern geklagt, daß mit der Isolierung der Erkrankten in manchen Kolonien nicht strenge genug verfahren werde. Geschlechtskrankheiten kommen in den Hospitälern häufig zur Behandlung.

Zweifellos sind die Kleinen Antillen und wahrscheinlich auch die holländischen Inseln unter dem Winde für Europäer auf die Dauer leichter erträglich, als Trinidad, das bei seiner größeren Landfläche und seinem großenteils herrschenden feuchten Tieflandklima die Vorteile des insularen Klimas nicht mehr so deutlich zeigt. Auf Trinidad ist nach H. van Kol auch dem Europäer härtere Feldarbeit nicht mehr möglich, während für die Kleinen Antillen feststeht, daß sie von Weißen

geleistet werden kann. Wir wissen freilich nicht, wie viele von den weißen Kontraktarbeitern des 17. Jahrhunderts oder von den englischen Deportierten des 17. und 18. Jahrhunderts den Anstrengungen und Krankheiten in dem heißen Klima erlegen sind, aber wir sehen an den seit Generationen ansässigen Kleinsiedlern von Saba, daß Feldarbeit auch dauernd geleistet werden kann, während freilich nach Dr. Watts' gütiger Mitteilung<sup>1</sup> sonst die Weißen keine Feldarbeit mehr tun. Freilich nach meinem persönlichen Eindruck, wie aus dem Fehlen wirtschaftlicher Erfolge derselben muß ich schließen, daß Energie und Wagemut bei diesen langansässigen Siedlern doch bereits auf ein tiefes Niveau gesunken sein muß, obgleich gerade die Leute von Saba häufig ihre Felder ziemlich hoch oben am Berge haben und also wenigstens vorübergehend frischere Luft atmen können. Daß unter den Sabaleuten, wie H. van Kol hervorhebt, viele Idioten auftreten (im Dörfchen Margypoint 14 %!), ist auf die Inzucht zurückzuführen, die sich aus dem engen Raum der Insel und den schwierigen Verkehrsverhältnissen ergab, nicht auf klimatische Ursachen.

Entschieden günstiger liegen die Verhältnisse für diejenigen weißen Ansiedler, welche sich nicht der körperlichen Arbeit im Freien hinzugeben haben, wie Leiter und Angestellte von Pflanzungen und kaufmännischen Geschäften, oder Akademiker in Ausübung ihres Berufs (Ärzte, Lehrer, Geistliche, Ingenieure, Vermesser, Botaniker, Entomologen u. a.). Soweit diese nicht schon durch ihren Beruf häufiger in kühlere Höhen hinaufgeführt werden, pflegen sie nicht selten wenigstens einen kürzeren oder längeren Erholungs- oder Vergnügungsaufenthalt in höher gelegenen Orten zu nehmen, wie einst die Bewohner des heißen St. Pierre nach dem nahen, auf der Kammhöhe gelegenen, winddurchwehten Morne rouge zur Auffrischung zu gehen liebten, oder die Europäer von St. Georges' auf Grenada nach dem Hotel am Grand Etang usw. Häufig sind auch Reisen nach der alten Heimat, nach den Vereinigten Staaten oder Kanada und vielfach werden die Kinder in der alten Heimat erzogen. Es sind aber auch zahlreiche Fälle vorhanden, auf den französischen wie englischen Antillen, wo Familien seit Generationen in den Tropen wohnten und noch wohnen, ohne länger dauernde Aufenthalte in einem kühlen Klima genommen zu haben, oder überhaupt je dort gewesen zu sein; aber es wird mir versichert, daß solche

---

<sup>1</sup> Ich benutze die Gelegenheit, Herrn Dr. Watts für diese und andere briefliche Mitteilungen meinen besten Dank auch an dieser Stelle auszusprechen.

Kreolen auch einen sehr fühlbaren Mangel an Energie besäßen und nur ein sehr geringes Maß von Unternehmungslust mehr erkennen ließen. Aber auf Barbados, wo keine Malaria vorkommt, sind viele der eingeborenen Weißen nach Dr. Watts' Zeugnis durchaus gesund und leistungsfähig. Auf anderen Inseln sind nach seiner Mitteilung Weiße, die nie in der gemäßigten Zone waren, um so seltener, je häufiger die Malaria auftritt.

Weiße kommen in nicht geringer Zahl namentlich nach den englischen und französischen Besitzungen, aber auch nach St. Thomas immer aufs neue herüber und ersetzen, wenigstens zum größeren Teil, den Abgang, der durch Todesfälle und noch häufiger durch Rückwanderungen entsteht, aber eben nur zum Teil und die absolute, noch mehr aber die relative Abnahme des weißen Elements unter der Bevölkerung dieser Gebiete schreitet, wie es scheint, wenigstens auf den Kleinen Antillen und den holländischen Inseln unter dem Winde, noch immer voran — sehr zum Nachteil des gesamten Wirtschaftslebens, da die Weißen in der Hauptsache noch immer die Träger der Intelligenz, des Kapitals und der Initiative darstellen.

Die Mehrzahl der neu ins Land kommenden Weißen stammen aus dem gebildeten Mittelstand und wenden sich der Plantagenarbeit, kaufmännischer Beschäftigung oder gelehrten Berufen zu. Ein kleinerer Teil besteht aber auch aus gelernten Arbeitern, so Maschinisten, Schlossern, Elektrikern, Gärtnern u. a., die sich dann öfters in ihrer neuen Heimat selbständig machen.

Die Ansicht der weißen Ansiedler über die Zukunft der Weißen ist wenig günstig, denn sie sehen ja, daß ihre Zahl und allmählich auch ihre Bedeutung mehr und mehr abnimmt und können nicht recht absehen, wie darin ein entschiedener Wandel eintreten sollte. Aber die trübe Aussicht beruht lediglich auf wirtschaftlichen Gründen, denn daß physisch Ansiedlung und Fortpflanzung Weißer in dem Gebiete recht wohl möglich ist — namentlich wenn häufigerer längerer Aufenthalt in der Heimat eingeschaltet wird — ist zweifellos und durch die Geschichte erwiesen.





# Niederländisch=West=Indien

Don

**Dr. D. van Blom**

Professor der Nationalökonomie an der Technischen Hochschule Delft in Holland  
(Aus dem Holländischen in Holland überfetzt.)



## I. Surinam.

Willem Uffelincx, aus der frühesten Kolonialgeschichte Hollands rühmlichst bekannt, hat, im Jahre 1600 ungefähr, zum ersten Male eine Besiedlung Surinams durch holländische Arbeiter befürwortet: die in den Städten und in den Zuckermühlen zu leistende Arbeit könne größtenteils schon bei Nacht geschehen, und beim Ackerbau habe man nur das Arbeiten während der heißesten Mittagsstunden zu vermeiden. Gänzlich verklungen ist seine Stimme noch bis heute nicht; im Laufe der Jahrhunderte hat sie wiederholt ein Echo gefunden; verschiedene Male ist weiße Kolonisation in Surinam angestrebt und einige Male ist sie praktisch versucht worden.

Wir werden sehen, mit welchem Erfolge.

### Allgemeine Übersicht.

Niederländisch-Guyana, ein Tropenland feuchten Klimas und, im bewohnten Teile, niedriger Lage, umfaßt rund 156 000 Quadratkilometer. Ihre von verschiedenen mächtigen Flüssen durchschnittene Küstenebene eignet sich zum Landbau. Daher entlehnt die Kolonie ihr eigentümliches Gepräge: Surinam ist überwiegend ein Agrarstaat.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte der Landbau den Punkt seiner höchsten Blüte erreicht. Ungefähr 70 000 Sklaven<sup>1</sup> trieben damals den Plantagenbau auf einer, jedoch nicht völlig in Kultur gebrachten, Oberfläche von 167 805 ha.

Die Beschränkung der Sklaveneinfuhr 1806, die Abschaffung des Sklavenhandels 1808, und schließlich die Emanzipation der Sklaven im Jahre 1862 haben allmählich die Entwicklung des Landes gehemmt, wenn nicht rückwärts gewandt.

Im Jahre 1862 gab es noch  $\pm$  16 866 ha kultivierten Landes (mit beinahe 40 000 Sklaven und etwas mehr als 1400 freien Ar-

<sup>1</sup> Sogar wird von 109 000 Sklaven berichtet!

beitern), im Jahre 1873 waren es nur noch 10 299 ha. Die Förderung der (allerdings sehr kostspieligen) Einwanderung freier Arbeiter<sup>1</sup> hat den Rückgang des Plantagenbaues zum Stillstande zu bringen gewußt, aber der Aufschwung alter Zeiten — die stattlichen Patrizierhäuser Amsterdams sollen von in Surinam gewonnenem Gelde gebaut worden sein — ist nie wiedergekehrt. Im Jahre 1904 hatte der gesamte Plantagenbau nur 10 229 ha in aktivem Betriebe.

Seit dem Jahre 1873 sind für den Plantagenbau nur die Kulturen von Zucker, Kaffee und Kakao von Bedeutung gewesen.

Der Zuckerbau hat in den letzten vier Jahrzehnten eine schwere Krisis bestanden. Von den 56 Zuckerplantagen, welche im Jahre 1873 bestanden, sind jetzt bloß 5 übrig geblieben: die teuern hauptsächlich aus Britisch- und Niederländisch-Ost-Indien rekrutierten Arbeitskräfte haben nur den unter den günstigsten Bedingungen exploatierten Plantagen die Fristung ihrer Existenz ermöglicht.

Auch die Kaffeekultur schien längere Jahre vom Untergange bedroht. Erst in den letzten Jahren zeigt sie ein neues, obschon vorläufig bescheidenes Leben; in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hat es jährliche Kaffeeproduktionen von 15 Mill. kg gegeben, im Jahre 1903 betrug die Produktion etwas mehr als 269 000 kg, nachdem jedoch die mit Kaffee angebaute Oberfläche seit 1873 wiederum von 78 auf 491 ha angewachsen war. Jetzt mag sie 1000 ha betragen.

Der Rückgang dieser zwei Kulturen ist dem Kakaoanbau zugute gekommen.

Verlassene Zuckerplantagen wurden mit Kakao bepflanzt und im Jahre 1904 war der weitaus größte Teil der Plantagen der Kakao-kultur gewidmet. Auch ihr ist aber eine sehr schwere Krise nicht erspart geblieben; eine Krankheit, welche die Früchte versteinerte, hatte den früheren Ertrag der Felder im Jahre 1904 bis zu einem Viertel herabgesetzt. Seitdem hat jedoch das Agrikulturdepartement Surinams die Ursache der Krankheit erforscht und sind Heilmittel gegen dieselbe entdeckt worden.

Als jedoch im Jahre 1905 diese besseren Zeiten sich noch nicht vorherzusagen ließen, hat das koloniale Gouvernement mit kühnem Griff eine Bako-ven-Kultur zum Export ins Leben gerufen<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Siehe meine „La main d'œuvre dans la Colonie de Surinam“ in der „Revue Economique internationale“, Juli 1909 S. 113 ff.

<sup>2</sup> Aus der interessanten Begründung der Vorlage des damaligen Gouverneurs Bely ist vieles des oben Erwähnten entnommen worden. Für die spätere

Der in der Fußnote erwähnte Bericht malt ihre kurze, etwa sechsjährige Geschichte: eine Chronik der überspannten Hoffnung, der Übereilung, der Täuschung. Die finanziellen Ergebnisse sind bisher im allgemeinen bedauerlich.

Trotzdem hegt der Bericht „gute Hoffnung, daß schließlich die Bakovenkultur der Kolonie zum Segen gedeihen werde“. Mit gutem Erfolge sind auch hier Änderungen angebracht und Krankheiten bekämpft worden.

Außerdem ist noch, aber nur für einen Bezirk (Coronie), die Kultur der Kokosnüsse als bedeutungsvoller Produktionszweig zu nennen.

\* \* \*

Der Großgrundbesitz Surinams ist überwiegend Plantagenbau im Eigenbetrieb. Es sind jedoch frühere Plantagen zum Nutzen des „kleinen“ Landbaues in Parzellen vermietet und daher in Kleinbetrieb verwandelt worden.

Auch werden ausgedehntere Bodenstücke vom Gouvernement dem Goldbetrieb in Konzeffion übergeben.

Plantagenbetrieb durch Aktiengesellschaften ist in Zunahme begriffen.

1910 gab es 81 Plantagen, zu einer Gesamtgröße von 47 431 ha, wovon in Kultur genommen 11 994 ha. Die 5 Zuckerplantagen sind unter denselben von relativ großer Bedeutung: Gesamtgröße 7349 ha, Gesamternte von 2338 ha.

Für die anderen Plantagen ist der Kakao das Hauptprodukt, obgleich die ausschließlich Kakao produzierenden Plantagen nur eine in Kultur genommene Oberfläche von 93 ha besitzen. Im ganzen betrug die Ernte des Großgrundbesitzes im Jahre 1910: 12 015 100 kg Zucker, 1 248 100 kg Kakao, 186 400 kg Kaffee, 320 000 kg Mais, 105 000 kg Erdfrüchte, 8700 kg Reis, 716 000 Bündel Bakoven und 28 600 Bündel Bananen.

\* \* \*

Zum Vollbilde Surinams gehört neben dem Plantagenbau, dem „großen Landbau“, der sogenannte „kleine Landbau“, als dessen volkswirtschaftlichen Zweck man die Züchtung eines Mittelstandes betrachten kann.

Geschichte sehe man den 1911 erschienenen Bericht einer vom Kolonialminister ernannten Untersuchungskommission ein, deren Vorsitzender das Mitglied der Zweiten Kammer der niederländischen Generalstaaten, Dr. Vos, war. (Haag, Martinus Nyhoff.)

Im großen Landbau ist der Arbeiter Proletarier und steht im Dienste des Agrarkapitals, dessen Renten vielfach im Mutterlande oder sonstwo im Auslande konsumiert werden; im kleinen Landbau dagegen ist der Arbeiter unabhängiger Pächter oder sogar Eigentümer. Von wie hervorragender Bedeutung ein mächtiger Aufschwung des kleinen Landbaues für Surinam sein könnte, liegt auf der Hand. Nicht an erster Stelle braucht das Land ein sich aus seinem fruchtbaren Boden ernährendes fremdes Kapital; was ihm not tut, ist ein in der Kolonie selbst seßhafter produktiver Mittelstand.

Insoweit der kleine Landbau sich nicht auf Produktion von Gemüsen und Milch für den heimischen Markt beschränkt, sondern Stapelprodukte für den Weltmarkt liefert, ist der Kafao fast sein ausschließliches Produkt. Daher hat auch der kleine Landbau unter der Kafao-krise schwer gelitten.

In diesem „kleinen“ Landbaubetriebe nehmen die holländischen Bauern bei Paramaribo, von denen unten die Rede sein wird, eine eigene Stellung ein.

Einen Blick auf die Bedeutung des kleinen Landbaues im nämlichen Jahre gewährt die nachstehende Übersicht:

Oberfläche in Hektaren	Gehalt in Kultur	Bevölkerung		× 100 kg					× 100 Bündel		× 100 Stüdt Kotonsniffe
		Summi- granen	Nicht- Summi- granen	Kafao	Kaffee	Reis	Mais	Erbs- früchte	Ba- nanen	Ba- toven	
65 122	11 063	14 486	14 842	4349	159	19 850	10 033	10 158	4336	1422	8923

Dieser kleine Landbau wird vorwiegend von Eingeborenen (Negern und Mischlingen) und von Britisch-Ost-Indiern betrieben. Die Rolle, welche hier von den Javanern und, wie sich später zeigen wird, von den holländischen Bauern gespielt wird, ist verschwindend klein.

Die Landesgesetzgebung begünstigt den Erwerb von Grundbesitz durch Weiße in keiner Hinsicht; gesetzlich gibt es ja in Surinam keine „Weißen“.

Ein Zwang zur Kultivierung unbebauten Landes wird zwar im kleinen Landbau dem Erwerber auferlegt, aber für die Frage der weißen Ansiedlung ist dieser Kulturzwang ohne irgendwelche Bedeutung. Das gesetzliche Erbrecht ist in Surinam dasselbe wie im

Mutterlande, kennt keine abweichenden Regeln für die Teilung des Grundbesitzes in der Hinterlassenschaft, und auch über besondere Vererbungssitten der Weißen liegen keine mir bekannten Data vor.

Die Bevölkerungstärke Surinams war am 31. Dezember 1910 etwas mehr als 92 000 (wovon fast 50 000 Männer), wobei die Zahl der Indianer und Buschneger, deren Zahl nicht genau bekannt ist<sup>1</sup>, nicht mitgerechnet ist. Von diesen Einwohnern waren 913 Europäer (d. h. „in Europa geboren“, wovon 633 in den Niederlanden), 7894 Niederländisch-Ost-Indier, 19 683 Britisch-Ost-Indier, 52 369 Eingeborene und Sonstige.

Die Gliederung nach Berufen ergibt u. a.: 20 360 Landbauer (Eigentümer und Pächter), 14 927 Feld- und Fabrikarbeiter, 36 840 Berufslose (u. a. verheiratete Frauen, altersschwache Leute und Kinder), 2348 bei der Goldindustrie interessierte Leute (mit Inbegriff der Aufseher und Arbeiter), 235 Schuhmacher, 241 Lastträger, 1039 Zimmerleute, 444 Ladenbesitzer, 718 Handelsbediente, 176 Seeleute, 252 Kleinhändler in Spirituosen und Schenkwirte, 15 Schlächter.

Von den ult. Dezember 1910 anwesenden Immigranten waren Plantagenarbeiter: 6119 Britisch-Ost-Indier (durch Kontrakt gebunden) und 1693 (frei); für die Javaner waren diese Ziffern bzw. 5442 und 1398 (Weiber und Kinder inbegriffen), und waren „Kolonisten“ (kleine Bauern) 5185 (4892 aus Britisch-Ost-Indien, 216 aus Java), 71 aus dem übrigen West-Indien, 6 aus China).

Von 1853 bis 1911 sind im ganzen 45 990 Immigranten eingeführt worden, und zwar aus Britisch-Ost-Indien 29 999, aus Java 10 245, aus West-Indien 2675, aus China 2502, aus Madeira 480, aus Holland 69.

Die 5185 im kleinen Landbau tätigen Immigrant-Kolonisten hatten zusammen  $\pm$  13 124 ha in Eigentum, Miete oder Gebrauch.

Eine zuverlässige Rassenstatistik des Surinamer Völkeragglomerats gibt es nicht. Europäer heißt jedermann, der in Europa geboren ist, Eingeborener jeder, dessen Wiege in Surinam gestanden. Als Mitglieder der israelitischen kirchlichen Gemeinde erwähnt der letzte „Koloniaal Verslag“ 1011; diese Zahl hat jedoch nur eine formelle

<sup>1</sup> Der „Koloniaal Verslag“ 1911 schätzt die Zahl der Buschneger, der Abkömmlinge der früheren Wegeläuffer, auf  $\pm$  6500 und die der Indianer, soweit bekannt, auf etwa 1000.

Bedeutung; außer der kirchlichen Organisation gibt es unvermischte Juden nebst vielen Mischlingen aus Juden und Eingeborenen.

„Niederländer“ ist in Surinam (sowie auch in Curaçao) jedermann, wie schwarz, gelb oder braun er aussehen mag, der nicht (oder nicht mehr) einem fremden Staate als Untertan angehört, z. B. also ebenfогut der in Holland geborene Weiße als der einheimische Neger und der Kuli aus Borindien, sobald er sich hat „naturalisieren“ lassen.

Eine Rassentrennung ist gar nicht angestrebt worden.

Rassenmischung dagegen hat im stärksten Maße stattgefunden, speziell unter Juden, Negern und Holländern, durch Ehe und in unregelmäßigen Verbindungen.

Im rechtlichen Sinne gibt es keinen Unterschied zwischen der Stellung der verschiedenen Bevölkerungselemente; nur leben die Immigranten, solange ihr Plantagenarbeiterkontrakt dauert, insoweit unter apartem Rechte.

Die holländischen Bauern in der Nähe der Hauptstadt (Paramaribo) treiben selbständigen Landbau und Viehzucht. Im übrigen ist der kleine Landbau, sowie auch die Plantagenhandarbeit in Händen von Farbigen und Gemischten.

Insoweit es möglich ist einen Unterschied zu machen zwischen der kapitallosen weißen und der kapitallosen farbigen und gemischten Bevölkerung, kann man sagen, daß es unter den kapitallosen Weißen viele Volksschullehrer vierten Ranges, Schreiber, Aufseher, aber keine Arbeiter gibt. Von den kapitallosen Weißen sind wohl die meisten im Lande geboren; einzelne mögen eingewandert und in Surinam heruntergekommen sein.

Die oben genannten Juden nehmen in der Kolonie eine ganz eigentümliche Stellung ein. Seit Jahrhunderten haben sie sich gänzlich akklimatisiert, haben aber allerdings der persönlichen Feldarbeit sich ferngehalten. Sehr interessant ist, was der deutsche Ethnologe Prof. Dr. Joest über sie berichtet<sup>1</sup>.

Nach ihm spielen sie in Surinam „eine in der Welt (etwa mit Ausnahme von Curaçao) wohl einzig dastehende Rolle. Surinam ist keine holländische, sondern eine jüdische Kolonie in dieses Wortes

<sup>1</sup> Siehe „Ethnographisches und Verwandtes aus Guayana“ in Intern. Archiv für Ethnographie, Band V, Supplement, Leiden 1893, S. 10. Siehe weiter unten über seine Ausführungen in betreff der holländischen Bauern.



voller und klassischer Bedeutung. Es fällt keinem Surinamer Juden ein, mit dem Geld, das er in der Kolonie erworben, sich etwa nach Holland oder Europa zurückzuziehen. Surinam ist das Land seiner Väter, er ist darin geboren, er wird hier sterben.“

Es stammen ihrer nur wenige aus Holland, die meisten seien der Nachwuchs portugiesischer Juden, die in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aus Brasilien verjagt wurden<sup>1</sup>. Aber auch unter ihnen hat Dr. Joest „vielfach“ die verhängnisvollen Folgen steter Familienheiraten beobachten können: „schwächlichen Körperbau, Triefaugen, Verwachsenheit, Skrofulose, schlechte Zähne, kurz alle Merkmale einer Rasse, welcher eine Auffrischung mit gesunderem, sei es auch mit Negerblut, zweifellos zum Segen gereicht haben würde.“

Allerdings seien sie den Negerinnen und Mulattinnen nicht abhold gewesen, aber andere als uneheliche Verbindungen habe es zwischen ihnen nicht gegeben, indem auch die Juden, anders als die christlichen Holländer, ihre unehelichen Kinder nicht zu legitimieren pflegten, so daß diese Mulatten vielfach Christen statt Juden geworden sind. „So kommt es denn — fährt Joest weiter fort — daß man manche jüdische Familie durch Generationen hindurch in zwei Linien, einer ehelichen und einer unehelichen, d. h. einer weißen und farbigen, bzw. jüdischen und christlichen verfolgen kann. Durchgehends sind die farbigen Nachkommen, deren Los sonst kein beneidenswertes ist, bedeutend kräftiger und gesunder wie ihre weißen Halbgeschwister — die natürliche Folge geschlechtlicher Zuchtwahl.“ Vielfach sollen die Juden ihre gefärbten Kinder als Arbeiter oder Aufseher auf ihren Plantagen, Goldfeldern oder Dampfschiffen verwenden. Holländische Juden seien hierdurch wohl angezogen worden, so daß man in Surinam neben den portugiesisch-jüdischen Namen auch manchen holländischen (oder deutschen) Namen findet, dessen Träger dem Judentum angehört.

Als Ursachen dieser gelungenen jüdischen Akklimatisation kommt nach Joest zuerst das Klima in Betracht, das in Surinam weniger heiß sei als man in Europa wohl vermutet; zweitens arbeiten die Juden so wenig als möglich unter dem freien Himmel oder im Urwalde, auch nicht beim Goldschürfen; und, „last not least, trinken oder besser gesagt, saufen die Juden nicht“. Auf Grund langjähriger, in beinahe allen Ländern der Tropen gesammelten Erfahrungen glaubt

---

<sup>1</sup> Joest verweist hier nach seiner Rede in der Sitzung vom 4. Juli 1891 der Berliner Gesellschaft für Erdkunde.

Soest die Behauptung aufstellen zu dürfen, „daß der Mohammedaner dort nie ‚trinkt‘, wohl aber hin und wieder ‚säuft‘; daß der Jude in ganz bescheidenem Maße sein Glas Brantwein, Bier oder Wein trinkt, aber nie säuft; daß der Europäer dagegen, ebenso wie der Indianer, meist auch der Neger (letzterer aber merkwürdigerweise nicht in Surinam) durchgehends ‚trinkt‘, in außerordentlich vielen Fällen aber ‚säuft‘. Die Indianer und viele Europäer in Guayana saufen — sie sterben. Der Jude, der Buschneger, auch die Mehrzahl der Neger — sie saufen nicht, und sie fühlen sich ganz wohl da draußen.“

Dem „Kolonialaaf Verslag“ 1908 ist eine Nota über das Bevölkerungsproblem Surinams von der Hand Dr. H. D. Benjamins' beigelegt (Weilage R<sup>8</sup>), in der auch die Frage nach der Möglichkeit neuer jüdischer Ansiedlungen ins Auge gefaßt wird. Die Aussicht auf Immigration der zuerst in Betracht kommenden südrussischen oder Balkanjuden scheint ihm jedoch klein; wendet sich ja der Zug ihrer Auswanderung hauptsächlich den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu, wo es schon 15 000 000 Juden gibt; weiter habe in den letzten zwei Jahrzehnten jüdische Auswanderung nach Südafrika, Palästina, Argentinien und Australien stattgefunden, welche Länder alle ein kühleres Klima als Surinam besitzen. Wenn es überhaupt möglich wäre, die Juden Rußlands zur Emigration nach Surinam zu bewegen, so solle nach Dr. Benjamins ausdrücklich gefordert werden, daß der Hauptteil aus Bauern bestehe; diese Forderung jedoch hebe die Möglichkeit jüdischer Kolonisation größtenteils auf, denn am meisten wandern aus Rußland eben die städtischen Juden aus!

In einem Gesamtüberblicke Surinams dürfen auch die Chinesen nicht vergessen werden.

Fast alle sind sie tätig im Handel, auch im Großhandel, der sich weiter in Händen von Europäern und einigen Britisch-Ost-Indiern befindet; im Kleinhandel gibt es viele Portugiesen (d. h. gemischte Portugiesen von Madeira; es wird von ihnen weiter unten die Rede sein), deren Zahl sich allmählich vermehrt; auch nimmt im Kleinhandel die Zahl der vielfach aus der englischen Nachbarcolonie Demerara stammenden Chinesen zu.

Der Wettbewerb dieser Asiaten hat sich den einheimischen Kaufleuten schon sehr fühlbar gemacht. Im Februar 1911 haben zwanzig von ihnen dem Gouverneur eine Adresse zugehen lassen, in welcher sie mitteilen, daß in ihrem Gewerbe der Druck der asiatischen Kon-

kurrenz stetig wachse, daß infolge der fortwährenden chinesischen Einwanderung der Handel sich ausbreite in keiner Proportion mit dem Zuwachse der Bevölkerung und der Handel der Einheimischen sich stets verringere „in dem Maße sogar, daß viele einen sicheren Untergang vor Augen sehen“; es finde ja jeder Einwanderer, Dank der Solidarität seiner Rassegenossen, eine Stelle im Handel, was bedeute, daß ein Einheimischer früher oder später die seinige verlieren werde; gegen die Chinesen mit ihren geringen Bedürfnissen sei auf die Dauer für Völker westlicher Kultur die Handelskonkurrenz nicht möglich; überdies sei in Surinam auch noch ein anderer Faktor wirksam: „durch den stets fließenden Strom ihrer Rassegenossen verfügen die chinesischen Handelsleute immer über zahlreiche Betriebskräfte, die in der ersten Zeit kaum oder nicht besoldet zu werden brauchen“; daher solle die Regierung die chinesische Einwanderung einschränken, sei es durch Erhebung eines hohen „Kopfgeldes“, sei es durch die Forderung eines fünfjährigen Aufenthaltes in der Kolonie, bevor man Recht habe Kaufmann oder Handelsbedienter zu werden, sei es — am radikalsten — durch absolutes Verbot der chinesischen Einwanderung, ausgenommen für den Landbau.

Der Gouverneur sandte die Adresse der Handelskammer zu; diese wendete sich an die Handelskammern in Georgetown (Demerara), Port of Spain (Trinidad), Barbados und Willemstad (Curaçao) mit der Bitte um Auskunft über das Chinesenproblem daselbst.

Ende Mai kamen inzwischen wiederum 65 Chinesen an. „So nähern wir uns — schrieb das Blatt „De West“ — mit raschem Schritte der Lösung des Chinesenproblems. Nach zehn Jahren werden sie das Monopol haben im Handel Surinams.“

Im Juni hat die Handelskammer dem Gouverneur geantwortet, daß weder in Demerara, noch auf Barbados, Trinidad und Curaçao Maßnahmen gegen die chinesische Einwanderung ergriffen worden sind; auf Barbados gebe es keine, auf Curaçao nur wenige Chinesen; auf Trinidad gäben sie keinen Anlaß zu Klagen, und in Demerara habe sich der Prozeß, der in Surinam erst in den letzten Jahren anfang, schon vollzogen; der dortige Eingeborene taue nicht zum Krämerbetrieb und der Kleinhandel sei da schon gänzlich in chinesische, portugiesische und britisch-ostindische Hände geraten.

Was Surinam selbst betrifft, hebt die Kammer hervor, solle man einen scharfen Unterschied machen zwischen den schon längst in der Kolonie sesshaften Chinesen und den sogenannten „New-Comers“;

gegen die ersteren sei die Klage nicht gerichtet, viele derselben gehörten schon dem Großhandel an, und sie stünden bei ihren Kollegen im Rufe guter Solidität.

Ihre Meinung zusammenfassend, sagt die Kammer: weder eine Einschränkung chinesischer Einwanderung, noch ein Handelsverbot sei zu empfehlen; gegen die Konkurrenz der Chinesen gebe es keine Mittel, wenn sie allein durch ihre guten Eigenschaften den Sieg davontrügen; jedoch solle jeder unehrlichen Konkurrenz streng gewehrt werden. Was diesen unlautern Wettbewerb betrifft, so war die Kammer der Meinung, daß nur eine fortwährende strenge Kontrolle und Handhabung der bestehenden Gesetze Hilfe bringen könnte.

Daß die gelbe Gefahr sich unter Umständen auch in eine gelbe Wohltat verwandeln kann, beweist eine Bemerkung des Blattes „De West“ vom 29. Juni 1911 bei der Nachricht eines anderen Blattes, das die Ankunft von 65 Chinesen meldete, die sich dem Land- und Gartenbau widmen wollten und größtenteils schon nach dem Bezirke Nidderie (dem westlichen Teile Surinams) zur Ausübung des Reisbaues abgereist sein sollten: „Wir hoffen, daß die Ankunft des Blattes richtig sein möge. Die chinesische Einwanderung würde dann ein Segen für die Kolonie werden.“

Im landwirtschaftlichen Großbetriebe gibt es keine weißen Arbeiter. Die Arbeitskräfte werden aus der gefärbten und der Mischlingsbevölkerung Surinams rekrutiert und weiter aus Britisch- und Niederländisch-Ost-Indien bezogen.

Immigration von Südeuropäern (namentlich aus Italien, Spanien und Portugal) ist, jedoch nicht zum Zwecke der Arbeiterbeschaffung für den Plantagenbau, sondern der Heranziehung neuer Kolonisten zur Ausübung des kleinen Landbaues, zwar erwogen, doch schließlich abgelehnt worden: im März 1909 wurde vom damaligen Gouverneur Dr. Jock eine Kommission beauftragt, ein Gutachten abzugeben in betreff der Möglichkeit der Ansiedlung von Familien tropischer oder subtropischer Rasse <sup>1</sup>.

Nach der Ansicht dieses Komitees werden die Südeuropäer subtropische Länder bevorzugen, deren Klima ja mit dem Südeuropas ungefähr übereinstimmt, und wenn es trotzdem möglich wäre, eine Auswanderung aus den südlichen Ländern Europas nach dem tropischen

<sup>1</sup> Der Rapport ist gedruckt worden bei Oliviera in Paramaribo.

Surinam zustande zu bringen, würde diese Art der Kolonisation dennoch eine finanzielle Unmöglichkeit darstellen; würden doch je zweihundert Familien schon eine Ausgabe von einer Million Gulden erfordern.

Das Schlußergebnis des Rapports war kurzgefaßt folgendes:

Massale Kolonisation sei in absehbarer Zeit unmöglich aus praktischen, nationalökonomischen und hauptsächlich finanziellen Gründen; kleine Kolonisation (d. h. Kolonisation in bescheidenem Maßstabe) dagegen sei praktisch ausführbar und sehr wünschenswert.

Von den tropischen Rassen empfehlen sich am meisten die Britisch-Ost-Indier; von den subtropischen Rassen die Bewohner der portugiesisch-afrikanischen Insel Madeira.

Der Madeiraner bilde eine Mischung aus Neger-, europäischem und indischem Blute. Von seinen afrikanischen Vorfahren soll er seine Körperstärke, seine geradezu wunderbare Widerstandskraft bei schwerer Arbeit, von seinen europäischen und indischen Ahnen sein Äußeres und den Charakter ererbt haben; seine persönlichen Bedürfnisse seien minimal.

Von anderer Seite ist jedoch die Brauchbarkeit der Madeiraner für den kleinen Landbau angezweifelt worden.

Schon früher hat es in Surinam unter den Plantagenarbeitern Portugiesen aus Madeira gegeben. Van Sympsteyn<sup>1</sup> erwähnt als solche 124. Die Zahl stimmt mit dem oben erwähnten Rapport aus 1909 überein, der in seiner Beilage III (Nota seines Schriftführers Dudschan's Deng über die Geschichte der Immigration seit 1853) die Ankunft (1853) von 120 Immigranten aus Madeira erwähnt; im folgenden Jahre folgten abermals 155; die Leistungen dieser Feld- und Fabrikarbeiter waren befriedigend, und die Pflanzer wollten sogar Geldopfer bringen, um deren mehr zu bekommen; dieses ist aber nicht gelungen.

Im „Koloniaal Verslag“ 1908 wird (Beilage R<sup>2</sup>) mitgeteilt, daß von 1853 bis 1906 480 Portugiesen immigrierten, mit denen offenbar Madeiraner gemeint sind.

In demselben „Verslag“ meldet Pater van Coll, der einzige Fehler dieser Immigranten habe darin bestanden, daß sie zu viel arbeiteten, sogar bis drei Aufgaben pro Tag fragten, welche Aufgaben denen der Negerarbeiter gleich waren. Es wird aber von ihm aner-

<sup>1</sup> In einer „Beschryving van Suriname“, Haag, van Cleeff, 1854, S. 168. Schriften 147. II.

kannt, daß viele dieser Portugiesen nach Beendigung ihrer Kontraktzeit nicht auf den Plantagen blieben (und Ähnliches hat man in der Nachbarcolonie Demerara erfahren), sondern sich dem Kleinhandel zuwandten, und zwar mit bestem Erfolge. Im Jahre 1884 scheiterte ein neuer Versuch, nicht durch Mangel an Lust der Madeiraner, sondern weil die ihnen gebotenen Bedingungen nicht vorteilhaft genug erschienen.

Dr. H. D. Benjamins (ibid. Beilage R<sup>3</sup>) erinnert an die Abweisung Madeirascher Immigration im Trinidadschen „Report on the Labour Question“ (1905—06) und an die Immigration von den Azoren und Madeira nach den Sandwichinseln, deren Klima sich weniger von dem ihrer Heimat unterscheidet als das Klima Surinams. Der Gouverneur Dr. Fock hat inzwischen im März 1910 den Kolonialstaaten eine auf dem Rapport von 1909 gebaute Vorlage zugehen lassen zur Vorbereitung eines Kolonisationsversuchs mit höchstens fünfzig Bauernfamilien der Insel Madeira. Im August 1910 wurden die Beratungen in den „Abteilungen“ der Staaten (=Parlamentskommissionen) veröffentlicht, aus denen deutlichst erhellt, daß eine Mehrheit zugunsten der Vorlage nicht zu finden sein würde: die „große Mehrheit der Mitglieder“ trage Bedenken, die Kosten seien zu hoch; das fremde Element in der Kolonie solle nicht verstärkt werden, zumal nicht mit Madeiranern, welche mit der einheimischen Bevölkerung sich nicht assimilieren würden; in Demerara sowie in Surinam hätten sich die Portugiesen nach kurzer Zeit dem Landbau entzogen und seien Kaufleute geworden; die Madeiraner seien trunksüchtige und unsaubere Gäste.

Auch in der Surinamer Presse fand die Vorlage des Gouverneurs lebhafteste Bekämpfung. Der zu früh gestorbene Jean Duchesne-Journet<sup>1</sup> zitiert in seinem interessanten Buche über die Handarbeit in Guyana, was schon 1847 vom Grafen De Castelnau über den Madeiraner geschrieben wurde: „lorsqu'il est une fois acclimaté, son intelligence supérieure, son extrême industrie et sa grande frugalité lui font en peu de temps amasser de l'argent, et alors il abandonne le travail de la terre pour se livrer au commerce de détail.“ Duchesne fügt dann selber — er betrachtet sie als: „de race blanche ou légèrement mulâtres“ — hinzu: „ils sont très

<sup>1</sup> La main-d'œuvre dans les Guyanes. Paris, Plon-Nourrit & Cie., 1905, S. 63. De Castelnau schrieb einen Rapport über die Sklaverei in Surinam für den französischen Marineminister.

aptes au commerce et s'y enrichissent vite; au point de vue de la main-d'œuvre ils sont donc une ressource médiocre.“

Ebenfalls widerrät der Rapport Bos c. s. den Plan Dr. Jodts<sup>1</sup>, weil in Britisch-Guyana der Versuch mißlungen sei, und weil schon eine aus drei Personen bestehende Familie der Kolonialkasse 2900 fl. kosten würde, welchen Betrag die Kolonisten zwar größtenteils zurück-erstatteten sollten, jedoch ohne daß irgendwelche Sicherheit dafür bestünde, daß dieses auch wirklich geschehen würde.

Die kräftige Antwort des Gouverneurs an die Kolonialstaaten (Januar 1911)<sup>2</sup> hat also die niederländische Untersuchungskommission nicht zu seinem Standpunkte bekehren können.

### Die niederländischen Bauern Surinams.

Neben den Großbetrieben der Weißen gibt es weiße bäuerliche Betriebe. Unter den „kleinen“ Bauern auf den vom Gouvernement ausgegebenen Parzellen sind wohl einige aus der französischen Nachbarcolonie Cayenne geflüchteten Déportés zu finden. Als Muster weißer Ansiedlung sind diese Kolonisten jedoch kaum zu betrachten.

Anders verhält es sich mit den holländischen Bauern in der Umgebung Paramaribos, die auf ihren fast ausschließlich in Eigentum besessenen Gründen mit Hilfe farbiger Arbeitskräfte eine keineswegs intensive (der Spaten genüge ihnen anstatt des Pfluges, so wurde mir mitgeteilt) Gemüse- und zumal Viehzucht treiben für den Markt in der Hauptstadt, dort aber in den letzten Jahrzehnten auf eine starke Konkurrenz, namentlich von den Kolonisten aus Britisch-Ost-Indien, stoßen.

Am ausführlichsten ist ihre Geschichte beschrieben worden von dem ehemaligen Mitglied der Zweiten Kammer Hollands H. Pyttersen<sup>3</sup>,

<sup>1</sup> S. 203 ff.

<sup>2</sup> Der Gouverneur hebt speziell hervor, er habe nur eine vorläufige Untersuchung beantragt, die nicht mehr als einige Tausende von Gulden hätte kosten können, während die Kolonialstaaten es vorstellten, als ob er sogleich eine Einwanderung aus Madeira hätte ins Leben rufen wollen.

<sup>3</sup> „Europeesche Kolonisatie in Suriname“, Haag, van Stodum, 1896. Gute Quellen sind außerdem z. B. die Aufsätze Copyns in der Zeitschrift „West-Indie“ (1855 und 1858) und Tydemans (bei Halberstadt, „Kolonisatie van Europeanen te Suriname“ im Verlag des Verfassers, nicht datiert herausgegeben) und die Jahrgänge II und III (1843 und 1846) von Sloets „Tydschrift voor Staatshuishoudkunde en Statistiek“.



dem das Archiv des Kolonialamtes im Haag zur Verfügung stand. Sie geht zurück bis ungefähr 1841. Drei holländische protestantische Dorfpfarrer boten in diesem Jahre dem Könige einen Entwurf „freier Kolonisation in der Kolonie Surinam“ an.

Die Lust zum Entwerfen derartiger Pläne lag damals in der Luft. Byttersen erwähnt mehrere dergleichen Entwürfe und der in der Fußnote genannte Halberstadt spricht von einem Plane, der dem Kolonialminister Baud vom holländischen Nationalökonomten Sloet vorgelegt war; man fürchtete in jenen Tagen, beim rapiden Rückgang des Plantagenbaues infolge der Abschaffung des Sklavenhandels, und in der Erwartung, die Neger möchten in absehbarer Zeit aussterben, den totalen Untergang Surinams, falls nicht bald eine große Einfuhr neuer und tüchtiger Arbeitskräfte stattfände. Man glaubte nun die rüstigen Bauernsöhne Hollands, die im Vaterlande oft nur ein karges Stück Brot verdienen konnten, zu diesem Zwecke mit Erfolg verwenden zu können.

Auch hatten schon 1828 und 1834 die sächsische und die preussische Regierung sich bei dem niederländischen Gouvernement erkundigt, unter welchen Bedingungen Holland geneigt wäre, Sträflinge und Bedürftige nach einer seiner Kolonien zu transportieren.

Die drei Pastoren erhielten den geplanten Auftrag. Mit fünfzig Bauernfamilien wollte man einen Anfang machen. Im Juni 1843 traf einer der Pfarrer, von einigen ausgewählten Bauern begleitet, in Paramaribo ein. Sie sollten eine geeignete Stelle für die Bauernkolonie aussuchen und alles für die Ankunft der übrigen vorbereiten: vorläufige Bearbeitung und Bepflanzung des Bodens, Einkauf von Vieh, Bau von Wohnhäusern; die Behörden Surinams sollten dazu die nötigen Sklaven zur Verfügung stellen.

Die ersten Berichte, welche im Mutterlande von diesen Vorgängern empfangen wurden, waren voller Hoffnung.

Am Unterlauf des Saramaccastromes wurde ein Terrain gewählt.

„Eine bessere Stelle gibt es nicht“ — schreibt der Pfarrer nach Holland — „es ist hier Raum für 50 000 Kolonisten“. Es war eine verlassene Plantage, Voorzorg, und Sachverständige hatten dem Pfarrer davon abgeraten: „Sorgen Sie, Herr Pfarrer“, sagte der Arzt Tydeman, „dann gleich für einen Friedhof für die Hälfte Ihrer Kolonisten!“

Allmählich wird aber der Pfarrer selbst von Zweifeln an der Ausführbarkeit seines Planes bestrahlt. Er wird nach Holland zu-



rückgerufen, aber einer der Bauern, weniger hoffnungslos, bleibt in Surinam. Es scheint, daß man dann in Surinam der Meinung gewesen ist, die Vorbereitung habe jetzt keine Eile mehr; im Mutterlande dagegen wäunte man, die Vorbereitungen in der Kolonie ließen nichts zu wünschen übrig.

Fraglich ist auch, ob die Auswahl der Kolonisten in Holland eine richtige gewesen. Die Autoren widersprechen einander. Die ärztliche Untersuchung der Auswanderer scheint ungenügend gewesen zu sein, und unter ihnen sollen sich zu viele Nichtbauern befunden haben.

Im Mutterlande hegte man dennoch keinen Zweifel, und am 20. Juni 1845 ließ das erste Schiff vor Voorzorg den Anker fallen. Es war die *Suzanna Maria* mit 104 Kolonisten (17 Familien). Dieselben fanden von allem, was ihnen versprochen worden war, ungefähr nichts fertig: von den 50 Wohnungen für die zu erwartenden 50 Familien fand man nur achtundzwanzig, auf niedrigem, sumpfigem Boden gebaut; weiter stellte es sich heraus, daß die Äcker nicht bestellt waren, daß weder Feldgerät noch Vieh, weder Lebensmittel noch gutes Trinkwasser vorhanden waren. Nur mit Mühe wurden die Kolonisten dazu gebracht, ans Land zu gehen. Dreizehn Familien zogen in die Wohnungen auf Voorzorg, vier wurden in einer Kaserne in Groningen, am andern Ufer der Saramacca untergebracht.

Am nächsten Tag kam das Schiff *Noord Holland* mit zwölf Familien, welche die Wahl hatten zwischen den auf Voorzorg noch übrig gelassenen schlechtern Wohnungen und einem zu engen Oberzimmer in der Kaserne auf Groningen.

Am 12. Juli ankerte das dritte Schiff, die *Antonie Eugenie*, vor Voorzorg: „Es war zehn Uhr am Abend, helles Mondlicht ergoß sich über Voorzorg und Groningen; man sah die Lichter brennen in den Häusern und vom Schiffe erhob sich ohrenbetäubendes Hurra-gerufe und Jauchzen, das aus Voorzorg durch ein wildes Geschrei der dort wohnenden Neger beantwortet wurde; bei den schon seßhaften Kolonisten herrschte nur Grabesstille, schon wütete unter ihnen der Tod in der schrecklichsten Gestalt, und die freundlich schimmernden Lichter waren die Lampen, von denen die Krankenbetten ihrer früheren Reisegenossen beschienen wurden“<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Sloet III, S. 489 ff., offenbar aus brieflichen Mitteilungen. Daher entlehnte ich diesen Seiten auch einige Data, obwohl Bytterfens eine in Einzelheiten abweichende Darstellung gibt.

Typhus gastricus contagiosus war die Diagnose des Arztes Tydeman.

Im ganzen trafen 384 Kolonisten in Boorzorg und Groningen ein. Am 26. Juli waren davon schon 40, am 5. September schon 130, schließlich im ganzen 189 gestorben; nur 11 von den 384 sind gar nicht erkrankt.

Dr. Tydeman, der auf einer benachbarten Plantage wohnte und während der Epidemie fortwährend medizinische Hilfe geleistet hat, nennt als ihre Ursachen<sup>1</sup>:

1. die Schiffe waren überfüllt;
2. die Nahrung an Bord (ohne Arbeit oder Bewegung) war zu schwer;
3. die Täuschung ihrer Erwartungen, die durch die Versprechungen des Gouvernements geweckt worden waren;
4. die verschiedenen Entbehrungen, denen sie in Surinam ausgesetzt waren;
5. a) der ungünstige Zeitpunkt ihrer Ankunft (einige Monate später wäre besser gewesen);  
b) die klimatischen Einflüsse, welche immer bei dem Wechsel der Jahreszeiten beobachtet werden können;  
c) die durch dieselben zumal an niedrigen Stellen (wie Boorzorg) entstehenden miasmata paludinosi;
6. Individuelle Prädisposition und Veranlassung durch ihr eigenes Betragen, z. B. Unmäßigkeit im Essen, Betrunkenheit, Viederlichkeit, Schlafen unter freiem Himmel, in der Sonne gehen usw., mit einem Worte: Mangel an Disziplin.

Als rein örtliche Ursachen kamen nach Dr. Tydeman noch hinzu:

1. Boorzorg ist niedrig und sumpfig;
2. die Häuser waren schlecht eingerichtet und standen nicht auf gutem Boden;
3. die Ansteckung: Mit dem vierten Schiffe Phoenix kamen etwa 36 bis 39 Personen mit in Holland für die schon früher eingetroffenen Kolonisten gekauften Rindern, Hunden und Schafen; nun hätte man alle Gemeinschaft zwischen Groningen und Boorzorg mit den neu Arrivierten verhindern sollen; dennoch wurde zwei Bauern, die daran gewohnt waren, mit dem Vieh umzugehen, gestattet, es in Groningen zu entladen, dort ihre Verwandten und Bekannten zu

<sup>1</sup> Halberstadt S. 115.

besuchen, sogar die Kranken zu pflegen und später zu ihren Reise-  
genossen von dem Phoenix zurückzukehren; bald nach ihrer Rückkunft  
offenbarte sich auch bei dieser vierten Gruppe die Krankheit und in  
kurzer Zeit war die Hälfte gestorben.

Auch einer der Pfarrer war der Krankheit unterlegen, so daß  
nur einer übrig blieb, der jetzt unter den ungünstigsten Umständen die  
Führung der ganzen Unternehmung zu übernehmen hatte. Das all-  
gemeine Urteil ist, daß er sich dieser Aufgabe, die freilich selbst für  
einen erfahrenen Kolonisten zu den schwersten gehört haben würde,  
keineswegs gewachsen gezeigt hat.

Wen die Schuld der mangelhaften Vorbereitung treffe oder wie  
dieselbe sich über die Verwaltung im Mutterlande und die in der  
Kolonie verteilen lasse, ist niemals genau und von offizieller Seite  
untersucht worden und ist jetzt wohl gar nicht mehr festzustellen.  
Halberstadt versucht (S. 62) das Surinamer Gouvernement teilweise  
zu entlasten: man habe es im Haag nie für nötig gehalten, nach  
Surinam Instruktionen zu senden, weder über die Weise der Be-  
zahlung, noch über die Kasse, aus der bezahlt werden sollte, und der  
Beutel der Kolonialverwaltung in Paramaribo sei in jenen Jahren  
nahezu leer gewesen<sup>1</sup>.

Nachdem die Epidemie bezwungen worden war, haben sich all-  
mählich die Zustände etwas gebessert. Voorzorg wurde verlassen für  
Groningen, wo es besseres Trinkwasser gab, und nachdem De Castelnau  
im Jahre 1847 Groningen besucht hatte, schrieb er in seinem Rapporte:  
„les colons supportent parfaitement la chaleur et ils me dirent  
qu'ils ne se sentaient nullement affaiblis“<sup>2</sup>. In den Familien  
vieler herrsche Zufriedenheit und die Zahl der Schwarzseher sei bis  
auf wenige vermindert, teilte sogar 1848 ein Augenzeuge Herrn  
Sloet mit<sup>3</sup>.

Dennoch ist auch auf Groningen der Kolonisationsversuch völlig  
mißlungen.

Stetig wuchs die Unzufriedenheit der Kolonisten wider ihren  
Pfarrer und Führer; 56 Kolonisten — unter ihnen viele Witwen  
und Waisen — kehrten bald nach Holland zurück; andere ließen sich  
nieder in Rama an der Ober-Suriname, um dort zu leiden und zu

<sup>1</sup> Siehe über nähere Einzelheiten u. a. Halberstadt S. 129.

<sup>2</sup> Duchesne S. 59.

<sup>3</sup> Sloet III S. 521; vgl. auch S. 508 ff.

sterben, sagt Tydeman<sup>1</sup>; wieder andere versuchten ein neues Leben als Viehzüchter bei Paramaribo anzufangen.

Offiziell ist die Groningen-Kolonie erst 1853 aufgehoben worden, als im ganzen nur noch 43 Personen, d. h. außer einigen besoldeten Beamten mit ihren Familien, nur noch ein unverheirateter männlicher Kolonist nebst vierzehn verwitweten und verwaisten Frauen und Kindern übrig waren.

Van Sypesteijn (später Gouverneur von Surinam) meint (S. 166), daß insbesondere die 1848 verminderte finanzielle Unterstützung vom Gouvernement allgemeine Unzufriedenheit erregte und den raschen Verfall von Groningen verursacht hat.

Der Architekt Cophyn, der noch 1850<sup>2</sup> von einer Niederlassung an den Ufern der Saramacca von einer Million Menschen träumte, hat später, wie wir sehen werden, mit der peinlichsten Sorgfalt die Statistik dieses Verlaufs geschrieben.

Die Bauern, welche sich bei Paramaribo niedergelassen hatten, zuerst fünf Familien, haben mit einiger Hilfe des Gouverneurs van Raders<sup>3</sup> ein bescheidenes Wohlhaben zu erreichen gewußt, von dem ihre Nachkommen noch heute genießen.

Im März 1855 richteten vier dieser Kolonisten ein merkwürdiges Schreiben an die Zweite Kammer der niederländischen Generalstaaten<sup>4</sup>, in dem eine Ausbreitung der weißen Kolonisation kräftig befürwortet wurde: der Gesundheitszustand der Überlebenden nach der Epidemie sei gut, der Geburtenüberschuß sehr groß; 650 000 fl. habe zwar die Kolonisation an der Saramacca gekostet, aber noch nicht der sechste Teil dieser Summe sei für eigentliche Kolonisationszwecke verwendet worden: der Pfarrer-Führer allein habe 100 000 fl. erhalten, drei andere Beamte zusammen ebensoviel, die untaugliche Vorbereitung möge 50 000 fl. gekostet haben, die Epidemie 100 000 fl., und vieles Geld sei vom Führer ganz unzweckmäßig vergeudet worden.

Das Schreiben der vier energischen Männer entwickelt dann einen Entwurf der weiteren Kolonisation in der unmittelbaren Nähe der Stadt Paramaribo, nach dem von ihnen gegebenen Exempel; in dieser Weise

<sup>1</sup> Halberstadt S. 116.

<sup>2</sup> Siehe Halberstadt S. 128.

<sup>3</sup> Siehe u. a. Wolbers „Geschiedenis van Suriname“, Amsterdam 1861, S. 126.

<sup>4</sup> Halberstadt gibt S. 120 ff. den vollen Text; Byttersen S. 126 ff. den Hauptinhalt.

könne jedweder Bauernfamilie durch einen Vorschuß von je 1000 fl. zu einer guten Existenz verholfen werden; nicht „eine Kolonisation im großen oder auf den Plantagen“ — zuerst solle nur der kleine Landbau größere Ausdehnung erlangen, „dann wird sich der Landbau schon überall verbessern und Surinam völlig bevölkert werden.“

Im Januar desselben Jahres hatte auch Copyn<sup>1</sup> die Niederlassung bei Paramaribo einen Beweis der Ausführbarkeit weißer Bauernansiedlung genannt.

Aber im Mutterlande hat man diesem Rufe der Bauern in Surinam keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt, ja man hat während längerer Zeit kaum mehr gewußt, daß es in Guyana überhaupt noch gartenbautreibende und viehzüchtende Holländer gebe.

Auch in Surinam selbst hat sich die Verwaltung um diese immerhin respektablen Pioniere während ungefähr vierzig Jahren fast gar nicht gekümmert. Leider läßt sich daher ihre Geschichte und ihre Statistik nur sehr lückenhaft rekonstruieren, obschon eine genaue Buchführung ihres Wachstums oder Niederganges, ihres körperlichen, psychischen und ökonomischen Gedeihens oder Hinwellsens, ihrer Heirats-, Geburts- und Sterbeziffer, der Jetztzeit ein überaus wertvolles Material hätte liefern können. Was in dieser Hinsicht zur Verfügung steht, wird unten erörtert werden.

Dennoch gibt es aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einige Zeugnisse ethnologischer Sachverständiger.

In den Jahren 1885 und 1886 besuchte Dr. H. F. C. ten Kate Surinam und mitunter auch die holländischen Bauern. In der niederländischen Monatschrift „De Gids“ (Jahrgang 1888 III S. 181 ff.) gab er seine Eindrücke wieder. In diesem Aufsätze liest man: „Was die Kolonisation an der Saramacca betrifft, wovon die Überlebenden und Nachkömmlinge jetzt zu Kwatta bei Paramaribo wohnen, habe ich nachzuspüren versucht, wieviele Enkel von den etwa 400 Personen, die 1845 nach Surinam kamen, am Leben seien. Ich fand deren nur vierzehn; anaemisch, schwach und heruntergekommen.“

Im Jahre 1890 besuchte Prof. Dr. W. Joest Surinam. Und der Eindruck, den er von den weißen Ansiedlern bei Paramaribo erhielt, zeigt mit dem ten Kates eine merkwürdige Übereinstimmung<sup>2</sup>:

„Ich hatte Gelegenheit — schreibt er — die Nachkommen der

<sup>1</sup> West-Indië I S. 284.

<sup>2</sup> Siehe Joest l. c. S. 7 ff.

holländischen Auswanderer . . . kennen zu lernen. Es gibt deren heute noch ungefähr 300. Dieselben erhielten Grundstücke angewiesen, deren billigen Preis sie in wenigen Jahren abzahlen konnten, und heute sind sie Besitzer ausgedehnter Ländereien, auf denen sie Vieh weiden lassen, für dessen Produkte in Gestalt von Fleisch, Milch oder gelegentlich Butter sie in der Hauptstadt allzeit bereite Käufer finden.“

Der Eindruck, den er von diesen in den Tropen seit einer oder zwei Generationen lebenden Europäern erhielt, war „ein durchaus unerquicklicher, ich kann sagen recht trauriger“. „Diese holländischen Bauern haben es auf das peinlichste vermieden, sich irgendwie mit Negerinnen oder Farbigen überhaupt zu vermischen. Sie haben seit 50 Jahren strenge Inzucht getrieben — aber das Resultat ist auch darnach! Von den ersten Einwanderern sind nur noch wenige am Leben, so z. B. die treffliche Frau Tammingen<sup>1</sup>, das Urbild einer altholländischen Bauernfrau, oder der alte Van Brussel, einst ein großer Nimrod vor dem Herrn, der jetzt mit Vorliebe Schmetterlinge und Käfer fängt, Kolibris und andere buntschillernde Vögel ausstopft, die er, unter Glas und Rahmen geschmackvoll geordnet, zu guten Preisen verkauft. Beide Alten versicherten mir, ihr Leben lang hier in Surinam gerade so gearbeitet zu haben wie früher in Holland; das Klima sei, abgesehen von gelegentlichem Fieber, nicht so schlimm wie man glaube, oben an der Saramacca im Jahre 1843 sei es allerdings böse gewesen; hier bei der Stadt litten sie hauptsächlich durch den Regen, der ihre dem Urwald abgerungenen Weideplätze oft Wochen und Monate lang unter Wasser setze, das Gras sauer und ihr Vieh tot mache. Diese Leute haben ihre Lebensart nicht den Anforderungen der Tropen angepaßt: ihre Häuser sind holländische Bauernhäuser, in denen selbst die mit Bergen von Matratzen, Kissen und Pfühlen angefüllten Riesenbetten nicht fehlen, die allerdings selten benutzt werden, da selbst der konservativste, eigensinnigste holländische Bauer im Laufe der Jahre eingesehen hat, daß die lustige Hängematte sich doch besser für Guayana eignet als das aus der Heimat mitgebrachte ungeheuerliche Möbel.“ „Einen viel weniger energischen, sympathischen und einigermaßen lebensfrischen Eindruck“ machten auf ihren Beobachter die meist schon in Surinam geborenen Kinder dieser ersten Einwanderer. Unter den Männern sah er noch „einige ganz stramme

---

<sup>1</sup> Soll sein Tamminga, v. B.

Kerle, die ihr Vieh beaufsichtigten, Gemüsebau trieben und hin und wieder aus dem Wald mit einem starken Stück Wildpret heimkehrten, für das in der Stadt stets ein guter Preis gezahlt wird. Ganz anders die Frauen, meist die Waisen, Nichten oder frühere Schwägerinnen ihrer Gatten. Diese erschienen verwahrloht und ungesund. Meist mager und bleichsüchtig infolge häufiger Geburten, die nicht alle glücklich verlaufen, mit spärlichem Haarwuchs und schlechten Zähnen, boten sie das Bild einer degenerierenden Rasse.

„Noch viel schlimmer stand es mit den Kindern dieser Leute, also mit der zweiten oder dritten, in Guayana geborenen Generation. Manche derselben waren von einer geradezu an Kretinismus streifenden Stumpfheit der Sinne, Dummheit und Verlegenheit. Skrofulös, rachitisch, mit blöden, blinzelnden Augen, ohne besondere Laster, aber auch ohne jede gute Eigenschaft, bedauernswerte, aber durchaus unnütze und zwecklose, leider aber einmal vorhandene Wesen, boten sie den unanfechtbaren Beweis für meine früher an anderer Stelle ausgesprochene Behauptung: daß Europäer nicht imstande sind, in den Tropen eine gesunde und fortpflanzungsfähige Rasse zu erzeugen“<sup>1</sup>.

Dagegen ist Professor Joest überzeugt, „daß diese holländischen Bauern der zweiten Generation, wenn sie sich mit Negerinnen vermengt hätten, eine recht tüchtige und gesunde Mischrasse erzeugt haben würden“. Ob dieselbe sich gerade als ein Segen oder Vorteil für die Kolonie würde erwiesen haben, läßt er ausdrücklich dahingestellt bleiben.

Wenn man zusammenstellt, was aus verschiedenen Quellen über die Geschichte der holländischen Bauern ziffernmäßig bekannt geworden ist, dann ergibt sich das folgende Bild:

#### An der Saramacca<sup>2</sup>:

(3. August 1845 bis 31. Mai 1853.)

#### Angekommen:

bis 3. August 1845 . . . 370 Personen

„ 31. Juni 1850 . . . 27 „

Zusammen: 397 Personen

<sup>1</sup> Zeitschrift für Ethnologie 1885, S. 475 der Verh.

<sup>2</sup> Copyn in „West-Indië I, S. 256 ff.

## Bis 31. Mai 1853:

Geboren	Gestorben	Abgereift
69	243	169

Von den 169 Abgereiften verließen Surinam 41, ließen sich nieder bei Paramaribo 53, sonstwo in Surinam 75.

Die Stärke der Kolonie an der Saramacca betrug:

31. Mai 1846	. . .	170 Personen
31. „ 1847	. . .	176 „
31. „ 1848	. . .	184 „
31. „ 1849	. . .	187 „
31. „ 1850	. . .	123 „
31. „ 1851	. . .	121 „
31. „ 1852	. . .	94 „
31. „ 1853	. . .	54 „

Die 54 am 31. Mai 1853 Überbliebenen bestanden aus 28 Beamten (mit Inbegriff von Frauen und Kindern), 15 anwesenden Kolonisten (1 unverheirateter Mann, 1 unverheiratete Frau, 4 Witwen, 4 männliche und 5 weibliche Waisenfinder) und 11 mit Urlaub abwesenden Kolonisten, die schon an anderer Stelle in Surinam eine Existenz gefunden hatten.

## Bei Paramaribo:

1855	31. März	. . .	15 Familien <sup>1</sup>	
1855	1. Mai	. . .	73 Personen	(19 Männer, 8 Knaben, 38 Frauen und Kinder) <sup>2</sup> .
1862	. . .	236 Personen	—	Kinder
1863	. . .	185	„	— „
1864	. . .	221	„	— „
1865	. . .	204	„	— „
1866	. . .	156	„	446 „
1868	. . .	107	„	477 „
1869	. . .	111	„	407 „
1870	. . .	108	„	484 „
1871	. . .	125	„	373 „
1873	. . .	127	„	450 „
1874	. . .	144	„	518 „

<sup>1</sup> Halberstadt S. 122, Mitteilungen der Kolonisten selber.

<sup>2</sup> Copyn l. c.



1876	. . .	107 Personen	487 Kinder
1877	. . .	108 "	492 "
1878	. . .	107 "	473 "
1879	. . .	116 "	499 "
1880	. . .	112 "	545 "
1881	. . .	114 "	547 "
1882	. . .	115 "	531 "
1884	. . .	123 "	590 "
1885	. . .	116 "	586 "
1889	. . .	139 "	712 "
1890	. . .	143 "	646 "
1893	. . .	172 "	769 "
1894	. . .	172 "	789 "
1895	. . .	181 "	786 "
1897	. . .	192 "	876 "
1898	. . .	196 "	811 "
1900	. . .	206 "	1015 "
1901	. . .	209 "	1087 "
1902	. . .	218 "	956 "
1905	. . .	237 "	1045 "
1906	. . .	248 "	1013 "
1907	. . .	256 "	995 "
1908	. . .	270 "	962 "

Die Ziffern sind alle dem jährlich erscheinenden „Koloniaal Verslag“ (vor 1869—70 „Regeeringsverslag“) entlehnt worden. Ich hätte sie genau von Jahr zu Jahr verfolgen können, wählte jedoch nur diejenigen Zahlen aus, die eine vorwärts- oder rückwärtsgehende Bewegung markieren. Dann und wann findet eine derartige Bewegung im „Verslag“ einen Kommentar.

Auch erwähnte ich nicht die Zusammenlegung der Personenziffer aus Männern, Frauen, Knaben und Mädchen. Die 270 aus 1908 bestanden aus bzw. 63, 77, 58 und 72. Auffallend ist hier die größere Zahl der Personen weiblichen Geschlechts (149 gegen 121 Männer und Knaben).

Die Männer übertrafen die Frauen 1862—1867, 1876—1881, 1891—1901; die Knaben die Mädchen 1862—1872, 1874—1891.

Der heutige Überschuß der Frauen, der 1902 anfang, erklärt sich also aus dem Heranwachsen der Mädchen, die bereits 1892 den Knaben an Zahl überlegen waren.

Den zur Verfügung stehenden Ziffern, den Viehbestand betreffend, habe ich bloß die Rinderzahlen entnommen. 1908 besaßen die Bauern außerdem 80 Pferde, 3 Maulesel, 49 Esel und 62 Schweine.

Die Zahl der Schweine hat immer sehr geschwankt (z. B.: 1869 6, 1870 17, 1877 21, 1878 3, 1900 45, 1902 12, 1906 43); diejenige der Pferde nahm erst seit 1893 (16) mit nur winzigen Schwankungen ziemlich regelmäßig zu; die der Maulesel war niemals größer als 14 (1899); die Zahl der Esel (49 in 1908) ist seit dem Anwachsen des Pferdebestandes ungefähr stabil geblieben, indem es früher, als die Zahl der Pferde klein war, relativ viele Esel gab. Auch scheinen die Bauern durchgehend einige Schafe und Ziegen nebst etwas Gefieder besessen zu haben.

Den Bemerkungen im „Regeerings“- oder „Koloniaal-Verslag“ sei noch folgendes entlehnt:

Im Jahre 1854 wird von den fünf Bauernfamilien bei Paramaribo (im nächsten Jahre gab es deren schon fünfzehn) berichtet, daß sie vom Milch- und Gemüseverkauf in der Stadt lebten; vier nähmen zu an Wohlfahrt, eine sei faul und zur Feldarbeit untauglich.

1856: Es gebe unter ihnen, die an Wohlfahrt zunähmen.

1858: Die Wohlfahrt der Mehrheit wachse an; der Gouverneur habe keinen Grund mehr gesehen sie, wie bisher, kostenfrei im Besitze ihrer Ländereien zu lassen; fortan solle es Mietland oder gekauftes Eigentum sein. Aber dieses bedeutet nicht, daß den Kolonisten später keine Unterstützung mehr gegeben worden ist. Noch 1886 werden zinsfreie Vorschüsse (zum Betrage von 1950 fl.) erwähnt.

1859: Es gehe ihnen fortwährend gut.

1862: Von den 236 Personen seien 52 zu anderen Berufen übergegangen.

Offenbar hat dieser Prozeß sich weiter entwickelt. Bis 1868 nimmt die Zahl der Kolonisten rasch ab; 1865 wird gemeldet, daß 20 Kolonisten Surinam verlassen hätten (die Hälfte jedoch kehrte zurück) und 11 gestorben seien (gegen nur drei Geburten); von den für dieses Jahr erwähnten 204 Kolonisten (51 Männer, 41 Frauen, 60 Knaben und 52 Mädchen) waren bzw. 12, 9, 16 und 13 nicht im Landbau tätig; und 1867 wird ausdrücklich bestätigt, die 108 erwähnten Kolonisten seien wahrhafte „Bauern“; auch wird für dieses Jahr berichtet, die Fieberepidemie der drei vorigen Jahre habe aufgehört.

Man wird also den Rückgang dieser Jahre teilweise auf diese

Epidemie zurückführen müssen und teilweise auf den Umstand, daß viele Kolonisten die Bauernwirtschaft aufgegeben haben.

Über diese letzteren wird 1868 nähere Auskunft gegeben: Einige hätten es zu „ehrenvollen gesellschaftlichen Stellungen“ gebracht, andere seien in einen „weniger günstigen Zustand“ geraten.

1870 finden wir wiederum etwas über die eigentlichen Bauern: Einzelne ausgenommen gehe es ihnen gut; „ziemlich gut“ ist offenbar gemeint, denn der „Verslag“ fährt fort: „Einige“ befinden sich „in einem Stande der Wohlfahrt“.

1872: Daß unter der Zahl (124) der Bauern die „Eingeborenen“, mit denen sie sich verheiratet haben, nicht mit begriffen sind, wird ausdrücklich hervorgehoben. Ihre Gesundheit sei „ziemlich genügend und besser als in vorigen Jahren“; Landbau und Viehzucht zeigen „ziemlich günstige Ergebnisse“ auf.

1876 bringt eine bemerkenswerte Mitteilung: „Einige der europäischen Bauern, die den Landbau mehr als Großbetrieb ausüben und dazu einheimische Arbeiter verwenden, kommen vorwärts.“

Ähnliches (und noch etwas schärfer gesagt: „Inso weit die europäischen Bauern usw. . .“) war allerdings schon aus 1868 und wurde abermals über 1878 gemeldet.

In derselben Zeit ließ im Mutterlande die Regierung den Generalstaaten einen Gesetzentwurf zugehen zur Bildung eines „Immigrationsfonds“, der die Einwanderung freier Arbeiter nach Surinam bezweckte. Diesem Fonds verdankt die Kolonie ihre asiatischen Kulis und Kolonisten aus Vorderindien und Java.

In der Begründung liest man, weder für den kleinen noch für den großen Landbau sei von europäischer Kolonisation etwas zu erwarten; die Geschichte habe um den Preis von Tausenden von Menschenleben und Millionen Goldes gezeigt, daß es nicht möglich ist, die Tiefländer mit Bewohnern aus der gemäßigten Zone zu bevölkern, wenn dieselben sich durch Feldarbeit ernähren sollen. „Die aufgehobene Kolonisation in Groningen an der Saramacca füllt ein trauriges Blatt dieser Geschichte“. Der Europäer könne als verwaltender und führender Teil der Gesellschaft einen nützlichen Wirkungskreis in Surinam finden, aber zur Handarbeit brauche man die aus den tropischen Ländern stammenden Arbeiter, die sich später als Kolonisten niederlassen können.

Und der „Koloniaal Verslag“ über 1880 wiederholt diesen Passus (nebst den oben zitierten Ausführungen aus 1876 und 1878) und

fügt hinzu: es könne bei dieser Überzeugung der Regierung keineswegs gleichgültig sein, ob ein Teil der Bevölkerung Hollands durch Bodenschenkung nach Surinam gelockt werde, da die Möglichkeit groß sei, entweder enttäuscht und verarmt auf Kosten der Kolonie ins Mutterland zurückgeschickt zu werden, oder in Surinam eine kümmerliche Existenz zu fristen, sei es auch, daß nicht so viele sterben würden als an der Saramacca gestorben sind.

1886 ist wiederum von den Bauern bei Paramaribo die Rede: sie beteiligten sich am Landbau und an der Viehzucht, jedoch hätten sie sich mit einigen Kolonisten<sup>1</sup> aus Albina, sowie auch einzelne mit Farbigen vermischt; ihr Gesundheitszustand sei befriedigend; die Ausfichten der Kakaokultur hätten sich jedoch nicht gebessert und ihr Absatz von Gemüse und Erdfrüchten sei ungenügend infolge der großen Konkurrenz, die der kleine Landbau geschaffen habe; ebenfalls lasse die Drainierung zu wünschen übrig; die Viehzucht sei hauptsächlich ihr Existenzmittel.

1887 und 1890 sieht man aufs neue über die mangelhafte Drainierung und die dadurch verursachten Viehseuchen klagen.

Im „Berlag“ von 1892 sind plötzlich alle Aussprüche und Klagen der vorigen Jahre vergessen: der Gouverneur solle Data ermitteln und seine Meinung äußern über die Möglichkeit einer Kolonisation in größerem Maßstabe, „weil die . . . Kolonisten sich zu halten gewußt haben.“

Im selben Jahre wird in Surinam eine Untersuchungskommission ernannt, die zu ihren Mitgliedern auch drei holländische Bauern zählte.

Ihr Rapport ist 1896 erschienen.

In früheren „Berlagen“ war über die Immobilien der Kolonisten schon etwas berichtet worden.

Aus 1868 war gemeldet, einige Kolonisten hätten einen ziemlich hohen Grad des Wohlstandes erreicht; zusammen besäßen die Bauern 1132 ha in Eigentum und 8,5 in Pacht; 234 ha würden als Wiese, 85 als Bauland verwendet (Bananen, Erdfrüchte und Gemüse).

Die vorliegenden Ziffern (von denen die auf 1895 bezüglichen dem Rapporte von 1896, d. h. den persönlichen Mitteilungen der Kolonisten entnommen worden sind) ergeben folgendes Bild (in Hektaren):

<sup>1</sup> Siehe weiter unten über den Kolonisationsversuch des August Kappler.

	Eigentum	Pacht	Wiese	Bauiland
1868 . . .	1132	8,5	234	85
1873 . . .	720	?	?	?
1874 . . .	1048	11,5	215	64
1876 . . .	1031	?	238	63
1877 . . .	1132	8,5	234	85
1878 . . .	1228	?	221	41
1880 . . .	1228	?	221	41
1895 . . .	1461	8,1	?	?

Die Untersuchungskommission von 1892 bedauert in einer Fußnote, daß „nicht zu überwindende Schwierigkeiten sie daran verhindert hätte, genaue Data zu geben über den Wert des Viehbestandes und der Bauernhöfe, der sonstigen in Eigentum besessenen Immobilien und ihrer übrigen Besitzungen, sowie über die Ausdehnung des kultivierten Landes. Die drei Kolonistenmitglieder erwähnten jedoch, das sämtliche Vermögen könne auf 180 000 fl. taxiert werden, d. h. pro jede der 36 Bauernfamilien im Durchschnitt auf 5000 fl.; in Surinam gebe es keine bedürftigen niederländischen Bauern.

Die Kommission nennt es „eine merkwürdige Erscheinung“, daß die Besitzungen der Kolonisten sich rasch ausbreiten, daß jedes junge Paar in finanzieller Hinsicht beim Erlangen eines eignen Hofes nur wenig Mühe zu haben scheint, und daß die holländischen Kolonisten nicht, oder nur ausnahmsweise, zu Kreditinstituten (die Hypothekbank mit einbegriffen) ihre Zuflucht nähmen; wenn ein Bauernhof zeitlich belastet ist, so sei dies gewöhnlich durch Ankauf angrenzender Grundstücke oder durch Verbesserung und Ausbreitung von Gebäuden veranlaßt worden. Einige Fälle seien bekannt, daß Kolonisten in städtischem Boden Gelder angelegt hätten, z. B. Ankauf eines Grundstückes mit Gebäuden für 13 000 fl. von zwei Kolonisten für gemeinschaftliche Rechnung.

Wenn die oben dem „Kolonial Bericht“ entnommenen Ziffern zuverlässig sind, dann ist jedoch die Behauptung, die Besitzungen hätten sich rasch vermehrt, etwas optimistisch gefärbt: nahm ja 1868—1895 die Bevölkerung mit  $\pm 60$ , das Grundeigentum mit  $\pm 30\%$  zu; aber der Zuwachs des Viehbestandes, namentlich der Rinderherde, war allerdings stärker als die Bevölkerungsakkreszenz.

Der „Bericht“ 1909 gibt über die Bauern die letzten, oben erwähnten Auskünfte betreffend den Zustand ihrer Kolonie am 31. Dezember 1908. Seit diesem Jahre fehlt jede offizielle Nachricht; wenn

alle 270 Bauern nach Sylvesterabend 1908 ausgestorben wären, so hätten die seitdem erschienenen „Verslagen“ über dieselben nicht gründlicher schweigen können, als sie getan haben.

Dennoch verdanken wir dem „Verslag“ über 1908 noch eine wertvolle Beilage (M<sup>4</sup>), den augenblicklichen Stand der Bauernkolonie betreffend.

Sie hebt zuerst hervor, daß eine vollständige Übersicht von der Geschichte der Niederlassung bei Paramaribo, durch Mangel an schriftlichen Daten, wohl nicht mehr zu geben sei. Weder amtliche, noch private Stücke lehrten über diese für die Kolonie überaus wichtige Angelegenheit etwas, das für eine eventuelle Wiederholung oder Erweiterung des Versuchs von Nutzen sein könnte. „Durch diese Verschmämnis, hier auf manchem Gebiete begangen, ist viel nützliche, teuer erkaufte Erfahrung verloren gegangen. Wäre es nicht, daß die noch lebenden Kolonisten aus jenen Tagen uns Auskunft geben könnten, wie der im Anfange so jämmerlich mißlungene Kolonisationsversuch am Saramacca-Flusse schließlich dennoch als private Niederlassung in der Nähe der Hauptstadt noch ziemlich gelungen ist, so würde die erste und einzige Kolonisation in größerem Maßstabe von Niederländern in den Tropen als feldarbeitende Niederlassung der Vergessenheit anheimgefallen sein und nur noch aus dem, was daraus geworden ist, beurteilt werden können.“

Einer der alten, im Jahre 1845 angekommenen Kolonisten beschreibt hier seine persönlichen Erfahrungen. Bis 1853 sei er an der Saramacca geblieben, so daß er sich das dort erlebte Elend noch gut vorstellen könne: eine Schande für das damalige Gouvernement, ein Spiel mit Menschenleben, ein Wegwerfen von Geld. Auch bei Paramaribo sei im Anfang das Leben schwer gewesen. Die Grundstücke seien zu klein gewesen zum kleinen Landbau und zur Viehzucht, der Boden sei nahezu erschöpft und in Paramaribo kein genügender Absatz für die Produkte der Kolonisten (Milch, Eier, Gemüse, Erdfrüchte und dergl.) gewesen.

Erst nach der Sklavenemanzipation (1863) fingen bessere Zeiten an. Ausgedehntere Grundstücke (von 20 ha und mehr) kamen zur Verfügung der Kolonisten, zwar nicht eingedeicht, aber doch mit vielen höheren Stücken für Gartenbau und Ställe.

Auch begannen sie damals, anstatt Pächter, Eigentümer zu werden, und „ein Eigentümer tut immer mehr für sein Land als ein Mieter“. Die frei erklärten Neger strömten der Stadt zu, auf den Plantagen

zeigte sich Mangel an Arbeitskräften und daher eine durchaus ungenügende Produktion der täglichen Konsumartikel.

In jener Zeit habe der Absatz der Kolonisten in Paramaribo Hand über Hand zugenommen und sei der Grund ihres späteren Wohlstandes gelegt worden, „eines Wohlstandes, der zwar im Abnehmen begriffen ist, aber von dem sie noch lange werden zehren können“.

Nach 1890 hätten die Britisch-Indier ihnen eine scharfe Konkurrenz gemacht, welche jetzt so groß sei, „daß der Gartenbau der Bauern nicht mehr lohnt, so daß sie jetzt bloß auf die Viehzucht angewiesen sind“.

Wenn aber ihr sumpfiges Land nicht eingedeicht werde, so würden sie es auf die Dauer nicht aushalten können. Verbesserung des Viehbestandes sei jetzt ebenso unmöglich wie Anpflanzung von Stapelprodukten oder Obstbäumen. Und bis jetzt habe die Regierung für sie wahrlich nicht zu viel getan.

Der Gesundheitszustand der Bauern sei vom Anfange ihrer Niederlassung an im allgemeinen gut gewesen: sie hätten sich ja ausgekränkt und diesem Umstande sei es wohl zu verdanken, „denn auf hygienischem Gebiete hat sich das Gouvernement getreu jeder Belehrung und Hilfe enthalten. Wer einen Arzt brauchte, mußte ihn mit eigenem Fuhrwerk holen, und billig waren seine Besuche in der Regel nicht.

„Die Bauern haben alle persönlich Feldarbeit verrichten müssen, und wenn sie dabei nur die notwendige Fürsorge beobachteten, hat die Arbeit auch niemals ihrer Gesundheit geschadet. Schwere Arbeit unterm bloßen Himmel ist jedoch sehr ermattend und kann vom kräftigsten, gesündesten Nordeuropäer nur einige Jahre ertragen werden und dann auch nur, wenn er vermeidet, sich während der heißesten Stunden zu viel der Sonne auszusetzen. Die Feldarbeit mag dem europäischen Kolonisten zeitlich ein Mittel zur Erreichung eines gewissen Wohlstandsgrades sein, derartige Arbeit kann ihm auf die Dauer seinen täglichen Lebensbedarf nicht verschaffen.“

Daher sei in Surinam eine Feldarbeiterklasse niederländischer Herkunft nicht denkbar.

„Vermögen“ haben die Bauern nicht ansammeln können, aber nahezu alle haben es zu einer sorgenfreien Existenz gebracht.

Nettoeinkommen von 3000 fl. und höher habe es schon früher

nur selten gegeben, und sie seien zumal heutzutage selten: die jährlichen Einkommen bewegen sich zwischen 1000 fl. und 2000 fl.

Der Wert der Höfe und Ländereien sei schwer zu schätzen; sie würden fast nie verkauft und seien im allgemeinen wohl kaum verkaufbar, weil es in Surinam so wenig Bauern gebe. Doch habe die größte dieser häuerlichen Unternehmungen — der Signer teilte sie vor seinem Tode unter seine sechs Kinder — zweifelsohne schon einen Wert von 30 000 fl. gehabt. Und es gebe andere Höfe, die man für 10 000 fl. bis 15 000 fl. sich wohl nicht erkaufen könnte.

Gutes Weideland habe augenblicklich einen Wert von 250 fl. bis 300 fl. pro Hektar.

So weit der alte Kolonist.

Der „Kolonialaal Verslag“ fügt hinzu, daß man von den anderen Kolonisten ähnliches zu hören bekomme. Die Kolonialverwaltung sei bei ihnen nicht sehr populär, aber das Land sei ihnen lieb geworden.

Es bestätigt weiter, daß jetzt die Kolonisten fast ohne Ausnahme in der Rindviehzucht ihren Lebensunterhalt finden müssen. „Als Gärtner sind sie von den tropischen Kolonisten gänzlich verdrängt worden, und ihr Viehbestand könne nicht verbessert werden, solange die Wiesen nicht besser entwässert werden.“

„Auch als Viehbauern werden die Kolonisten auf die Dauer dem stets kräftiger werdenden Wettbewerb der unter günstigeren Verhältnissen und mit verbessertem Viehbestande arbeitenden Viehzüchter in der Kolonie nicht Widerstand leisten können, und wenn hier die Verwaltung nicht innerhalb weniger Jahre dadurch Hilfe bringt, daß sie die Wasserabfuhr der Gegend, wo die Kolonisten und ihre Nachkömmlinge ihren Wohnsitz haben, endgültig verbessert, so kann schon jetzt prophezeit werden, daß auch dieser bis heute ziemlich gut gelungene Kolonisationsversuch mit weißer Rasse im tropischen Lande schließlich noch ein trauriges Ende nehmen wird.“

Also lautet der Schlußsatz der betreffenden Beilage des „Kolonialaal Verslags“.

Es scheint mir fraglich, ob mit Recht in diesem Falle von einem ziemlich gut gelungenen Versuche weißer Kolonisation gesprochen werden darf.

Schon die oben angeführten Zeugnisse Dr. ten Rates und Dr. Joests aus den achtziger Jahren berechtigen zu diesem Zweifel, und derselbe wird durch ein mir brieflich zugegangenes Urteil eines Psychiaters und durch die nämliche Beilage des „Kolonialaal Verslags“



1908, aus der ich oben zitierte, verstärkt. Der Psychiater, der das heutige Surinam gut kennt, schrieb mir im vorigen Jahre, die Kolonisation der holländischen Bauern sei als „vollkommen mißlungen“ zu betrachten, die Überlebenden aus 1845 seien kräftig und gesund und lieferten den Beweis, daß der Europäer als Individuum in den Tropen gedeihen könne. „Die Nachkommenschaft, das zweite und das dritte Geschlecht, jedoch zeigt deutliche Spuren der Degenerierung. Die meisten derselben sind klein, schwächlich und anaemisch und illustrieren sehr deutlich die These, daß die weiße Rasse in den Tropen zugrunde gehen muß<sup>1</sup>.“

Und der „Koloniaal Verslag“ sagt buchstäblich folgendes:

„Die Kolonisten erreichen im allgemeinen ein ziemlich hohes Alter. Ihre Kinder haben die blasser Gesichtsfarbe der in den Tropen geborenen Weißen, sind im allgemeinen auch nicht so kräftig gebaut als die Eltern, aber physisch vollkommen imstande, sich durch Handarbeit zu ernähren.

„Von den folgenden Geschlechtern kann nicht viel Rühmliches gesagt werden. Kennzeichen der Entartung sind deutlich an denselben wahrzunehmen und die Großeltern gestehen, daß die Jüngern bedenklich im ‚Bernegern‘ begriffen sind. Heiraten unter Verwandten haben die Degeneration entschieden gefördert, aber auch der Einfluß des heißen und feuchten Klimas, das die Wirkung der Haut erschläfft, die Zirkulation des Blutes träge macht und die Nerven schwächt, trägt Schuld daran.

„Vermengung mit Eingeborenen fängt an häufiger zu geschehen, und nur in einer Familie hat sie noch nicht stattgefunden. Durch diese Blutmischung mag zwar die Eigentümlichkeit der Rasse verloren gehen, aber die Widerstandskraft der Kinder wird durch dieselbe sichtlich erhöht.“

Diese Blutmischung, von der im Jahre 1908 als von einer nicht

---

<sup>1</sup> Ebenfalls bestätigt dieses Schreiben die oben erwähnten Aussprüche des alten Kolonisten über den jetzigen Geldwert der von den Bauern besessenen Ländchen: „Einer der ältesten Kolonisten sagte mir einmal, als ich ihn fragte, wieviel seine Besitzungen nun wert seien: ‚Nun ja, ich kann sie natürlich nicht verkaufen, aber wenn ein Käufer käme, dann müßte ich doch 10 000 Gulden haben‘. Mich dünkt, derselbe Mann, der zweifelsohne sein ganzes Leben schwer gearbeitet und große Energie besessen hat, hätte es in Europa weiter bringen können.“

zu leugnenden Tatsache berichtet wird, ist um so auffallender, als noch Joesft das Gegenteil positiv behauptet hat<sup>1</sup> und ebenfalls eine Veröffentlichung aus 1896 dieselbe als eine verschwindende Ausnahme erscheinen läßt.

Ich meine den Rapport der Kommission, die 1892 von dem Surinamer Gouvernement ernannt wurde „zur Untersuchung und Benachrichtigung, ob Kolonisierung von Europäern, insbesondere von niederländischen Bauern, nach Surinam, auch vom kolonialen Gesichtspunkte, gewünscht sei, welchen Anforderungen genügt und welche Unterstützung verliehen werden solle“.

Die Kommission hat den Standpunkt eingenommen, daß diese Frage weder durch die Wissenschaft noch durch die Geschichte schon gemachter Versuche entschieden beantwortet werden kann und folgerichtig nur durch einen neuen Versuch. Nach ihr steht es fest, daß bisher nahezu alle Versuche vollkommen oder teilweise gescheitert sind und etliche Menschenleben gekostet haben. Daher sei die größte Sorgfalt geraten. „Kein massaler Transport also von niederländischen Arbeitern nach dieser Gegend, sondern ein sehr bescheidener und mit allen Vorfragen vorbereiteter und ausgeführter Versuch mit einer kleinen Zahl gesunder, kräftiger und arbeitsamer Bauernfamilien; ein Versuch nicht durch Privatpersonen, sondern durch den Staat.“ Der Versuch müsse mit zwanzig Familien gemacht werden. Sobald diese während z. B. eines Jahres den Landbaubetrieb ausgeübt hätten, und zwar bei guter Gesundheit, so könne eine zweite Zwanzig-Familiengruppe folgen, und so weiter.

Inwieweit man diesem Rapporte Folge geleistet hat, werde ich später zu erörtern haben. Hier sei nur erwähnt, daß die Kommission sich zu ihrer Schlußfolgerung berechtigt achtete durch die Anwesenheit der Bauern bei Paramaribo und insbesondere durch die drei rüstigen Figuren der in den vierziger Jahren eingewanderten Kolonisten, die sie unter ihre Mitglieder zählte.

Außerdem waren dem Rapporte statistische Tabellen (nebst Photo-

---

<sup>1</sup> Allerdings etwas zu positiv. Vor dem Besuche Joesfts berichtet der „Koloniaal Verslag“ 1886: „Einzelne Bauern haben sich mit der Kreolenrasse vermischt“. Hierbei ist zu bemerken, daß man in Surinam alle Leute, die weißes und Negerblut haben, „Kreolen“ nennt. „Kreolenarbeiter“ aber nennt man alle Arbeiter, die nicht Immigranten sind, also auch die Neger (nicht die Indianer, weil es im Landbau Indianer-Bohnarbeiter gar nicht gibt).

graphien), die holländischen Bauern betreffend, beigelegt.

Was lehren diese Tabellen?

Es läßt sich aus denselben folgendes schließen:

Am 31. Dezember 1895 gab es in Surinam 220 Überlebende und Nachkömmlinge von der Saramacca-Kolonisation.

Von diesen 220 waren Bauern 171.

Von diesen 171 waren in Surinam geboren 153, von denen 118 ohne irgendwelche Blutmischung und 14 aus Heiraten zwischen holländischen und deutschen Kolonisten<sup>1</sup>. Von 3 Kindern wird der Vater, von 1 Kinde die Mutter als Europäer bezeichnet, von 8 Kindern war die Mutter, von 5 Kindern der Vater „Eingeboren“, von 2 Kindern trägt die Mutter zwar einen holländischen Namen, doch wird sie nicht als Europäerin angedeutet. Bei höchstens 15 Kindern mag also eine, vielleicht schwache, Beimischung von „Creolen“blut stattgefunden haben.

Die 171 ergaben diese Altersgruppen:

	Frauen	Männer	Total
Etwa 70—60 Jahre (geb. 1825—35)	5	4	9
„ 59—50 „ ( „ 1836—45)	4	5	9
„ 49—40 „ ( „ 1846—55)	6	9	15
„ 39—30 „ ( „ 1856—65)	11	10	21
„ 29—20 „ ( „ 1866—75)	8	13	21
„ 19—15 „ ( „ 1876—80)	6	6	12
Unter 15 Jahren ( „ 1881—95)	44	40	84
	84	87	171

Dieses zeigt also ein etwas erfreulicheres Bild, als vor ungefähr zehn Jahren Dr. ten Kate erhalten hat.

Die Heiratsfrequenz war befriedigend: Von den 171 waren, mit Inbegriff der Verwitweten) 121 unverheiratet. Von diesen 121 waren 3 Männer älter als 55 und 5 Frauen älter als 45 Jahre, 46 Männer und 50 Frauen jünger als 20 Jahre. Nur 17 der 121 also konnten ihren ledigen Stand nicht durch hohes Alter oder Jugend entschuldigen.

Die ult. Dezember 1895 immerhin noch vorherrschende Inzucht wird bewiesen durch die Tatsache, daß von den damals in Ehe

<sup>1</sup> Größtenteils von der später zu erwähnenden Kolonie Kappler (wobei es jedoch auch Holländer gab).

lebenden Männern nur drei und von den damals verheirateten Frauen nur vier mit anderen als holländischen Kolonisten verheiratet waren. Im ganzen hat es unter den 171 29 Heiraten von Kolonisten mit Kolonisten und 12 Heiraten von Kolonisten mit anderen (w. o. 3 oder 4 mit „Eingeborenen“) gegeben. Unter den 171 befanden sich 4 uneheliche, aber legitimierte Kinder aus einer „eingeborenen“ Mutter (von demselben Vater).

Die Fruchtbarkeit der Heiraten (insoweit darauf aus den Tabellen, welche die gestorbenen Kinder nicht erwähnen, geschlossen werden kann) ist weniger befriedigend. Ich zählte (mit Inbegriff der unverheirateten Nicht-Kolonisten) ein erstes Geschlecht von 66, ein zweites Geschlecht von 78, ein drittes Geschlecht von 94.

Weiter erwähnen die Tabellen unter den Bauern-Kolonisten (schon gestorbene Erzeuger von im Jahre 1895 noch lebenden Personen mitgerechnet) 43 unvermischte<sup>1</sup> und 19 gemischte Heiraten; aus diesen 62 Heiraten fand ich 154 Kinder, das ist pro Heirat 2,48. Dieses Bild ist jedoch etwas zu ungünstig, weil in der Ziffer 62 drei kinderlose Heiraten aus 1894 und vier Ein-Kind-Heiraten aus 1893 ff. mitgerechnet sind. Läßt man diese freilich „noch nicht hoffnungslosen Fälle“ außer acht, so ergibt sich eine durchschnittliche Heiratsfruchtbarkeit von 2,72.

Seit 1895 hat sich die weiße bauerliche Bevölkerung bei Paramaribo ziemlich rasch vermehrt. Es wäre allerdings interessant zu wissen, inwieweit dies der fortgesetzten Blutmischung zu verdanken sei. Die statistischen Tabellen (mit ausführlichen Namenregistern), die dem Rapporte von 1896 beigelegt sind, bilden jedoch das letzte ausgearbeitete Material, das zur Verfügung steht. In den oben aus den späteren „Kolonial-Verlagen“ angeführten Ziffern liest man zwar die jährlichen Fortschritte, aber daraus erhellt über deren Ursachen nichts Genaues.

Wie soll nun das Schlußurteil über den Kolonisierungsversuch zuerst in Groningen und nachher bei Paramaribo lauten?

Daß die Groninger Kolonisation gänzlich fehlgeschlagen ist, bestreitet wohl keiner. Darf sie aber als Beweis der Unmöglichkeit solcher Kolonisation überhaupt gelten?

Im Jahre 1848 hat der „Gouvernements-Secretaris“ von Surinam, Dr. J. A. Visman, dazu vom Gouverneur beauftragt, die Nieder-

<sup>1</sup> d. h. Kolonist mit Kolonist.

lassung Groningen besucht. In seinem Rapporte<sup>1</sup> nennt er vier Ursachen des schon damals zu konstatierenden Rückganges: die mangelhafte Vorbereitung, die Verwaltung des führenden Pfarrers, die Entfernung zwischen Groningen und Paramaribo (dem Absatzmarkt) und die Unmöglichkeit für die Kolonisten, im Orte selbst die täglichen Haushaltbedürfnisse zu kaufen.

Und das Urteil Dr. Tydemans<sup>2</sup> ist wesentlich kein anderes.

Mit vollstem Rechte meines Erachtens hat dagegen Dr. A. C. Wesenhagen<sup>3</sup>, selber ein liebevoller Sohn Surinams, hervorgehoben, es sei nicht bewiesen, daß nur die genannten begangenen Fehler die Ursachen des Unterganges von Groningen gewesen sind. Zum Beweise wird von ihm „eine ausgezeichnet vorbereitete und dennoch völlig mißlungene“ Kolonisation im unmittelbaren Nachbarlande, Französisch-Guyana (Cayenne), angeführt. „Im Jahre 1823 — erzählt er — wurden verschiedene kräftige und gesunde Bauern aus dem Elsaß, „l'élite des paysans de la contrée“, nach ausgezeichnet eingerichteten Stellen in Cayenne transportiert, nahe am Flusse la Mana, einem Arm der Marowynne . . . Es war eine auswählte Niederlassung . . . sind ja die Ufer der Marowynne als gesund bekannt. Der Boden war im voraus von Negern urbar gemacht worden; es war für Kleidung, Nahrung, Hausrat usw. kein Geld gespart worden; für jede Familie hatte man 8000 Frcs. ausgegeben; die Ankunft fand statt in der günstigsten Jahreszeit. Und dennoch zeigte es sich nach zwei Jahren, daß die Überbleibenden dieser Musterkolonisation, die inzwischen nicht gestorben waren, durch Ermattung es nicht länger aushalten konnten und zu jeder weiteren Handarbeit unfähig waren; schließlich sind sie auf Staatskosten nach dem Elsaß zurückgeschickt worden.“

Nur zwei Methoden der weißen Kolonisation seien nach Wesenhagen praktisch durchführbar, doch keine von diesen in einigermaßen ausgedehntem Maßstabe:

<sup>1</sup> Paramaribo, J. C. Muller, 1848; S. 21, 24, 34 und 37.

<sup>2</sup> Halberstadt S. 116.

<sup>3</sup> „De middelen, door de Staten-Generaal aangegeven tot behoud der Kolonie Suriname, van meer naby beschouwd“, Rotterdam, Nygh en v. Ditmar 1886; S. 98 ff.

Dr. W., erst richterlicher Beamter in Surinam, später im Mutterlande, hat vieles über seine Heimat veröffentlicht. Das hier zitierte Buch ist das ausführlichste.

1. ein allmähliches Herüberziehen von weißen Ansiedlern, von Geschlecht auf Geschlecht, vom kalten ins warme, vom warmen ins wärmere, vom wärmern ins wärmste Land, bis endlich nach einigen Generationen die Tropen erreicht werden;

2. eine sporadische Niederlassung von größern oder kleinern Landbau-Kapitalisten, die persönlich die Bodenarbeit vermeiden sollen (die sogenannte „kleine“ Kolonisation).

Auch mich will es bedünken, daß die holländischen Pioniere weder in Groningen noch bei Paramaribo die verlangte Probe aufs Exempel geliefert haben.

Allzuoft wird außer acht gelassen, daß der Versuch bei Paramaribo gemacht wurde von denjenigen der alten Einwanderer, die der schrecklichen Epidemie mit gutem Erfolge Widerstand geleistet hatten, also von besonders kräftigen Individuen, die nicht als Norm gelten können.

Und was hat diese ausgewählte Schar energischer Personen erreicht? Einen mäßigen Wohlstand, der heutzutage im Rückgange begriffen ist, und eine Verkümmern der Rasse, der, wie es scheint, nur durch Beimischung von reinem oder gemengtem Negerblute, das heißt durch Rettung der Individuen mittels Vernichtung der Rasse, abgeholfen werden kann.

Man darf diesen Leuten die Ehrfurcht nicht verweigern, die sie verdienen. Aber ihre einstimmige Behauptung, von der gemeldet wird, daß sie den Beweis erbracht hätten: weiße Bauernansiedlung in den Tropen sei ausführbar, entbehrt jeder argumentierenden Kraft.

### **Sonstige Geschichte weißer Ansiedlung in Surinam.<sup>1</sup>**

Ohne den Anspruch auf absolute Vollständigkeit sei noch in Kürze die sonstige Geschichte weißer Ansiedlung in Niederländisch-Guyana erzählt.

Schon  $\pm$  1635 soll es in Surinam etwa 60 Engländer gegeben haben, die den Holzhandel trieben; später scheinen dieselben die Kolonie wieder verlassen zu haben.

Im Jahre 1650 ergriff Lord Willoughby, Earl of Parham, Besitz vom Lande. Am Surinamflusse gründete er eine Kolonie, den Ursprung der jetzigen, und schon bald kam der auf Sklavenarbeit be-

<sup>1</sup> Siehe insbesondere Pyttersen, Wolbers, Thomson l. l. c. c. und Van Breen in „Bragen des Tyds“, 1897 I.

ruhende Plantagenbau zur Blüte, denn als siebenzehn Jahre später die Holländer die Kolonie eroberten, war die inzwischen mit aus Cayenne geflüchteten Juden vermehrte Bevölkerung schon imstande, einen Kriegstribut von 400 000 fl. zu zahlen.

Nach Erwähnung verschiedener Versuche in den Nachbarcolonien resumiert Van Breen: nur jene Colonien, wo eine genügende Anzahl Sklaven zur Verfügung gestanden habe, seien zu einer gewissen Blüte gediehen, „indem von allen Versuchen, wo die Kolonisten selber den Boden zu bearbeiten probierten, nach relativ kurzer Zeit nichts übrig geblieben war.“

In der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, 1680, war Cornelis van Sommelsdyck mit der West-Indischen Compagnie und der Stadt Amsterdam Eigentümer von Surinam und „Gouverneur-Generaal“ der Kolonie. Seine drei Schwestern gehörten der religiös-sozialistischen Sekte der Labadisten an, mit welcher auch er sympathisierte, und die nach seinem Räte bald die Gelegenheit ergriff, ins heidnische Land das Evangelium zu bringen.

Dieser Versuch zeigt einige merkwürdige Züge der Verwandtschaft mit der Saramacca-Kolonisation im Jahre 1845. Auch hier wurden einige Brüder aus der Gemeinschaft vorausgeschickt, um das Land zu untersuchen: aber einstimmigen Rat haben sie den Zurückgebliebenen (die auf dem Thetinga oder Waltha-Schlosse zu Wieuwerd in Friesland sesshaft waren) nicht gegeben. Dort glaubte man aber am liebsten den Optimisten unter den Ratgebern, und 1684 reiste die erste Kolonistengruppe aus Wieuwerd ab, zu welcher sich auch eine der Schwestern des Gouverneurs, Lucia, gesellte, die den Zurückbleibenden voll Mut zurief: Der Herr ruft uns zu großen Dingen und Er gibt uns auch ein großes Herz dazu. Dem Räte des Gouverneurs zuwider blieben die Brüder jedoch nicht in der Nähe der Befestigungen Paramaribos, sondern legten in vierzigstündiger Entfernung eine Plantage an: „Die Vorsehung“. Im Anfang schien es ihnen zu gelingen im schönen Lande, und hoffnungsvoll lauteten die Briefe nach Friesland. Aber bald kam die erste Enttäuschung: trotz ihrer Lehre sahen sie sich gezwungen, für die schwere Arbeit Sklaven zu verwenden, und zwar unter strengster Disziplin, indem diese Neger sich dem Evangelium durchaus unzugänglich zeigten. Andere Enttäuschungen kamen hinzu: der Boden lohnte die Arbeit nicht, die freien Indianer der Nachbarschaft ließen ihnen durch stete Anfälle keine Ruhe; Krank-

heit und Tod fingen zu herrschen an und die brüderliche Harmonie verschwand von der Plantage.

Dann trifft das zweite Schiff, nach langer, banger Reise, von Kapern geentert und geplündert, in Surinam ein. Es findet ein Hospital voller Zwietracht.

Bald kehrten viele Labadisten nach Europa zurück, andere fanden in Surinam ihr Grab; die Kolonie ist vollständig zugrunde gegangen<sup>1</sup>.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat man es aufs neue mit weißer Ansiedlung probiert, mit Bauern aus der Pfalz und aus Basel. Die Pfälzer sollen nicht alle „echte“ Bauern gewesen sein; sogar soll sich unter ihnen ein Kirmesreisender befunden haben, der sich um Surinam mit dem Marionettenspiel verdient gemacht hat! Das Fieber hat sie hinweggerafft, soweit sie nicht von den „Wegläufern“ (den Buschnegern), gegen die sie sich beständig zu wehren hatten, ermordet worden sind. Nach Van Breen waren 1751 nicht mehr als sieben Männer und vier Frauen übrig von 87 Personen, die 1749 angekommen waren.

Im Jahre 1756 scheiterte abermals ein Versuch, am Oranjepad gegen die weggelaufenen Neger eine Barrikade zu errichten in der Form einer weißen Ansiedlung unter Leitung eines deutschen Barons von Bülow.

Die „Wegläufer“ haben den Sieg davongetragen. Als Versuch „europäischer Kolonisation“ war überdies diese Niederlassung, die mit zahlreichen Sklaven versehen war, allerdings kaum zu betrachten.

Auch aus dem neunzehnten Jahrhundert ist neben der holländischen Kolonisation an der Saramacca und bei Paramaribo etwas zu berichten.

Hier tritt der Name des verdienstvollen Deutschen August Kappler hervor<sup>2</sup>, der als Soldat nach Surinam gekommen, nachher als Naturalienjammeler die Kolonie bereist und später als Holzhändler sich daselbst ein mäßiges Vermögen erworben hat. Im Jahre 1853

<sup>1</sup> Vgl. J. Septema, „Wieuwerd en zyn historie“, Heerenveen, 1903.

<sup>2</sup> Siehe sein Hauptwerk: „Holländisch-Guyana. Erlebnisse und Erfahrungen während eines 43 jährigen Aufenthalts in der Kolonie Surinam“; Stuttgart, W. Kohlhammer, 1881.



und in den folgenden Jahren hat er an der Marowynne, wo noch das Dorf Albina den Namen seiner Frau trägt, mit Holzhackern aus Württemberg eine weiße Niederlassung gründen wollen. 1853, 1854 und 1855 sind successive 15, 20 und 16 Württemberger nebst zwei holländischen Fischerfamilien aus Egmond (Nord-Holland) in Albina eingetroffen. Die Kolonisten vertrugen sich aber schlecht miteinander; auch sind sie, obschon im allgemeinen ihr Gesundheitszustand von Sachverständigen (von einer deutschen Untersuchungskommission, die 1855 Albina besuchte<sup>1</sup>) gerühmt worden ist, von einer heftigen Fieber-epidemie getroffen worden. Dieselbe veranlaßte den Gouverneur einen Arzt, Dr. Dumontier, nach Albina zu senden. Der Rapport Dumontiers, den ten Kate<sup>2</sup> gelesen hat, enthielt u. a. folgendes: „Diese Kolonisation besteht nun fast drei Jahre und kann nicht nur sich selber aus eigenem Busen noch nicht ernähren, sondern sogar noch nicht genügend ihre Bedürfnisse an Pflanzennahrung befriedigen. . . . Unter solchen Umständen kommt keine Kolonisation zustande.“ Bald nachher sind denn auch die Arbeiter von Kappler verabschiedet worden. Einige ihrer, auch einer der holländischen Fischer, haben sich den holländischen Bauern von Paramaribo angeschlossen.

Im Jahre 1896 hat der letzte Versuch stattgefunden. Im Februar dieses Jahres trafen ganz unerwartet und auch selbst gänzlich unvorbereitet 18 Deutsche (10 Männer, 2 Frauen und 6 Kinder) in Paramaribo ein, fest entschlossen zur persönlichen Feldarbeit. Sie waren im Besitze guter Zeugnisse und machten einen energischen und physisch kräftigen Eindruck. Trotzdem der damalige Gouverneur, Dr. Tondens, mit Hinweis auf die drohende Malaria-gefahr ihnen ernstlich ihren Plan abriet, sich im Oberland niederzulassen, haben sie dennoch daran festgehalten: waren sie doch Vegetarianer! Dann hat das Gouvernement ihnen alle mögliche Hilfe geleistet, aber kaum war ein Monat seit dem Zeitpunkte ihrer Niederlassung verflossen, als zwei starben, andere schwer erkrankten und alle nach Paramaribo ins Hospital transportiert worden sind.

Die niederländische Regierung hat durch dieses Ereignis sich damals veranlaßt gesehen, gegen dergleichen Versuche durch Privatpersonen öffentlich zu warnen.

<sup>1</sup> Siehe Byttersen S. 39 ff.

<sup>2</sup> „De Gids“, 1888 III S. 210 ff.

Noch im vorigen Jahre (1911) bekannte sich der Gouverneur Surinams Dr. Fock zur selben Meinung. Ein in Berlin wohnhafter Deutscher habe (nach dem Surinamer Blatte „De West“ vom 5. September 1911) die niederländische Regierung gefragt, unter welchen Bedingungen Kolonisation deutscher Bauern in Surinam bewilligt werden könnte; wenn nur ihm und seiner Familie freie Reise gewährt würde, sei er bereit, sich für eigene Rechnung in Surinam niederzulassen; bald würde, falls Boden und Klima sich geeignet zeigten, ein Strom deutscher Kolonisten folgen. Ihm sei vom deutschen Konsul in Paramaribo, im Namen des Gouverneurs, geantwortet worden, daß von der bezweckten Kolonisation abgeraten werden müsse, so hoch man auch deutsche Kolonisten schätze. Das Fehlschlagen früherer Kolonisationsversuche beschränke die von der holländischen Regierung zu erwartende Hilfe auf Verschaffung unbebauten Grundes; freie Reise werde nicht gewährt. Es liegt auf der Hand, fügt das Blatt, das die von der Regierung angenommene Haltung bedauert und die Unmöglichkeit einer Kolonisation europäischen Bauernstandes unbewiesen achtet, hinzu, daß der Anfrager keine Lust hatte, unter diesen Bedingungen seinen Kolonisationsversuch zu machen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß vor etwa zehn Jahren die vom deutschen Aspirant-Kolonisten empfangene Antwort etwas anders gelautet hätte.

Der Rapport der schon genannten Kommission aus 1892 empfahl einen erneuten Versuch, zwar nicht durch Privatpersonen, sondern durch das Surinamer Gouvernement selbst.

In den nämlichen Jahren hatte das Mitglied der Zweiten Kammer Hollands, Pyttersen, die europäische Kolonisation in Surinam, wie es früher u. a. Copen und Kappler getan, aufs entschiedenste und mit fast tropischer Wärme befürwortet.

Und am ominösen Datum, 12. Juli, als genau vor sechzig Jahren das dritte Immigrantenschiff vor Voorzorg an der Saramacca ankerte, ließ im Jahre 1905 der Gouverneur Vely den Surinamer Kolonialstaaten einen Entwurf zugehen, „die Kolonisation niederländischer Bauernfamilien betreffend“. Die Begründung dieser Vorlage gesteht, daß die „strahlende Gesundheit“ verschiedener jetzt noch lebenden Kolonisten aus 1843, 1845 und 1848 und die „relative Wohlfahrt vieler und ihrer Nachkömmlinge“ zwar nicht als hinreichender Beweis gelten könne, aber dennoch „ins Gewicht falle“, wie auch „die einstimmige Meinung der hier sesshaften Kolonisten, Landbau durch

niederländische Bauern sei in Surinam, wenn nur in verständiger Weise getrieben, sehr gut möglich“. Mit Hinweis auf den Rapport der Kommission aus 1892, mit dem der Gouverneur sich einverstanden erklärt, wird dann ein Plan entwickelt zur Aussendung von fünfzig Familien und zum Baue einer Wohnung mit 2 ha baufähigen Bodens für jede Familie; freie Reise würde ihnen gewährt werden sowie auch Lebensunterhalt, solange sie sich selbst noch nicht ernähren könnten; während der ersten Jahre würden Vieh, Samen, Geräte und Arbeitslöhne ihnen als zinsfreies Darlehen verschafft werden. Die sämtlichen Ausgaben für die fünfzig Familien wurden auf 300 000 fl. taxiert. Man würde anfangen mit fünf Familien pro Jahr, und später, nach gutem Erfolg, jedes Jahr zehn Familien nach Surinam senden.

Die Antwort der Kolonialstaaten in ihrem „Vorläufigen Rapport“ ließ nicht erkennen, ob sich schließlich eine Mehrheit zugunsten des Entwurfes ergeben würde. Es gab Mitglieder, die mit dem Gouverneur für einen erneuten Versuch europäischer Kolonisation sich ins Zeug legten, neben Gegnern, die der Meinung waren, die Geschichte habe zur Genüge bewiesen, daß europäische Tropenkolonisation immer einen ungünstigen Verlauf gehabt; England, die größte Kolonialmacht, habe eine solche Kolonisation nie angestrebt und die jüngsten Erfahrungen Venezuelas, wo Deutsche und Italiener, zuletzt noch die Freilandgemeinde, Kolonisierungsversuche gemacht, hätten abermals die Unfähigkeit der Europäer für den tropischen Landbau bewiesen. Dazu mahne noch die finanzielle Lage Surinams zur Vorsicht, indem „der schwere Kampf ums Dasein“, dem die Bauern durch den Wettbewerb namentlich von Seiten der Britisch-Indischen Kolonisten ausgesetzt seien, die Resultate neuer Kolonisation zweifelhaft mache.

Der Nachfolger Velys, der vormalige Kolonialminister Jdenburg (jetzt, 1912, Gouverneurgeneral von Niederländisch-Ost-Indien), hat den Entwurf seines Vorgängers zwar nicht zurückgenommen aber doch derweise geändert, daß es einer Entmannung gleich stand. Über die zwei Argumente der Gegner äußerte er sich in seiner schriftlichen Antwort folgendermaßen: „Das erste Bedenken, das vielleicht nicht unbegründet ist, jedenfalls nicht gänzlich widerlegt werden kann, ist die Unsicherheit, ob Mitteleuropäer im Tropenlande niedriger Lage regelmäßige Feldarbeit verrichten können. Das zweite steht im Zusammenhang mit der finanziellen Last, die der Versuch . . . mitbringen wird, und die unter den heutigen finanziellen Umständen nicht verantwortet

werden kann. Mit diesem zweiten Bedenken ist der Unterzeichnete ganz einverstanden“. Er wolle daher die in der Begründung entwickelten Pläne nicht zur Ausführung bringen.

Nach ihm könne augenblicklich nur erwogen werden, ob ein derartiger Kolonisationsversuch nicht möglich sei ohne nennenswerten Druck auf das Budget. Und dieses sei möglich, falls nur die Regierung sich beschränke auf den Wohnungsbau und auf das Baufähigmachen der zwei Hektar. Keine freie Reise, kein freier Unterhalt während der ersten Zeit, keine zinsfreien Darlehen also!

Nach dieser Regierungsantwort ist die Frage der holländischen Bauernbesiedlung in der Küstenebene Surinams fester eingeschlagen als je zuvor.

Der Nachfolger Jdenburgs, Dr. Fock, ebenfalls vormaliger Kolonialminister (der als Gouverneur von Surinam 1911 vom Kontreadmiral a. D. van Asbeck ersetzt worden ist) hat, wie oben gesehen wurde, mit Portugiesen von Madeira kolonisieren wollen. Und als im „Vorläufigen Rapport“ der Kolonialstaaten über seine Vorlage abermals von verschiedenen Mitgliedern, abgesehen von den finanziellen Beschwerden, eine Kolonisation mit Holländern befürwortet worden war (einige Familien pro Jahr würden ja nicht viel kosten, das holländische Element werde verstärkt und frisches Blut werde den übrig gebliebenen holländischen Kolonisten zugeführt, „was auch in ihrem Interesse durchaus erwünscht sei!“), hat der Gouverneur mit einer schroffen Verneinung geantwortet: „Die Resultate, die die sogenannten holländischen Bauern bisher aufweisen können, sind nicht der Art, daß man sich darauf nachdrücklich berufen kann. Auch hat man nie etwas gespürt von einem freiwilligen Zuge nach Surinam von holländischen Bauern, die dazu durch das gegebene Beispiel angelockt worden sind“. Der Gouverneur sei überzeugt, daß persönliche Feldarbeit verrichtende Kolonisten am Orte ihrer Niederlassung nahezu dasselbe Klima antreffen müssen, an welches sie im Geburtslande gewohnt sind. Von den Versuchen in den Tropen könne bisher nur gesagt werden, daß sie Kapitale und Menschenleben verschlungen hätten. England habe in seinen tropischen Besitzungen nimmer große Kolonisationsversuche gemacht; eine vom Staate versuchte Kolonisation mit Engländern auf der Nordküste Australiens sei völlig mißlungen. Und alle namhaften Tropenhygieniker seien einstimmig der Meinung, daß insbesondere der Mitteleuropäer zur Selbstbearbeitung des tropischen Bodens nicht geeignet sei.

## II. Curaçao.

### Allgemeine Übersicht.

Die Kolonie Curaçao besteht aus sechs Inseln: der Hauptinsel Curaçao, Aruba und Bonaire, „de benedenwindsche eilanden“, nebst den kleineren Inseln St. Eustatius, Saba und einem Teile St. Martins (der andere Teil ist französisch), „de bovenwindsche eilanden“. Die Benennung: unterhalb und oberhalb des Windes rührt her von dem in West-Indien vorherrschenden Nord-Ost-Passat; liegen ja St. Eustatius, Saba und St. Martin nordöstlich von der Hauptinsel Curaçao.

Nach dem „Koloniaal Verslag“ 1911 belief sich die Bevölkerung der ganzen Kolonie am 1. Januar 1911 auf 55 422 Personen und zwar hatte Curaçao 32 585, Aruba 9357, Bonaire 6383, St. Eustatius 1325, Saba 2387 und St. Martin (niederländischer Teil) 3385 Einwohner.

Die Einwohnerzahl ist also fast um die Hälfte kleiner als die Surinams.

Von diesen Einwohnern sind weniger als 2000 außerhalb der Kolonie geboren. Schon dieses zeigt, daß die für Surinam so überaus wichtige Frage der überseeischen Einwanderung für Curaçao tatsächlich nicht besteht. Daher zeigt auch die Frage der weißen Ansiedlung hier ein ganz anderes Bild. Mit den heutigen Lebensproblemen der Kolonie (wie z. B. die Zukunft des Hafens Willemstad, der Hauptstadt der Kolonie und der Residenz des Gouverneurs, nach der Eröffnung des Panamakanals) ist sie in keiner Weise verknüpft.

Vieles von dem, was von Surinam in allgemeiner Beziehung gesagt worden ist, mag wohl auch für Curaçao gelten.

Auch hier ist jedermann, der nicht einem fremden Staate als Untertan angehört, „Niederländer“. Eine Massenstatistik gibt es nicht.

Von den Inseln „unter dem Winde“ läßt sich, sehr im allgemeinen, sagen, daß es auf Curaçao vielleicht gar keine Neger von reiner Rasse mehr gibt, weil dort die Mischung mit Juden und Holländern in stärkstem Maße stattgefunden hat, sowohl durch Ehe als in unregelmäßigen Verbindungen, obschon aus den Ehen der oberen Gesellschaftsschichten (wie ebenfalls von den Surinamer Juden berichtet wurde) gefährdetes und Negerblut sorgfältig gewehrt worden sein soll; daß man die reinen Neger vorwiegend auf Bonaire zu suchen

hat (die Insel war ehemals eine Sklavenplantage des Gouvernements, Teenstra<sup>1</sup> spricht sogar von einer formellen „Sklavenzucht“, die hier von der Regierung getrieben wurde), während die Bevölkerung Arubas viele Zeichen der Abstammung aus den Indianern, den ursprünglichen, aber sonst in der Kolonie wohl gänzlich verschwundenen<sup>2</sup> Einwohnern der Antillen, aufweist.

Die Weißen gehören im allgemeinen den oberen Gesellschaftsschichten, teilweise wohl auch dem kleinen Mittelstande (als Handwerker, aber nicht als Feldarbeiter) an.

Auf Saba und in einem der Dörfer St. Martins gibt es jedoch, wie wir weiter unten sehen werden, eine, seit Jahrhunderten dort sesshafte, weiße Bevölkerung, die gewissermaßen eine Ausnahme bildet auf die Regel, daß der Weiße in den Tropen nicht unterm freien Himmel arbeitet.

Es gibt also in der Kolonie allerdings weiße Familien, die Generationen und Jahrhunderte hindurch dort sesshaft waren, ohne sich mit Negern, Mulatten und sonstigen Kreuzungsprodukten zu vermischen: Kaufleute (Curaçao war immer, anders als Surinam, vorwiegend eine Handelskolonie) und Pflanzer.

Von der weißen Bevölkerung der Hauptinsel Curaçao findet man bei Teenstra, der die Kolonie zweimal, 1828 und 1829 und abermals 1833 und 1834, besucht hat, die nachstehende Skizze:

„Zumal die weiße Bevölkerung Curaçaos besteht aus vielen Nationen; doch findet man hier mehr weiße Eingeborene als in Surinam.“ Diese eingeborenen Weißen (Kreolen<sup>3</sup>) seien in körperlichen Eigenschaften einförmiger als die Ausländer; sie seien im allgemeinen, die Männer sowie die Frauen, von langer, schlanker Gestalt, deren Größe besonders durch die außerordentliche Länge der Hüften und Beine verursacht werde.

„Die Damen, die nahezu sämtlich im Lande geboren sind, sind meist alle von langer und magerer Gestalt, dünn und schmal, ohne

<sup>1</sup> „De Nederlandsche West-Indische Eilanden“ II, S. 189; Amsterdam, Sulpke, 1837.

<sup>2</sup> Nach Teenstra (I S. 171) gab es auf Curaçao 1795 noch drei Indianer, altersschwache Leute, die legten ihrer Rasse.

<sup>3</sup> Er gebraucht das Wort offenbar nicht in der surinamischen Bedeutung von Mischling, sondern in der üblichen: in den Tropen geborene Weiße.

Busen und blaßgelb von einer Farbe wie die eines Kranken; doch haben sie schönes Haar und helle, feurige, blaue Augen.“

Es werde von den weißen Eingeborenen (die nach Teensstra damals sehr starrköpfig und etwas meuterisch waren) viel Wert darauf gelegt, beweisen zu können, daß sie von seiten der Mutter (von seiten des Vaters seien sie meist alle ursprüngliche Weiße gewesen) von den Indianern und nicht von den Holländern abstammen, „wie man denn auch wirklich viele Familien auf Curaçao findet. Doch scheint die mehr als mittelmäßige Länge der meisten Kreolen mit dieser unterstellten Abstammung zu streiten, denn die Farbigen Arubas, von denen noch indianische Mütter leben, haben einen gänzlich mit den Indianern übereinstimmenden Körperbau, durch den sie, zumal durch die breite Brust und die kurzen Hüften, von anderen Volksstämmen zu unterscheiden sind.“

Ob es ursprünglich in den heutigen „Weißen“ etwas Indianerblut gegeben hat, mag jetzt dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat seit vielen Generationen keine neue Beimischung dieser Art stattgefunden, so daß schon seit lange das weiße Blut wieder die Überhand gewonnen haben muß.

Zeigen nun diese heutigen Weißen, die curaçaoischen (portugiesischen) Juden mit einbegriffen, Spuren der Degenerierung?

Eine bestimmte Antwort auf diese Frage ist wohl nicht zu geben. Daß es unter ihnen zahlreiche völlig gesunde, fortpflanzungsfähige Personen gibt, kann nach Kennern der Kolonie gar nicht bezweifelt werden. Dagegen wird auch eine gewisse Nervosität der curaçaoischen Weißen behauptet, sowie auch Fälle des Idiotismus in etwas zu frequentem Grade. Genaue Untersuchungen nach der heutigen Sachlage sind, nach meinem Wissen, nie geschehen. Leicht würden sie eben nicht zu veranstalten sein.

Wie dem aber sei, auch das günstigste Ergebnis<sup>1</sup> in betreff der

---

<sup>1</sup> Siehe das überaus günstige Urteil von Albertine Lens in der Monatschrift „Vragen van den Dag“, November 1911.

Brieflich wurden mir von ganz zuverlässiger Seite Namen mitgeteilt von weißen Familien, die schon im siebzehnten Jahrhundert in der Kolonie sesshaft waren. Man findet einen dieser Namen (die Familie soll norwegischer Herkunft sein) auch bei Teensstra (II S. 189) als den des damaligen Kommandanten der Insel Bonaire, „der sieben anmutige Töchter hat, von denen die kleinste nicht weniger als sechs Fuß lang ist, weshalb man dieselben auf Curaçao das Siebenfüßer Bonaire nennt“.



geistigen und körperlichen Eigenschaften der weißen Kaufmanns- und Pflanznerfamilien Curaçaos würde ohne irgendwelche Bedeutung sein für die Frage, ob es außerhalb der liberalen Berufe, der Leitung und Beaufsichtigung der wirtschaftlichen Arbeit, für die weiße Rasse in den Tropen eine Zukunft geben könne.

Denn außerhalb dieser liberalen Berufe haben sich diese Weißen eben nie begeben.

### Saba und Simpsons-Bay.

Die Geschichte Sabas, sowie auch der sonstigen niederländischen Antillen, ist vom ehemaligen „Gouvernements-Secretaris“ von Curaçao, Herrn J. H. J. Hamelberg<sup>1</sup> geschrieben worden, leider nur teilweise, durch Mangel an Geld bei dem „Curaçaosche Genootschap“, das die Ausgabe übernommen hatte. Aus seinem Buche und ebenfalls aus brieflichen Mitteilungen seiner Hand ist vieles des Nachstehenden entnommen worden.

Am 10. November 1493 hat Columbus auf seiner zweiten Reise St. Martin entdeckt (das dem Heiligen dieses Datums, St. Martin de Tours, seinen Namen verdankt) und wahrscheinlich noch im selben Jahre Saba und St. Eustatius.

Die Berührungen der Holländer mit diesen Inseln lassen sich auf 1630—1640 zurückführen. Im Jahre 1632 sandten die Blissinger Kaufleute C. und A. Vampsin dreihundert Kolonisten aus der Provinz Zeeland nach Tobago (damals Neu-Walcheren) und wahrscheinlich zog noch im selben Jahre ein Teil dieser Kolonisten nach St. Eustatius und Saba. Ungefähr 1640 kamen aufs neue Holländer von St. Eustatius nach Saba herüber. Auch hat es dort schon früh andere Europäer gegeben. Als die Insel 1665 von den Engländern genommen wurde, gab es dort 87 Holländer, 54 Engländer, Irländer und Schotten nebst 85 Negern und Indianern.

Hamelberg ist der Meinung, daß schon bald die Mehrheit der Einwohner britischer Herkunft gewesen. Schon 1705 fand er neben echten holländischen (dem kleineren Teil) viele verstümmelte britische Namen, unter denen bestimmt schottische und auch irische vorkommen. Auch die Tatsache, daß es schon früh englische Pastoren auf Saba gegeben hat — schreibt er mir — indem der holländische Pastor von

<sup>1</sup> „De Nederlanders op de West-Indische eilanden“, Amsterdam, J. H. de Buijn, 1903.



St. Eustatius nur dann und wann die Insel besuchte und sich dann so wenig für die Familiennamen interessierte, daß er z. B. ins Taufregister einschrieb: „auf Saba getauft 41 Kinder“, ohne Erwähnung der Namen, weist dahin, daß es auf Saba nur wenige Holländer gab. Ob nun die Britten aus Schottland, England oder Irland stammten, ist nach ihm schwer festzustellen.

Der heutige römisch-katholische Pfarrer Sabas, Herr Dahlhaus, ist nach einem mir von ihm zugegangenen Briefe der Meinung, daß die Sabaner von Schotten abstammen, die unter Karl II. wegen ihres puritanischen Glaubens aus Schottland vertrieben wurden. Die irische Abkunft dünkt ihm sehr unwahrscheinlich, weil aus dem kirchlichen Archiv erhellt, daß es auf Saba im Jahre 1826 noch gar keine Katholiken gab. „Wären die Irländer die ersten Bewohner Sabas gewesen, so hätte man zweifelsohne noch 1826 Katholiken oder Zeichen des katholischen Kultus auf Saba finden müssen. Der Irländer verleugnet ja seine Religion nicht“. Auch scheint ihm der Charakter der Sabaner gänzlich von dem irischen verschieden zu sein und dagegen eine große Übereinstimmung mit dem der Schotten aufzuweisen.

Eine Zeit hoher Handelsblüte wie namentlich St. Eustatius gekannt hat („the golden rock“ ward es genannt!), hat Saba nie beseffen: seine Männer sind heute vorwiegend Seeleute und mögen früher hauptsächlich Gärtner, Viehzüchter und wohl auch Schuhmacher gewesen sein. Dennoch standen seine Bewohner schon früh im Rufe persönlicher Wohlfahrt, die sich wohl teilweise auf eine damals bedeutende Schuhindustrie zurückführen läßt: noch heute trägt einer der Hügel Sabas samt einem Weiler den Namen Chrispin<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Der Bibliothekar von „Le Saulchoir“ in Kain (Belgien), wo sich die Redaktion und Verwaltung der „Revue des Sciences philosophiques et théologiques“ befindet, hatte die Güte, mir eine Photographie zu senden einiger Seiten des Buches Père Labat's: „Nouveaux Voyages aux Isles Françaises de l'Amérique“ (2<sup>me</sup> éd. Paris, 1742).

Dieser katholische Priester besuchte die Insel im Jahre 1701 und berichtet über dieselbe:

„Nous motillâmes à Saba le Dimanche 27 Avril sur les dix heures du matin. Cette isle est encore plus petite que S. Thomas, et ne paroît qu'un rocher de quatre ou cinq lieues de tour, escarpé de tous côtés. On n'y peut mettre à terre que sur une petite Ance de sable qui est au sud, sur laquelle les Habitans tirent leurs canots. Un chemin en zigzag taillé dans le rocher, conduit sur le sommet de l'Isle, où le terrain ne laisse pas d'être uni, bon et fertile. Je croi que les premiers qui y sont abordés,

avoient des échelles pour y monter. C'est une Forteresse naturelle tout-à-fait imprenable, pourvû qu'on ait des vivres . . .

„Le Commandant, Chef ou Gouverneur de cette Isle vint à bord, après que notre canot eût été à terre, et qu'on nous eût bien connus. Car quoique nous fussions en Paix, ils craignent avec raison les visites des Forbans. Il nous invita à diner; cela me fit plaisir, car j'avois envie de voir cette Isle. Nous montâmes donc, et nous fûmes agréablement surpris, de trouver un país fort joli audessus de ce qui ne nous avoit paru qu'un rocher affreux. On nous dit que l'Isle étoit partagée en deux Quartiers, qui renfermoient quarante-cinq à cinquante familles. Les Habitans sont petites, mais propres et bien entretenues. Les maisons sont gaïes, commodés, bien blanchies, et bien meublées. Le grand trafic de l'Isle est de souliers; je n'ai jamais vû de país si Cordonnier.

„Le Gouverneur s'en mêle comme les autres, et je croi que le Ministre se divertit à ce noble exercice à ses heures perdûes. C'est dommage que cette Isle ne soit pas à des Cordonniers Catholiques, ils la nommeroient sans doute l'Isle de Saint Crespin, avec plus de raison que Saba, que nous ne lisons point avoir été un Royaume de Cordonniers. Quoiqu'il en soit, nous fûmes fort bien reçûs. Les Habitans vivent dans une grande union. Ils mangent souvent les uns chez les autres. Ils n'ont point de Boucherie comme dans les autres Isles plus considérables; mais ils tuent les bestiaux les uns après les autres ce qu'il en faut pour le Quartier, et sans rien déboursier, ils prennent ce qu'ils ont besoin de viande pour leur famille, chez celui qui a tué, qu'ils lui rendent en espece quand leur tour vient. Le Commandant commence, et les autres du Quartier le suivent, jusqu'à ce que ce soit à lui de recommencer.

„Il y avoit parmi eux quelques Réfugiés François, qui me firent bien des amitiés. Je couchai à terre, après avoir employé toute l'après-midi à me promener. Mon habit les surprenoit un peu, et je leur faisois plaisir d'entrer dans leurs maisons, afin qu'ils le pussent considérer à leur aise. J'achetai six paires de souliers, qui étoient fort bons. On leur vendit une partie de peaux vertes, c'est-à-dire, qui ne sont point préparées, que nous avions pris à l'Isle à Vache. Avec leur trafic de souliers et un peu d'Indigo et de Coton, ils ne laissent pas d'être riches, ils ont des Esclaves, de l'argent et de bons meubles.

„M. Pinel un de nos Capitaines Flibustiers pensa les surprendre pendant la Guerre de 1688. Il avoit pris une Barque qui étoit chargée pour leur compte. Il vint à l'embarcadère dans cette Barque au commencement de la nuit, avec la plus grande partie de ses gens; et comme les Habitans l'attendoient, et la connoissoient, ils n'entrèrent point en défiance. Déjà nos gens mettoient à terre, et commençoient à monter quand la Barque Corsaire qui n'avoit ordre de venir que quand on lui en feroit le signal par un feu sur l'Isle, se pressa trop, et vint pour motiller à côté de la première. Ceux qui étoient dedans la prenant pour une ennemie, firent feu dessus, et ceux-ci croyant la même chose firent feu de leur côté, tuèrent un homme, et en blessèrent trois ou quatre entre

Bei der Beurteilung der Resultate dieser Jahrhunderte alten weißen Ansiedlung soll nicht vergessen werden, daß Saba einige merkwürdige Züge aufweist:

Die ziemlich kleine Insel (12,83 qkm) erhebt sich hoch über dem Meeresspiegel, 850 m an der höchsten Stelle; von den Dörfern das niedrigstgelegene noch 800 Fuß<sup>1</sup>.

Durch diese bedeutende Höhe treten, nach (dem in der Fußnote erwähnten) Zondervan, auf Saba längere Dürreperioden nur selten ein. Nach den meteorologischen Beobachtungen, die alljährlich veröffentlicht werden, läßt sich jedoch nicht als Regel feststellen, daß es auf Saba einen bedeutend größeren Regenfall gibt als auf St. Eustatius und St. Martin; wohl ist in dieser Hinsicht der Unterschied groß zwischen den zwei Inselgruppen der Kolonie, den „bovenwind-schen“ Inseln und den Inseln „unter dem Winde“, von denen Curaçao ja als „der bare Felsen unter kupfernem Himmel“ bezeichnet wird.

In betreff der Temperatur stimmen nahezu alle Autoren und Berichterstatter überein. Zondervan z. B. meldet ausdrücklich, die Temperatur sei auf Saba niedriger als auf den Nachbarinseln; vor allem bei Nacht könne es dort verhältnismäßig recht kühl sein. Nach Van Kol steigt die Wintertemperatur (Januar—März) nicht höher als 21° C. Einer meiner Berichtgeber jedoch, ein englischer Arzt, schreibt mir: „The altitude has little effect on the climate, my personal experience is that I suffered as much if not more from the heat during my four and 1/2 years residence there than I have since in St. Martin.“

lesquels fut le Capitaine. Les Habitans prirent aussitôt les armes, et se doutant de la surprise, ou pour une plus grande sûreté, ils firent pleuvoir sur nos gens qui montoient une grêle de pierres, qui en estropia quelques uns, et obligea les autres à se retirer au plus vite, et à se rembarquer, n'étant plus possible de rien entreprendre.

La nuit qui étoit noire avoit d'abord favorisé nos gens; mais elle fut cause ensuite qu'ils furent méconnus par leurs compagnons, et que l'entreprise échoua. Il est certain qu'ils auroient fait un bon pillage.

„Nous partîmes le Lundy matin après déjeuné. Le Commandant nous donna une grande longe de Veau rôtie, avec plus de vingt livres de viande crüe, des bananes, et de très belles pommes d'Acajou.“

<sup>1</sup> Nach Van Kol, „Naar de Antillen en Venezuela“, Leiden, Sythoff, 1904, S. 195.

Siehe auch über die geographische Beschaffenheit S. Zondervan, „Die niederländisch-west-indischen Inseln“ in „Geographische Zeitschrift“, 1900 S. 212 ff.

Vielleicht aber ist dieser Arzt in üblicher Ausübung seiner Praxis an heißen Mittagsstunden speziell durch das „Auf-und-nieder“ auf der gebirgigen Insel gequält worden. Sonst lassen sich seine Ausführungen weder reimen mit allem, was von anderen über Saba berichtet wird, noch mit der positiven Aussage Dr. Dryeponts im Institut Colonial International (Sigung von 1910): „En hygiène tropicale un principe bien établi, c'est qu'une élévation de 100 mètres correspond à un déplacement vers le nord ou vers le sud de 2°; donc si on s'élève à 1000 mètres on se trouve non plus sous le climat équatorial mais sous un climat égal à celui de 20° plus au nord ou au sud de l'équateur, c'est-à-dire dans un climat quasi tempéré, où par conséquent les Européens peuvent vivre et s'acclimater.“

Auch schon Teenstra<sup>1</sup> teilt mit, daß „man diese Inseln, und zumal Saba, für sehr gesund hält. Beim Saisonwechsel ist denn auch das Klima hier sehr angenehm.“

Nach dem „Kolonialaal Verflag“ 1911 gab es am 1. Januar 1911 auf Saba 2387 Einwohner, und nach Abzug von 439 Personen, die zeitlich abwesend waren „als Seeleute, die im Ausland sich eine Existenz suchen, aber nach kürzerer oder längerer Abwesenheit nach der Insel zurückkehren“, 1948, und zwar 807 Männer und 1141 Frauen.

Bemerkenswert ist auch die relativ geringe Zahl der unehelich geborenen Kinder, was stimmt mit demjenigen, was mir über die Sittsamkeit der Sabaner berichtet wurde.

Es wurden geboren im Jahre 1910:

	ehelich	unehelich
auf Curaçao . . . .	531	649
„ Aruba . . . .	305	113
„ Bonaire . . . .	125	110
„ St. Martin . . .	44	82
„ St. Gustatius . .	13	42
„ Saba . . . .	50	12
Total	1068	1008

indem bei nachher stattfindender Heirat legitimiert wurden bzw.: 117, 30, 7, 12, 5 und 4 Kinder.

<sup>1</sup> l. c. II S. 226.

Leider erhellt aus offiziellen Quellen nicht, wie diese Bevölkerung sich in Weiße und Neger (oder Mulatten) teilt. Nach Zondervan gehöre wohl die Hälfte der Bevölkerung zur weißen Rasse und gebe es nur wenige Mischlinge; andere Quellen sprechen, jedoch ohne Ziffern zu geben, von einer überwiegend großen Mehrheit der Weißen.

Teensstra erwähnt<sup>1</sup>, daß 1816 die ganze Bevölkerung aus 1145 Personen bestand (656 Weiße, „alle Kreolen“, fügt er hinzu, also: eingeborene Weiße, 27 freie Farbige und Schwarze und 462 Sklaven).

Zur Zeit der Abschaffung der Sklaverei (1863) gab es auf Saba rund 1150 Freie und 600 Sklaven. Die große Mehrheit der Freien sind wohl Weiße gewesen, weil die Cigner, falls sie vor der Abschaffung ihre Sklaven emanzipierten, den von der Regierung zu bezahlenden Schadenersatz (auf Saba 200 fl. für jeden Sklaven) verschert haben würden.

Über den ökonomischen Zustand der Sabaner liegen auch aus früherer Zeit einige wertvolle Berichte vor.

Teensstra fand auf Saba nur eine Zuckerplantage (mit 60 Sklaven, von denen die Hälfte Kinder waren), aber jedes Haus (es soll damals, nebst einigen Strohhöhlen, auf Saba 150 Häuser gegeben haben) hatte einen eigenen Garten, mit Zucker, Baumwolle und Bananen bepflanzt, und, mit Ausnahme nur der kleinsten Häuser, eine Handzuckermühle, die von zwei Negern getrieben werden konnte. Die Frauen, welche die Baumwolle pflanzten, machten selber Spinnräder und strickten „sehr schöne Strümpfe und Handschuhe, die fein und stark sind“.

„Man findet hier — schreibt er weiter — sehr schöne und fette Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, weil sie hier viel und gutes Futter finden.“ Im Jahre 1829 habe es auf Saba 3 Pferde, 5 Maulesel, 150 Rinder, 300 Schafe, 800 Ziegen und 600 Schweine gegeben, unter denen solche von mehr als 300 Pfund.

Landbau und Viehzucht hätten in jener Zeit wenig mehr als man für den eigenen Konsum brauchte eingetragen und ebenfalls der Handel sei sehr gering gewesen. Etwas Fisch, Ruderboote, von den Frauen verfertigte baumwollene Kleider, Vieh und Gartenfrüchte seien die Exportprodukte Sabas gewesen, und zwar fast ausschließlich für den Tauschhandel mit St. Thomas.

<sup>1</sup> l. c. II S. 360.

Offenbar war damals die Schuhindustrie schon längst und völlig zugrunde gegangen: „man findet auf Saba weder Kleider- noch Schuhmacher“, und von der glänzenden Vergangenheit, als Saba (nach Hamelberg) das Schuh-Emporium ganz West-Indiens war, hat Teenstra nie vernommen.

Als er die Insel besuchte, wurde seine Erwartung, „nichts als eine ärmliche Bevölkerung zu finden, um ein halbes Jahrhundert an Bildung zurückgeblieben“, nicht erfüllt.

Mit der herzlichsten Gastfreundschaft wurde er empfangen: „Ein Tisch von 12 Kuverts hätte für eine dreifache Zahl genügt. Und nicht nur die Fleisch- und Fischspeisen waren überherrlich, sondern auch die Gemüse und Erdfrüchte sind hier besser und stimmen an Duft und Geschmack mehr mit den europäischen Früchten überein als die unserer niedrigeren und wärmern Kolonien wie das flache und wasserreiche Surinam.“

Im Jahre 1848 wird von einem Schriftsteller<sup>1</sup> über das Emanzi-pationsproblem berichtet, Saba verbaue nichts für die Ausfuhr.

Im Jahre 1885<sup>2</sup> ist ein interessanter Brief (d. d. 16. März 1857) von dem römisch-katholischen Pfarrer Gast auf Saba an den damaligen „Gezaghebber“ von St. Eustatius und Saba, den späteren Gouverneur Surinams, Van Jdsinga, veröffentlicht worden.

Die Zahl der bebauten Äcker tagiert der Pastor im großen und ganzen (vielfach seien sie mit Steinen besät) auf 300 bis 350. Dimensionen nennt er nicht. Selbst ernährten die Bewohner sich mit süßen Kartoffeln, Kaffave und Mais und mit von St. Thomas importiertem Fisch. „Die amerikanische Kartoffel wird, nebst Kohl, meistens ausgeführt.“ Die Frauen seien vielfach mit der Fabrikation von Strohhöuten, die einen ziemlichen Ertrag gebe und den einzigen Industriezweig bilde, beschäftigt. „Körbemachen und Stricken ist nicht allgemein.“

Daß die Wohlfahrt abnehme, könne nicht gesagt werden. Aber reich werde keiner. „Die meisten Häuser werden erbaut aus dem Lohnertrage, der an Bord der Schiffe verdient wird.“

<sup>1</sup> W. G. Bischoff Grevelink „Bemerkingen betreffende de nederlandsche west-indische eilanden; II Emancipatie der Slaven“; Rotterdam, G. W. Kramers; S. 8.

<sup>2</sup> „Tydschrift van het Aardrykskundig Genootschap, afdeeling: meer nitgebrede artikelen“ S. 212 ff.

Der Pfarrer klagt über die vielen Schlägereien, über die Trunksucht und die Raublust, über den Gang nach Surus. „Bettelei ist allgemein.“

Er sagt aber auch: „daß es Familien gibt, die man wohlhabend nennen kann, läßt sich meines Erachtens nicht bezweifeln.“

Leider fehlt in diesem Briefe eine bestimmte Aussage über die Charaktereigenschaften insbesondere der weißen Bevölkerung, ausgenommen eine Ausführung über ihr Betragen den Sklaven gegenüber, von der ich weiter unten sprechen werde.

Die heutige ökonomische Lage Sabas ist nach dem damaligen Mitglied der Zweiten Kammer Hollands Van Kol<sup>1</sup>, der der Insel einen freilich sehr kurzen Besuch abstattete, recht bedauerlich. Fleißig im höchsten Grade, aber arm nennt er ihre Bewohner; Ausfuhr und Industrie gingen zurück; „es ist möglich, daß die Armut auf Saba weniger groß ist als auf den anderen Inseln, aber von Wohlfahrt ist gar nicht mehr die Rede. Im Jahre 1893 wurde das Jahreseinkommen von nur 37 Personen auf mehr als 1000 fl. taxiert, und hatten 134 Personen Einkommen von 500 fl. bis 1000 fl. Also erhielten 171 Familienhäupter mit Frau und Kindern, oder ungefähr 855 Personen, mehr als 500 fl. pro Jahr. Dies war also 37 % der Bevölkerung, gegen 10 % auf St. Martin und 6 % auf St. Eustatius. Heute wird diese Proportion wohl verschlimmert sein, denn die Zustände gehen überall und fortwährend rückwärts.“

Den Rückgang der Ausfuhr bestätigte mir auch der heutige „Gezaghebber“ der Insel: durch den Rückgang der Nachbarinseln sei ein großer Teil des Absatzmarktes verloren gegangen.

Dem jüngsten „Kolonialaal Verslag“ sei noch folgendes entlehnt.

In den „Mitteilungen allgemeiner Natur“ erklingt ein hoffnungsvollerer Ton: Dank dem größeren Absatze der Sabaner Spitzenarbeit sei „auch im Jahre 1910“ der ökonomische Zustand günstig geblieben. Doch sei die Kartoffelernte — das Hauptprodukt — infolge langer Trockenheit geringer als im vorigen Jahre gewesen.

Im „Landbau“paragrafen wird diese Mitteilung näher präzifiziert (die Ausfuhr habe 1910 nur 21 365 kg, gegen 33 259 und

<sup>1</sup> l. c. S. 195, 198 ff.

44 665 kg in den Jahren 1909 und 1908 betragen), aber auch einigermaßen kompensiert durch die Erwähnung, daß der Ertrag des zweiten Ausführproduktes (Zwiebeln) besser sei als in den vorigen Jahren: „Die Ausfuhr war 8805 kg, gegen bzw. 1960 kg im Jahre 1909 und 3360 kg im Jahre 1908.“

Zwei Sabaner — meldet überdies der „Verslag“ — hätten 1910 die Baumwollzucht versucht. Dieser Bericht ist nicht ohne Bedeutung: bedauerte ja Van Kol<sup>1</sup>, daß den Sabanern die Geduld fehle, bei Kulturen langsamern Wachstums einige Jahre auf die Ernte zu warten.

Nähere Auskunft über die Spitzenarbeit erteilt die Berufsstatistik: unter den Ende 1910 anwesenden etwa 1950 Bewohnern — die Abwesenden, meist Seeleute, sind, wie erwähnt, in dieser Ziffer nicht mit einbegriffen — fand ich 227 Spitzenwirferinnen, eine relativ sehr große Zahl: als Landbauer werden ja nur 216 Personen genannt, indem die Zahl der Berufslosen (offenbar Kinder und altersschwache Leute) 1158 betrug, und nur die Seeleute (wenn man die in diese Berufsstatistik aufgenommenen 3 Fischer und 45 Seeleute mit den 439 Abwesenden vermehrt) eine höhere Ziffer aufwiesen.

Die Bedeutung der Spitzenarbeit für Saba erhellt auch aus der Tatsache, daß es auf Aruba und St. Eustatius gar keine Klöpplerinnen und auf den drei anderen Inseln zusammen deren nur 69 gibt. Auch der Schulunterricht der Mädchen paßt sich diesem lokalen Bedürfnisse an.

Die Ausfuhr des Spitzenwerks stieg während der letzten Jahre in raschem Tempo. Sie wird zuerst erwähnt in der Statistik über 1907: 712 fl.; 1908 betrug sie schon 2107 fl., 1909 4810, alles Ausfuhr ins Ausland und nach den anderen Inseln der Kolonie. Für 1910 wird bloß die Ausfuhr ins Ausland aufgegeben, und zwar zum Betrage von 8706 fl.!

Aus einer Publikation des zuverlässigen Amsterdamer Büreaus für Handelsauskünfte<sup>2</sup> läßt sich schließen, daß die Vereinigten Staaten Nordamerikas zu den guten Kunden der Sabaner Klöpplerinnen gehören.

<sup>1</sup> 1 c. S. 189.

<sup>2</sup> „West-Indië, Nr. 2 der Serie van Looy's Handelskaarten met Tekst“, Amsterdam 1909, S. 46.



Der Viehbestand zeigt nicht mehr das schöne Bild aus der Zeit Teensstra und sogar in den letzten sechs Jahren vielmehr Rückgang als Fortschritt:

	Pferde	Esel	Rinder	Ziegen	Schafe	Schweine
1905 . .	20	—	163	293	246	281
1906 . .	19	—	156	507	211	248
1907 . .	16	—	154	579	185	242
1908 . .	13	—	121	180	82	210
1909 . .	13	—	152	314	127	317
1910 . .	12	1	150	312	131	245

Was nun den physischen und psychischen Zustand der weißen Sabaner betrifft, ist wohl an erster Stelle hervorzuheben, daß die Reinheit ihrer Rasse eine nicht umstrittene Tatsache ist.

Teilweise mag sie dem Umstande zu verdanken sein, daß vor-  
mals auf Saba, gleichwie im übrigen West-Indien, die Heiraten  
zwischen Weißen und Negern untersagt waren.

„Man behauptet — sagt Teensstra<sup>1</sup> —, daß die Sabaner Frauen  
die schönsten aller unserer west-indischen Besitzungen sind, da sie bei  
schlanke Wuchs, weißer und roter Hautfarbe ein gesundes europäisches  
Aussehen haben. Der Abt Raynal (und wer würde hier das Zeugnis  
eines Abtes anzuzweifeln wagen) sagt hierüber<sup>2</sup>: „throughout America  
there is no blood so pure as that of Saba; the women there  
preserve a freshness of complexion, which is not to be found in  
any other of the Caribbee islands.“ Ich für mich habe die Frauen  
Sabas mehr lebenswürdig als schön gefunden; im allgemeinen sind  
sie sanftmütig und häuslich.“ Von den Bewohnern des 2000 Fuß  
hoch gelegenen Windwardside rühmt er die „starke und gesunde körper-  
liche Beschaffenheit“.

Auch erwähnt er „die häufigen Ehen unter Verwandten, wodurch  
beinahe die ganze weiße Bevölkerung einander verwandt ist“, doch  
hat er offenbar keine ungünstigen Resultate davon gespürt.

<sup>1</sup> l. c. II S. 370 und 379.

<sup>2</sup> „A philosophical and political history of the settlements and trade  
of Europeans in the East and Westindies.“ Vol. V S. 428.

Auch der heutige katholische Pfarrer rühmte mir (v. B.) die Mädchen als  
schön, aber wenn sie 18 bis 20 Jahre alt würden, verlören sie diese Anmut, be-  
kämen eine blasser Farbe und werde die Haut etwas runzelig.

Neuere Autoren dagegen sind vielfach, nicht was die Reinheit der Rasse, sondern was die Degenerierungsfrage betrifft, abweichender Ansicht. In dem ganz isolierten und durch schlechte Wege kaum erreichbaren Weiler Marupoint, wo nur 60 bis 70 Personen wohnen, die auf „intermarriage“ unbedingt angewiesen sind, gab es nach Van Kol 10 Idioten. Diese Tatsache wurde mir vom katholischen Pfarrer bestätigt, aber er fügte hinzu, an anderen Stellen komme Idiotismus oder sonstige Geisteskrankheit nicht vor, im allgemeinen habe der Sabaner einen guten Verstand, ein gutes Gedächtnis, eine gute Gesundheit; teilweise sei dies wohl dem Klima zu verdanken; in Windwardside sei es sogar oft kalt und neblig. Und der „Gezaghebber“ schrieb mir in genau demselben Sinne, sogar von einer „gelungenen Kolonisation“.

Die ärztlichen Gutachten jedoch, die mir zutrafen, lauten nicht alle gleich optimistisch.

Eines derselben stimmt mit dem der zwei genannten Berichtserstatter überein, aber das Klima wird hier ausdrücklich als die alleinige Ursache des Gedeihens der Sabaner hervorgehoben: „in my opinion, such as it is worth, if the people of Saba lived near the sea-level instead of at an altitude of from 900 to 1800 ft., the settlement would not have survived any more than the settlements in other tropical places.“

Die zwei anderen Ärzte lassen ebenfalls den Idiotismus auf das eine isolierte Dorf beschränkt sein. Der eine, gleichfalls ein Engländer, auch die „stupidity“, während der andere, ein Holländer, der Ansicht ist, daß es auch sonstwo auf Saba, speziell unter den Frauen, die nie die Insel verlassen, viele „Imbezillen“ gebe; übrigens<sup>1</sup> rühmt dieser Arzt die Sabaner als „ruhig und sehr arbeitsam“; nach ihm ist Saba nicht „ein glückliches Beispiel gutgelungener Kolonisation von kleinen Bauern in den Tropen“; die Männer seien hauptsächlich Seefahrer, unter amerikanischer Flagge und auf eigenen Schiffen; je alle vier Jahre kämen sie oft auf ein Jahr nach Saba zurück, um

---

<sup>1</sup> Abgesehen von Saba bekennt sich dieser Arzt, dem auch Niederländisch-Ost-Indien bekannt ist, zu der Meinung, daß in den Tropen eine Kolonisation von weißen Bauern nur möglich sein wird im Bergland, wo die geringere Hitze, die zunehmenden täglichen Temperaturunterschiede und das freie Spiel der Winde günstigere Bedingungen bilden für die Gesundheit und tropische Krankheiten wie gelbes Fieber und Malaria weniger häufig und weniger gefährlich machen.

im Schoße ihrer Familien „Gartenbau“ (Kartoffeln, Zwiebeln, Bananen) zu treiben, womit sie auch ihr Leben endeten, nachdem sie auf der Seefahrt genug erspart hätten; dazu komme noch, daß diese, den Winden frei ausgelegte Insel auch durch ihre höhere Lage sich mehr den thermischen Zuständen der gemäßigten Zone annähere.

Das Urteil seines englischen Kollegen ist nicht günstiger: „Physical . . . degeneracy . . . is found all over the island: very bad teeth, adenoids etc. . . . As a matter of fact the greater part of the white people of Saba may be looked upon as dull mentality. My opinion is that tropical light renders colonisation of these regions impractical for white-skinned races. . . . The usual tropical diseases are not found in Saba . . . and the climate may be considered exceptionally healthy . . . one would expect white people to live and thrive here if anywhere in these regions, but the facts all go to show the reverse.“

In dem zuletzt zitierten Briefe ist auch von St. Martin die Rede: „You may be interested to know — schreibt mein Gewährsmann — that a part of St. Martin — Simpson Bay — is peopled almost entirely by whites. These people are fisherfolk and until recent years have never left the island. They present the same melancholy spectacle as the Saba people of mental and physical degeneration.“

Auch von St. Martin gelte übrigens, was er in betreff des gefunden Klimas und der Abwesenheit der gewöhnlichen tropischen Krankheiten auf Saba bemerkt habe<sup>1</sup>.

Nach dem „Kolonial Bericht“ 1910 waren die Ergebnisse der Fischerei in Simpson-Bay ziemlich gut.

Die Sprache dieser Fischer ist — wie überall auf den „bovenwindschen“ Inseln — die englische.

Ohne weiteres läßt sich jedoch, ebensowenig wie aus dem Namen ihres Dorfchens (Simpson war nach einer Mitteilung Herrn Hamelbergs einer der ersten Kommandeure der Insel und also wahrscheinlich ein Holländer), hieraus nicht auf die Herkunft dieser Fischer schließen. Nach Hamelberg hat es unter ihnen sehr wahrscheinlich auch Leute aus der niederländischen Provinz Zeeland gegeben, weil die Gebrüder

<sup>1</sup> Zondervan l. c. nennt als auf Saba herrschende Krankheiten Lepra und Elephantiasis, ebenso wie der schon zitierte Pastor Gast.

Sampfins (aus Bliffingen) die ersten Kolonisten nach St. Martin geschickt haben.

Dr. Boeke<sup>1</sup> achtet es „wahrscheinlich“, daß sie aus St. Barth's herkommen; „vielleicht sind sie aus Schweden dahin gekommen; auf St. Thomas besteht eine derartige aus St. Barth's stammende Kolonie.“

Nach offiziellen Angaben wohnten damals in Simpson-Bay-Willage 43 Fischer-Familienhäupter; es kamen aber noch 37 jüngere Leute als selbständige Fischer hinzu, so daß es zusammen unter den 269 Einwohnern 80 Fischer gab<sup>2</sup>.

Mit Ausnahme einer seit kurzem dort sesshaften Negerfamilie sind all diese Einwohner blondhaarige, blauäugige und blankfarbige Weiße.

Dr. Boeke hat einen günstigen Eindruck von diesen Leuten bekommen.

Zwar seien sie sehr sorglos: „es ist sonderbar, daß diese Fischer, und müßten sie auch stundenweit rudern oder segeln . . . nie Nahrung oder Wasser im Boote mitnehmen. Wenn man sie darüber befragt, so gestehen sie offen, es wäre allerdings besser, zumal auf langer Fahrt, für Mundvorrat zu sorgen, und erzählen allerlei Geschichten, wie sie dann und wann während längerer Zeit ohne Essen und Trinken geblieben, aber dennoch fahren sie gleich nachher wieder ebenso sorglos wie früher aus, ohne etwas mitzunehmen.“

Auch seien sie, durch ihr Isolation, so völlig von der Tauglichkeit und der Zweckmäßigkeit ihrer Fischereimethoden überzeugt, daß sie schwer zur Erkenntnis ihrer Fehler zu bringen seien.

---

<sup>1</sup> Dr. J. Boeke, Vektor an der Universität Leiden, hat 1905, einen Regierungsauftrag erfüllend, den Zustand der Fischerei und die Industrie von Meeresprodukten in der Kolonie Curaçao untersucht. Über Saba (wo die Fischerei bloß Nebenbetrieb ist) und namentlich über Simpson-Bay teilt er vieles mit auf S. 26 ff. eines von ihm am 26. Mai 1906 gehaltenen Vortrages (Maatschappij tot bevordering van het natuurkundig onderzoek der Nederlandsche Kolonien, Bulletin Nr. 51) und auf Seite 106 ff. im ersten Teile seines Rapports (Haag, Velinfante 1907).

<sup>2</sup> Deenstra l. c. S. 246 ff. spricht von dem „elenden Weiler Simpsons-Baai“, erwähnt zwölf geringe Häuser und ungefähr zweimal soviele Negerhütten. „Die Bewohner . . . alle Fischer, sind arm, wie gewöhnlich Leute dieses Berufs“. Von ihrer weißen Farbe spricht er nicht.

Van Kol erwähnt in der Beschreibung seines Besuchs auf St. Martin die Fischerbevölkerung Simpson-Bays gar nicht.

Über sie seien „fleißig und intelligent“ und an Bildung, Selbstständigkeit, Zusammenwirkung, Benehmen, und ebenfalls was die Weise betrifft, in der sie ihre Handlungen verteidigen und argumentieren, den dunkelgefärbten Fischern anderer Inseln weit überlegen. Auch seien ihre Methoden und die Behandlung ihres Materials besser.

Es läßt sich meines Erachtens wohl nicht bezweifeln, daß aus dem Vorhergesagten eine für europäische Bauernkolonisation günstige Schlußfolgerung nicht gezogen werden kann.

Die weißen Fischer St. Martins sind keine Bauern; als Fischer sind sie den Negern und Mischlingen überlegen, sie sind fleißig und intelligent, aber auch in ihrem Berufe nicht fehlerfrei. Ein Arzt, der sie kennt, fand Spuren der Degenerierung.

Die weißen Sabaner wohnen auf bedeutender Höhe unter gesundheitlich speziell günstigen Verhältnissen. Ihren guten Ruf und ihre ziemliche Wohlfahrt<sup>1</sup> verdanken sie der gesunden Seefahrt, nicht dem Landbau: nicht nur Matrosen, auch Kapitäne und Schiffsoffiziere liefert Saba, und seitdem (vor einigen Jahren) eine Seefahrtsschule auf der Insel gegründet worden ist, wird sich wahrscheinlich diese Richtungslinie ihres Fortschritts noch schärfer akzentuieren. Neben der Seefahrt kommen die Spitzenarbeit und der Gartenbau in Betracht, die beide weniger anstrengend als der eigentliche Landbau sind. Dazu kommt noch, daß wahrscheinlich in der Sklavenezeit die weißen Sabaner sich persönlich in geringerem Maße als nachher am Gartenbau beteiligt haben. Zwar scheint mir die Behauptung einiger, vor der Emanzipation hätten die Weißen sich von der persönlichen Feldarbeit ferngehalten, nicht haltbar: Herren und Sklaven haben damals laut vielen Berichten<sup>2</sup> auf Saba in vorzüglicher Harmonie zusammen die Felder bestellt, aber es liegt auf der Hand, daß nach der Emanci-

<sup>1</sup> Sogar Van Kol, der zu einem sehr pessimistischen Schlußurteil über die Zukunft der Sabaner kommt, beschreibt das Hauptdorf Botton als „ein etwas gewelltes Terrain, besät mit reizenden, rot und weiß angestrichenen Wohnungen, welche an das Spielzeug aus einer Nürnberger Schachtel erinnerten. Hinter hübschen Gärten und einem Hof voll Blumen von farbigen Zäunen umgeben, standen nette Häuschen mit niedlichen Veranden und Dachzinnen mit Wasserbehältern, längs sauberen Straßen“.

<sup>2</sup> Siehe den oben zitierten Brief Pfarrer Gasts; vgl. auch Bischof Crevelink 1. c. S. 8 und Sloets „Tydschrift“ II S. 456.

pation die persönliche Beteiligung der Weißen an dieser Arbeit zugenommen hat. Und auch in betreff dieser Weißen konstatieren ärztliche Gutachten: Degenerierung.

Anders als in Surinam haben diese weißen West-Indier sich über die Möglichkeit weiterer Kolonisationsversuche nie geäußert. Würde es doch im engen Raume ihrer Inselchen kaum Platz für dieselbe geben. Außerdem haben die Sabaner und Simpson-Bayer über die volkswirtschaftliche Bedeutung des von ihren Vorfahren und von ihnen gegebenen Beispiels wohl niemals nachgedacht.

# Bemerkungen zu der Untersuchung des Vereins für Sozialpolitik für Niederländisch-Ostindien.

Von

**Dr. J. A. Nederburgh,**

Ministerialdirektor a. D.

(Aus dem Holländischen in Holland überfetzt.)





Die von dem Verein für Sozialpolitik gestellten Fragen können für Niederländisch-Indien<sup>1</sup> nicht beantwortet werden, weil dort keine offizielle Trennung zwischen Weißen und Farbigen besteht, und zwischen beiden Rassen so viele Übergangsstufen existieren, daß von einer wirklichen Trennung beider Rassen bei der Beantwortung erwähnter Fragen auch tatsächlich nicht ausgegangen werden kann. Dies mag aus nachstehender kurzer Übersicht hervorgehen.

In Niederländisch-Indien findet man, außer der ursprünglichen Bevölkerung („Inländer“), Europäer (Niederländer und andere; auch die von Europäern abstammenden Bewohner anderer Weltteile sind mit einbegriffen), andere Fremde (Asiaten und Afrikaner) und Personen gemischter Herkunft. Von jeher hat es in Indien eine Trennung gegeben, aber nicht genau zwischen Weißen und Farbigen. Im Prinzip bestand eine Sonderung von Christen und Nichtchristen. Nun waren zwar die Weißen (Niederländer, Portugiesen usw.) Christen, während die Anderen Mohammedaner oder Heiden waren, aber Leute von farbiger Rasse, welche zum Christentum übertraten, wurden doch, auf Grund dieses Übertrittes, ihren weißen Glaubensgenossen gleichgestellt, wenigstens in der Theorie; in der Praxis war die Gleichstellung durchaus nicht vollkommen. In späterer Zeit geriet die Religion als Einteilungsprinzip mehr in den Hintergrund, und trat dafür eine Gegenüberstellung von Europäern und Inländern ein. Von dieser schon bestehenden Unterscheidung in zwei Hauptklassen ging die „neue Gesetzgebung“ vom Jahre 1848 aus (Artikel 5 und 6 der „Allgemeinen Bestimmungen der Gesetzgebung“) und diesem Beispiel folgend bestimmte das niederländisch-indische Regierungsreglement vom Jahre 1854, welche derjenigen, die keiner dieser Klassen angehören, durch „Gleichstellung“ zu dieser oder jener der beiden Kategorien gerechnet werden sollen. So entstanden zwei Nebenklassen: die den Europäern Gleichgestellten und die den Inländern Gleichgestellten (auch Fremde Orientalen [Breemde Oosterlingen] genannt). War also die Hauptunterscheidung, Europäer-Inländer, auf dem Rassenunterschied basiert, die Nebenverteilung gründete sich noch immer auf die Religion; die

<sup>1</sup> Unter Niederländisch-Indien wird in den Niederlanden und in diesem Aufsatz Niederländisch-Ostindien verstanden.

Christen wurden den Europäern, die Mohammedaner und Heiden den Inländern gleichgestellt. So bekamen viele Nichteuropäer mit den Europäern gleiche Rechte. Außerdem hat der Generalgouverneur seit etwa 40 Jahren sehr oft von der ihm zustehenden Befugnis Gebrauch gemacht, Leute einer anderen Rasse, welche sich unter ihren Rassen-ge nossen nicht mehr heimisch fühlten, auf ihre Bitte für mit Europäern Gleichstehende zu erklären. Tausende von Farbigen sind auf diese Weise Europäer im Sinne des Gesetzes geworden, welche Stellung sie auf ihre Nachkommen vererbten. Ferner sind kraft eines Gesetzes vom 19. Mai 1899 alle Japaner den Europäern gleichgestellt. Schließlich werden nach dem Gesetze vom 31. Dezember 1906 zu den Europäern alle diejenigen gerechnet, welche in ihrem Lande einem der Hauptsache nach mit dem niederländischen übereinstimmenden Familienrecht unterworfen sein würden (welches also als Kennzeichen europäischer Kultur angesehen wird). Letzteres Gesetz ist noch nicht in Kraft getreten, aber auch die Bestimmungen, die bis jetzt galten, haben, wie sich oben herausstellte, die Klasse der Europäer für die Farbigen und deren Nachkommen weit geöffnet. Dies leuchtet um so mehr ein, wenn man bedenkt, daß alle ehelichen oder legitimierten Nachkommen sowohl des farbigen als des weißen Europäers nach dem niederländisch-indischen Recht auch Europäer sind. Dies ist der wichtigste Grund der Tatsache, daß der größte Teil der sogenannten Europäer in Indien aus Farbigen und Mischlingen besteht.

Eine Ehe zwischen einem Europäer und einer inländischen Frau wurde früher im allgemeinen für nicht wohl denkbar gehalten; aber eine Ehe mit einer farbigen Christin war nicht ausgeschlossen; außerdem pflegte man die mit einer inländischen Frau gezeugten Kinder zu adoptieren. Durch den Beschluß vom 31. Juli 1830, Nr. 8 (Staatsblatt Nr. 31) wurde den Europäern sogar noch vergönnt, außerehelich geborene Kinder inländischer Frauen in die Geburtsregister des Standesamtes eintragen zu lassen, ohne sich als Vater zu erkennen zu geben, vorausgesetzt, daß man auf sich nahm, die Kinder zu ernähren und in der christlichen Religion zu erziehen, welche Berechtigung erst 1867 (Staatsblatt Nr. 3) aufgehoben wurde.

Die „Neue Gesetzgebung“ (1848) gestattete ausdrücklich Ehen von Europäern und Nichteuropäern, wofern der nichteuropäische Teil sich freiwillig dem europäischen Privatrecht unterwarf<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Daß solche Mischehen nicht selten waren, mag aus einer amtlichen Angabe von der Anzahl solcher Ehen, geschlossen in den Jahren 1886—1897, hervorgehen.

Seit 1898 (Staatsblatt Nr. 158) trat hierfür eine Spezialregelung gemischter Ehen an die Stelle, nach welcher dieselben beherrscht werden durch das Recht des Mannes. Die Kinder aus solchen Ehen treten (und traten auch vor dieser neuen Regelung) in die Klasse des Vaters ein.

Außerdem gestattet das Indische Bürgerliche Gesetzbuch, daß der europäische Vater seine mit einer nichteuropäischen Frau gezeugten unehelichen Kinder als die seinigen anerkennt; in einigen Fällen können diese sogar legitimiert werden ohne Eheschließung mit der Mutter. Von dieser Berechtigung machen diejenigen einen sehr ausgiebigen Gebrauch, welche regelmäßig mit inländischen Konkubinen gelebt haben, aber auch andere, z. B. Soldaten, welche sich um die durch solch eine Anerkennung entstehenden Vaterpflichten wenig kümmern und wohl einmal Kinder anerkennen einzig und allein, um diese in die Europäerklasse zu bringen, ohne übrigens Grund zu haben, diese Kinder für Sprößlinge von sich selbst zu halten.

All diese gesetzlichen oder anerkannten Kinder von Europäern und nichteuropäischen Frauen sind zufolge des Gesetzes selbst Europäer und ebenso die gesetzlichen oder anerkannten Nachkommen, welche diese Mischlinge untereinander oder mit farbigen Frauen zeugen.

Die Europäerklasse besteht demnach, außer aus Vollblut-europäern, aus:

1. Christen-Afrikanern (Nachkommen von Negern) und andern nichteuropäischen Fremden, welche Christen sind;
2. Japanern, auch wenn sie keine Christen sind;
3. vom Generalgouverneur für mit Europäern gleichberechtigt erklärten Inländern und Fremden Orientalen oder Nachkommen von diesen;
4. Nachkommen von früher durch Europäer adoptierten Inländern;
5. Mischlingen in größter Verschiedenheit von Rassenkombination und Rassenverhältnis:  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{8}$ ,  $\frac{1}{16}$  weiß und übrigens inländisch, afrikanisch, chinesisch usw.; oder z. B.  $\frac{1}{2}$  weiß und  $\frac{1}{4}$  inländisch und  $\frac{1}{4}$  chinesisch usw.

Ein „Europäer“ kann in Niederländisch-Indien also sowohl weiß als hell- oder dunkelbraun, oder gelb, sogar schwarz sein, von Haut

Die Gesamtzahl belief sich in diesen 12 Jahren auf 1048. Nicht einbegriffen waren die Ehen von Europäern mit inländischen Christen aus den Molukken für die keine freiwillige Unterwerfung nötig war.

und von Rasse, und weil die Rasseneuropäer größtenteils zum flottierenden, die Mischlinge und die übrigen uneigentlichen Europäer zum bleibenden und sich durch Fortpflanzung stets vermehrenden Teil der Bevölkerung von Niederländisch-Indien gehören, ist leicht zu ermessen, obgleich nicht in Ziffern anzuzeigen, daß weit aus der größte Teil der niederländisch-indischen Europäer in ethnologischem Sinne nicht zu den Weißen gerechnet werden kann, während es kein Mittel gibt, auszumachen, wieviel Nichtweiße in die Europäerzahl einbegriffen sind.

Diese Schwierigkeit ist ausschlaggebend, wenn man — wie im vorliegenden Falle — untersuchen will, welches Verhältnis in bezug auf intellektuelle und physische Kraft, Gesundheit, soziale und politische Stellung zwischen Weißen, Farbigen und Mischlingen besteht. Die erbetenen Angaben würden durchaus keinen Wert haben können, weil die Ziffern, insofern darüber zu verfügen wäre, sich nur auf eine amtliche Unterscheidung von Europäern und Nichteuropäern beziehen könnten, welche Unterscheidung sich keineswegs deckt mit der Gegenüberstellung Weiße-Farbige.

Die niederländisch-indische Gesellschaft ist in dieser Beziehung sehr liberal. In europäischen Kreisen besteht kein anderer Exklusivismus gegen den Farbigen als der auf Standesunterschied beruhende. Hierauf wird aber weniger geachtet als in Europa. Bei gleicher Bildung und gutem Charakter wird einem Farbigen der Zutritt zu europäischen Kreisen nicht verweigert, und er wird sogar in dem Grade als ihresgleichen behandelt, daß er oft sich selbst für einen Nichtfarbigen hält oder wenigstens glaubt, daß andere dies tun.

Die Praxis der Regierung ist gleich liberal. Kein Farbiger, sogar mit auffallend nichteuropäischem Aussehen, ist ausgeschlossen von etwas, das für andere Europäer zugänglich wäre. Dies ist nicht nur Theorie: bis sogar in die höchsten bürgerlichen und militärischen Ränge werden vielfach Farbige angestellt. Zwar gibt es Ämter, welche nur von Niederländern oder nur von Europäern bekleidet werden können, aber gleich viele gibt es, wozu nur Inländer (oder nur Fremde Orientalen) berufen werden können. Bevorrechtung spielt hierbei keine Rolle, aber die Art des Amtes erfordert, daß hier Unterschied gemacht wird: man kann einen Chinesen schwerlich zum Gouverneur und einen Europäer schwerlich zum Major der Chinesen ernennen.

Auch ist durch das Gesetz vom 10. Februar 1910 neben dem

niederländischen Bürgerrecht (Nederlanderschap) eine sogenannte „Reichsangehörigkeit“ (Nederlandsch onderdaanschap) geschaffen worden, welche auch die ständige Bevölkerung Indiens umfaßt, so daß diese Qualität wohl als Erfordernis für einige Ämter gestellt werden wird; ferner wird zuweilen verlangt, daß man Niederländer sei oder Eingeseffener von Niederland oder Niederländisch-Indien; z. B. um Staatsdomäne in Erbpacht zu bekommen (Art. 11 vom Agrarischen Beschlusse), für Grubenkonzessionen oder für die Erlaubnis zur Grubenexploration (Art. 4 vom Ind. Grubengesetz); aber bei all diesem wird nicht der mindeste Unterschied gemacht zwischen Weißen und Farbigen in ethnologischem Sinne.

Noch muß erwähnt werden, daß in einigen Beziehungen die Weißen (aber nicht nur sie) von der Grundbesitzerwerbung ausgeschlossen sind. In Niederländisch-Indien wird nämlich der Boden, insofern er nicht an andere als Eigentum abgetreten ist, als staatliches Besitztum betrachtet. Der noch nicht als Eigentum abgetretene Boden wird unterschieden in freie Staatsdomäne (hauptsächlich unkultiviertes Terrain, Wälder usw.) und unfreie Staatsdomäne: Boden, auf dem Leute der eigentlichen inländischen Bevölkerung „erbliches, individuelles Besitzrecht“, oder aber, worauf die inländischen Dörfer kommunales Besitzrecht ausüben. Nun ist den Inländern verboten, ihr Besitzrecht auf unfreie Staatsdomäne auf Nichtinländer zu übertragen, und dieses Verbot erstreckt sich auch auf die Grundstücke, welche ihnen vom Gouvernement als sogenanntes „agrarisches Eigentum“ abgetreten sind. Unter Nichtinländern werden hier aber alle verstanden, welche nicht zu der ursprünglichen Bevölkerung des Landes gehören, folglich auch Chinesen, Araber usw. und ihre vermischten oder unvermischten Nachkommen. Diese Ausgeschlossenheit hat also mit der Gegenüberstellung Weiße = Farbige nichts zu schaffen, sondern dient nur dazu, zu verhüten, daß die ökonomisch schwache einheimische Bevölkerung des für ihre Existenz unentbehrlichen Landes beraubt wird. Gleiches bezweckende Maßregeln gibt es auch in bezug auf das Vermieten von Land durch Inländer an Nichtinländer.

All diese Bestimmungen beziehen sich aber einzig und allein auf diejenigen Teile der Staatsdomäne, welche von der ursprünglichen Bevölkerung kultiviert werden. Grundstücke, welche einmal als volles Eigentum abgetreten sind, können von allen Rassen ohne Unterschied erworben werden; so z. B. die sogenannten „particuliere landen“, welche vor einem Jahrhundert oder vor noch längerer Zeit vom

Gouvernement verkauft worden sind und von denen viele eine große Ausdehnung und eine zahlreiche inländische Bevölkerung haben, welche Erbpachtsrechte hat auf das von jeher von ihr bebaute Land. Unter diesen Grundstücken gibt es welche, die 1000 und mehr Bahu einnehmen (1 Bahu = gut 7000 qm) und die das Eigentum sind von Chinesen und Arabern. Auch die für landwirtschaftliche Unternehmungen in Erbpacht abgetretenen Teile der Staatsdomäne sind teilweise in den Händen Fremder Orientalen.

Schließlich sei noch die sogenannte „kleine Landwirtschaft“ erwähnt, eine Einrichtung, welche bezweckt, die Verarmung von Europäern zu verhüten, indem ihnen kleinere Grundstücke gegen verhältnismäßig niedrigen Pachtzins abgetreten werden, jedoch unter einigen Bedingungen zur Gewährleistung, daß die Grundstücke ihrer Bestimmung nicht entzogen werden. —

Nach vorstehenden allgemeinen Mitteilungen beschränke ich mich auf kurze Antworten auf nur einzelne der gestellten Fragen.

Mischlinge geben sich nicht gern mit Ackerbau ab, es sei denn als Beamter einer großen Unternehmung. Im allgemeinen suchen sie sich Arbeit, wobei sie — wenn auch in den niedrigsten Rängen, als Schreiber z. B., und gegen niedrige Befoldung — Herren bleiben können. Besonders gerne haben sie eine Stelle beim Gouvernement; schwere Handarbeit gefällt ihnen nicht, und nur sehr selten trifft man unter ihnen Tagelöhner für solche Verrichtungen an.

Unter den Tagelöhnern finden sich auch sehr wenige eigentliche Weiße; das Klima ist ihnen dafür zu heiß; auch sind sie dafür zu teuer, denn mit dem Orientalen, der die Hitze besser ertragen kann und weniger Bedürfnisse hat, können sie in ungelernter Arbeit nicht konkurrieren.

Was den Großhandel anbelangt, so können die Europäer die Konkurrenz mit anderen gut bestehen; aber die zunehmende Bildung der Chinesen, welche sich ihres Wertes immer mehr bewußt werden, macht dies immer weniger leicht. Für den Kleinhandel sind die europäischen Kaufleute zum Teil abhängig von den Fremden Orientalen (hauptsächlich Chinesen und Arabern), denen die europäischen Kleinhändler außerhalb der großen Bevölkerungszentren in der Regel nicht gewachsen sind.

Die Gesundheitsverhältnisse der Europäer sind mit einzelnen Worten nicht darzustellen. Es gibt sehr ungesunde Gegenden (z. B. sumpfige) und sehr gesunde (die trocknen oder hochgelegenen); auch ist

ein und dasselbe Klima einem heilsam, dem anderen schädlich. Im allgemeinen ist sogar der langjährige Aufenthalt in Niederländisch-Indien für den Weißen nicht ungesund als in Europa; aber zu schwerer Arbeit in der Sonne ist er dort doch meistens nicht geeignet. Diejenigen, welche in den warmen Tiefebeneen wohnen, haben Bedürfnis nach periodischer Erholung an kühleren Orten. Dazu besteht reichlich Gelegenheit, und besonders während der Schulferien wird dieselbe von vielen Familien benutzt. — Auf die Dauer aber erfährt der Vollbluteuropäer vielfach den Einfluß des Tropenklimas, welches sich, auch ohne bestimmte Krankheit, in rascherer Abnahme der Kräfte kundgibt oder in der Abspannung der Nerven.

Ob das Land für Besiedlung durch Vollbluteuropäer geeignet sei, ist eine Frage, über welche noch Meinungsverschiedenheiten bestehen. Es gibt allerdings Gegenden mit einem für Europäer günstigen Klima, aber diese sind, im Verhältnis zum Ganzen, nicht groß und liegen nicht beisammen, so daß die europäischen Ansiedler zwischen für sie ungeeigneten Ländern eingeklemmt sein würden. Der Verfasser dieser Schrift ist der Meinung, daß im ganzen der indische Archipel für eine rein europäische Kolonisation nicht geeignet sein würde, und zwar wegen seines Klimas. Außerdem ist der ganze Archipel bevölkert (und zum großen Teil sogar sehr dicht) von einer einheimischen Menschenrasse, welche nicht die geringsten Spuren aufweist, daß sie zum Aussterben neigt. Die Europäer würden für ungelernete Arbeit unzweifelhaft die so billigen und willigen inländischen Diener und Tagelöhner benutzen, so daß die Bevölkerung doch keine ausschließlich europäische bleiben würde, und die Erfahrung von Jahrhunderten hat gelehrt, daß Europäer und Inländer sehr leicht zur Blutvermischung übergehen, sogar wo dieser amtlich begegnet wird, so daß wenig Aussicht besteht, daß bei einem Ansiedlungsversuch von Europäern inmitten der Millionen Inländer keine Vermischung stattfinden würde. Die Ansiedlung würde also bald aus Mischlingen bestehen, welche der erdrückenden Mehrheit ihrer Umgebung sehr ähnlich sein würden.